





# OBERSCHLESISCHER VOLKS-KALENDER 1931



LAG: RIEDINGER'S BUCH- U. STEINDRUCKEREI · RATIBOR  
GE ZUM OBERSCHLESISCHEN ANZEIGER · GENERALANZEIGER FÜR SCHLESSEN U. POSEN

Ein wohlgepflegtes  
**Wein-Lager**

von ca. 300 000 Flaschen und  
ca. 500 000 Litern im Fass,

sowie ein Kreis von

vielen tausenden zufriedener Kunden

in den

**58 Jahren meines Bestehens**

bieten

sicherste Gewähr

für die

Reellität und Leistungsfähigkeit  
meiner Firma,

denn

**Weineinkauf ist Vertrauenssache.**

Hoflieferant

**Felix Przyszkowski**

Wein- und Spirituosen-Grosshandlung  
Eigene Likör-Fabrikation

Gegr. 1872

**Ratibor**

Gegr. 1872

**Beuthen**



**Gleiwitz**



**Hindenburg**



Holz Kirche Boguschanitz, Kreis Rybnik. (Phot. G. Woidol.)

126  
4



137910. 1931.

# Glück auf!

Oberschlesischer Kalender  
für das Jahr

# 1931

Herausgegeben unter Mitarbeit schlesischer  
Schriftsteller, Zeichner und Photographen  
Schriftleitung: Friedrich Raminsky

5Kc3

1084

5. Jahrgang

~~Instytut Śląski~~  
L. 1084 5



Ratlbor  
Verlag: Riedinger's Buch- und Steindruckerei

126  
4

# Riedinger's Buch- und Steindruckerei

Gegründet 1797

Ratibor, Oberwallstr. 22/24

Fernspr. 2541

Graphische Kunstanstalt :: Formularlager

Modern eingerichtete Buchbinderei mit den neuesten Hilfsmaschinen

Faltschachtelfabrikation in allen Größen  
und Ausführungen mit und ohne Druck

Künstlerische Anfertigung von Drucksachen aller Art — Katalogen  
und Preislisten in Schwarz- und Mehrfarbendruck — Werken —  
Zeitschriften — Tabellen für Handel, Industrie und Landwirtschaft

130.  
Jahrgang

## Oberschlesischer Anzeiger

130.  
Jahrgang

### General-Anzeiger für Schlesien und Posen

Oberschlesische Neueste Nachrichten

mit der täglichen Unterhaltungsbeilage „Hausfreund“ und den wöchentlichen  
illustrierten Beilagen „Das Leben im Bild“ und „Das Leben im Wort“

Hauptgeschäftsstelle Ratibor, Oberwallstraße 22/24

Eigene Geschäftsstellen: Beuthen OS. (Telefon 2316) — Hindenburg, Dorotheenstr. 8  
(Tel. 3988) — Gleiwitz (Tel. 2891) — Oppeln — Neisse — Leobschütz, Roßmarkt 6  
(Tel. 26) — Rybnik Polnisch-Oberschlesien ul. Korfantego 2

## Erfolgreichstes Insertionsorgan

da gleichmäßig verbreitet in Oberschlesien und  
in den angrenzenden Gebieten Niederschlesiens

Erschöpfende politische Tagesschau

Umfangreicher Nachrichten- und Handelsdienst durch Telefon und Radio

#### Sonder-Abteilungen:

Landwirtschaft  
Kunst und Wissenschaft  
Technik und Verkehr  
Radiotechnik  
Sport  
Gesundheitspflege  
Autosport

Die Frau  
Recht und Gesetz  
Wirtschafts- und Kommunale  
Tagesfragen  
Photo-Ecke  
Ziehungslisten der Preußischen  
Klassen-Lotterie

# Zum Geleit!

Anläßlich der 10. Wiederkehr des Abstimmungstages in Oberschlesien, auf den dann die Zerreißung der oberschlesischen Heimat folgte, ist unser diesjähriger „Glückauf-Kalender“ als **Gedenkbuch** für das an Polen abgetretene oberschlesische Gebiet gehalten.

In Wort und Bild soll, um das Andenken an das oberschlesische Land im Reich zu festigen, im Rahmen eines Jahrbuchs das Eigentümliche des abgetretenen Gebietes festgehalten werden. Deshalb ist die Zahl der behandelten Städte und Ortschaften den Monaten eines Jahres angeglichen. Gleichsam jedem Ort soll eine Zeitspanne des Gedenkens gewidmet sein.

So haben eine Reihe oberschlesischer Schriftsteller, die Mitglieder der **Vereinigung oberschlesischer Schriftsteller** sind, in Gemeinschaft mit den oberschlesischen Photographen A. Jüttner in Ratibor und M. Glauer in Oppeln dazu beigetragen, die gestellte Aufgabe zu erfüllen. Die Kalendarium- und Textzeichnungen lieferte wieder Gebrauchsgraphiker Alfred Broedel in Gleiwitz.

Möge das Gedenkbuch, das so entstanden ist, seine Aufgabe erfüllen, allen Freunden und Söhnen der oberschlesischen Erde ein Nachschlagewerk für das Jahr 1931 zu sein, das die Gedanken immer wieder zu unsern deutschen Brüdern in Polen lenkt.

**Verlag und Redaktion.**

# Januar

Tag	Ratholisch	Evangelisch	Monb. Aufg.	Monb. Unterg.
1. Woche. Die Beschneidung Jesu. Luf. 2, 21.			Sonnen- M. 8,11 U. 15,56	
D	1 Neuj. B. Gbr.	Neujahr	13,06	4,46
F	2 Makarius	Abel, Seth	13,39	6,07
S	3 Genovefa	Enoch	14,30	7,23
2. Woche. Die Rückkehr aus Aegypten. Matth. 2, 19-23.			Sonnen- M. 8,10 U. 15,59	
S	4 G. n. Neuj. ☉	G. n. Neujahr	15,38	8,28
M	5 Telesphorus	Simeon	17,00	9,16
D	6 St. 3 Könige	Epiphania	18,31	9,51
M	7 Lucian	Julian	20,02	10,15
D	8 Severinus	Erhard	21,29	10,34
F	9 Julian	Beatus	22,52	10,50
S	10 Agathon	Paul. Einjiedl.	—	11,04
3. Woche. Der zwölfjährige Jesus. Luf. 2, 42-52.			Sonnen- M. 8,07 U. 16,09	
S	11 1. n. Ersch. ☿	1. n. Ep. Hyginus	0,14	11,19
M	12 Arkadius	Reinhold	1,36	11,35
D	13 Gottfried	Hilarius	2,57	11,55
M	14 Felix	Felix	4,18	12,20
D	15 Maurus	Maurus	5,34	12,54
F	16 Marcellus	Marcellus	6,42	13,40
S	17 Antonius	Antonius	7,37	14,37
4. Woche. Hochzeit zu Kanaa. Joh. 2, 1-11.			Sonnen- M. 8,02 U. 16,20	
S	18 2. n. Ersch. ☿	2. n. Ep. Prista	8,19	15,45
M	19 Kanut	Sara	8,49	16,57
D	20 Fabian, Sebast.	Fabian, Seb.	9,10	18,10
M	21 Agnes	Agnes	9,27	19,20
D	22 Vincentius	Vincentius	9,42	20,29
F	23 Emerentiana	Emerentiana	9,53	21,37
S	24 Timotheus	Timotheus	10,05	22,45
5. Woche. Der Hauptmann von Kapernaum. Matth. 8, 1-13.			Sonnen- M. 7,54 U. 16,32	
S	25 3. n. Ersch. ♀. Bef.	3. n. Ep. P. Bef.	10,16	23,54
M	26 Polnkarp	Polnkarp	10,28	—
D	27 Joh. Chryf. ☉	Joh. Chrysofom.	10,43	1,06
M	28 Karl d. Gr.	Karl	11,04	2,22
D	29 Fr. v. Sales	Valerius	11,32	3,41
F	30 Martina	Adelgund	12,12	4,59
S	31 Petr. Nolascus	Vigilius	13,10	6,08

Der heitre Mensch lernt und  
denkt in einer Stunde mehr  
als der trübe und verstimmte  
in Wochen. Nur Heiterkeit  
bringt den wahren gedeih-  
lichen Fleiß hervor.

Lied.



So laß das Bangesein,  
Sieh' wie in deinem Garten  
Die Bäume stille warten  
Auf Maiensonnenschein.

Margarete Dörner

## Verlorene Heimat.

Lied eines Oberschleslers.

Die Tage schleichen grau und schwer,  
So wie ein Gram das Herz umschleicht,  
Das langsam er zermürbt, erweicht  
In ewig dunkler Wiederkehr.

Ein Mutterlächeln war einst mein,  
Es sonnte meiner Heimat Mund —  
Nun lausch' ich mir die Seele wund,  
Doch ach! es ließ mich längst allein.

Vergessen aber kann ich nicht  
Dein Wiegenlied, o Mutterland;  
Und ob ich hundert Heimten fand:  
Nur einer Heimat Stimme spricht!

Die Tage schleichen grau und schwer,  
So wie ein Gram das Herz umschleicht . . .  
Ich warte, warte, ob vielleicht  
Ein Licht aufglimmt von ungefähr.

Ewald Artur Hentschel.

# Februar

Tag	Katholisch	Evangelisch	Mond- Aufg.	Mond- Unterg.
<b>6. Woche.</b> Die Arbeiter im Weinberge. Matth. 20, 1—16.			<b>Sonnen-</b> M. 7,43 U. 16,45	
S	1 Septuagesima Ignatius	Septuagesima Brigitte	14,26	7,05
M	2 M. Lichtm.	Mar. Reinig.	15,56	7,46
D	3 Blasius	Blasius	17,30	8,15
M	4 Andr. Corsinus	Veronika	19,02	8,37
D	5 Agatha	Agatha	20,30	8,54
F	6 Dorothea	Dorothea	21,56	9,09
S	7 Romuald	Richard	23,20	9,24
<b>7. Woche.</b> Vom Säemann. Luf. 8, 4—15.			<b>Sonnen-</b> M. 7,32 U. 16,58	
S	8 Sexagesima Joh. v. Matha	Sexagesima Salomon	—	9,40
M	9 Apollonia	Apollonia	0,44	9,58
D	10 Scholastika	Scholastika	2,08	10,22
M	11 Desiderius	Euphrosyna	3,26	10,54
D	12 Eulalia	Eulalia	4,37	11,35
F	13 Benignus	Benignus	5,36	12,29
S	14 Valentinus	Valentinus	6,20	13,34
<b>8. Woche.</b> Sehet, wir gehen hinauf gen Jerusalem. Luf. 18, 31—43.			<b>Sonnen-</b> M. 7,18 U. 17,11	
S	15 Quinqu. Faustn.	Quin. Faustinus	6,53	14,45
M	16 Juliana	Juliana	7,16	15,57
D	17 Fastn. Donat.	Fastn. Konstant.	7,34	17,09
M	18 Ascherm Simeon †	Ascherm. Konk.	7,49	18,19
D	19 Gabinus	Susanna	8,01	19,27
F	20 Eleutherius †	Eucherius	8,12	20,34
S	21 Eleonora	Eleonora	8,24	21,43
<b>9. Woche.</b> Christi Versuchung Matth. 4, 1—11.			<b>Sonnen-</b> M. 7,04 U. 17,24	
S	22 1. Fasttg. P. Stuhl.	1. Fast. P. Stuhl.	8,35	22,53
M	23 Petr. Dam.	Serenus	8,48	—
D	24 Matthias	Matthias	9,06	0,07
M	25 Walburg. Qu.	Victorinus	9,29	1,23
D	26 Alexander	Nestor	10,02	2,39
F	27 Leander	Leander	10,51	3,51
S	28 Romanus	Justus	11,56	4,53

Die Seele deines Kindes ist  
ganz dein eigen. In unbes-  
grenztem Vertrauen hängt  
sein kleines Herz an dir  
und nimmt darin, fein und  
wach, alles auf, was du  
sagst und tußt.



Die Lieb' hat keinen Boden.  
Kein Senkblei geht zum  
Grund.  
Wer je darin versunken,  
Ward ew'ger Tiefen kund.

M. Herbert.

## Zwei Weisen des Waldfahrers.

### Der Waldfahrer stimmt seine Frühlingsflöte.

Eine graue Wolke  
riecht noch nach Schnee.

Aber die Birke  
sprang auf die Wiese im Negligé.

Ein Habichtspaar  
juchzt hoch im Blau.

O Habichtsmann, o Habichtsfrau,  
der ich durch Dorn und Distel kreuich,  
beneide euch.

### Der Waldfahrer begegnet einer Ameise.

Ich gehe durch den Wald  
groß wie Gott  
und spiele mit den Bäumen  
wie mit Halmen.

Eine Ameise kreuzt  
meinen Weg,  
ich bin kleiner als die Ameise,  
den Fuß  
des Wolkenwanderers Gott  
im Nacken.

Victor Kaluza.

# März

Tag	Katholisch	Evangelisch	Mont- Huf.	Mont- Unterg.
<b>10. Woche.</b> Von der Verkürung Christi. Matth. 17, 1—9. <span style="float: right;"><b>Sonnen-</b> M. 6,49 U. 17,37</span>				
S	1 2. Fasttg. Abtinus	2. Remin. Abtin.	13,18	5,39
M	2 Simplicius	Simplicius	14,50	6,13
D	3 Kunigunde	Kunigunde	16,23	6,38
M	4 Kasimir ☉	Adrianus	17,55	6,56
D	5 Friedrich	Friedrich	19,25	7,12
S	6 Perpetua †	Fridolin	20,53	7,27
S	7 Thom. v. Aquino	Felicitas	22,21	7,43
<b>11. Woche.</b> Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich. Lut. 11, 14—28. <span style="float: right;"><b>Sonnen-</b> M. 6,33 U. 17,50</span>				
S	8 3. Fasttg. S. de D.	3. Oculi Philemon	23,48	8,01
M	9 Franziska	Franziska	—	8,23
D	10 40 Märtyrer	Henriette	1,12	8,52
M	11 Eulogius ☉	Rosina	2,28	9,31
D	12 Greg. d. Gr. p.	Gregor d. Gr.	3,32	10,22
S	13 Euphrafia †	Ernst	4,21	11,24
S	14 Mathilde	Zacharias	4,57	12,34
<b>12. Woche.</b> Die wunderbare Speisung. Joh. 6, 1—15. <span style="float: right;"><b>Sonnen-</b> M. 6,17 U. 18,03</span>				
S	15 4. Fasttg. Longin	4. Caetare Christ	5,23	13,46
M	16 Heribert	Cyriakus	5,42	14,58
D	17 Gertrud	Gertrud	5,58	16,08
M	18 Cyrillus	Anselmus	6,10	17,17
D	19 Joseph ☉	Joseph	6,21	18,25
S	20 Joachim †	Hubert	6,32	19,33
S	21 Benediktus	Benediktus	6,44	20,43
<b>13. Woche.</b> Wer kann mich einer Sünde zeihen? Joh. 8, 46—59. <span style="float: right;"><b>Sonnen-</b> M. 6,00 U. 18,15</span>				
S	22 Passig. Octavian	5. Judica Kasimir	6,55	21,56
M	23 Otto	Eberhard	7,11	23,11
D	24 Gabriel	Gabriel	7,33	—
M	25 Mar. Verk.	Maria Verk.	8,02	0,27
D	26 Ludger	Emanuel	8,42	1,39
S	27 Rupert † ☉	Rupert	9,39	2,44
S	28 Guntram	Matheus	10,53	3,34
<b>14. Woche.</b> Christi Einzug in Jerusalem. Matth. 21, 1—9. <span style="float: right;"><b>Sonnen-</b> M. 5,44 U. 18,27</span>				
S	29 Palmf. Eustafus	6. Palm. Eustaf.	12,17	4,12
M	30 Quirinus	Guido	13,47	4,38
D	31 Balbina	Amos	15,18	4,59

Etwas ganz Liebes ist es  
um die Dorf Freude,  
Sie macht einen warmen  
Menschen aus dir.



Hartes Geld in weichen  
Händen

Wird viel Not zu Freude  
wenden.

8. 8.

## Erdmutter im frühen März.

Noch ruhst du traumbetäubt,  
Föhnwinde wollten dich wecken,  
Doch deine Lider sind noch schwer!  
— Vergraut und ganz bestäubt  
hängen die Winterdecken  
In streifigen Falten um dich her.  
Daraus tauen eisige Säfte,  
Die saugst du durstig in dich ein  
Und wirkst durch Mutterkräfte  
Den Eistrank um in Blut und Wein!  
— Und wenn am hohen Mittag  
Die Sonnenschwester lönend lacht,  
Dann ist in deiner Mutterbrust  
Auch goldenes Lachen aufgewacht!  
— Nun treibst du zu den Bäumen  
Dein götterstarkes Blut hinan,  
Daß fern in lustigen Räumen  
Das letzte Aestchen atmen kann!  
Nun betest du, Hochschwangre,  
Nun hältst du wieder hohe Zeit!  
O Herz, nun halt den Atem an,  
Nun mach auch dich bereit, bereit,  
Tu ab den Staub und Plunder,  
Den schwarzen Gram, das graue Leid!  
Knie nackt! Erdmutter ward geweiht!  
Die Gottheit schafft in Heimlichkeit  
In ihr das Mutterwunder,  
Das heilige Mutterwunder!

Christine von Winkler.

# April

Tag	Ratholisch	Evangelisch	Monb.-Aufg.	Monb.-Unterg.
M	1 Hugo	Theodora	16,48	5,16
*D	2 Gründstg. ☉	Theodosia	18,17	5,31
*F	3 Karfreitag †	Karfreitag	19,46	3,46
S	4 Karstamstg. †)	Ambrosius	21,16	6,03
15. Woche. Die Auferstehung des Herrn. Mart. 16, 1-8. <span style="float:right">Sonnen- u. 5,28 u. 18,40</span>				
S	5 Oster Sonntag	Oster Sonntag	22,45	6,23
M	6 Oster Montag	Oster Montag	—	6,49
D	7 Hermann	Cölestin	0,09	7,24
*M	8 Albert	Liborius	1,20	8,12
*D	9 M. Kleophä ☉	Bogislaus	2,18	9,12
S	10 Ezechiel	Daniel	2,39	10,21
S	11 Leo der Gr.	Hermann	3,27	11,34
16. Woche. Freude sei mit Euch. Joh. 20, 19-31. <span style="float:right">Sonnen- u. 5,11 u. 18,52</span>				
S	12 M. Sonnt. Jul.	1. Quas. Julius	3,48	12,46
M	13 Hermenegild	Justinus	4,05	13,57
D	14 Tiburtius	Tiburtius	4,19	15,06
M	15 Anastasia	Olympiades	4,30	16,14
D	16 Drogo	Carisius	4,41	17,23
S	17 Anicetus	Rudolf	4,52	18,32
S	18 Eleutherius ☉	Valerian	5,04	19,45
17. Woche. Vom guten Hirten. Joh. 10, 11-16. <span style="float:right">Sonnen- u. 4,56 u. 19,04</span>				
S	19 2. n. Ost. Werner	2. M. D. Herm.	5,19	20,59
M	20 Victor	Sulpitius	5,38	22,16
D	21 Anselm	Adolarius	6,05	23,31
M	22 Soter u. Cajus	Soter u. Cajus	6,41	—
D	23 Georg	Georg	7,32	0,38
S	24 Adalbert	Albert	8,40	1,32
S	25 Schf hl. Jos ☉	Markus Ev.	9,59	2,13
18. Woche. Ueber ein Kleines. Joh. 16, 16-22. <span style="float:right">Sonnen- u. 4,41 u. 19,16</span>				
S	26 3. n. Ost. Metus	3. Jubil. Metus	11,25	2,41
M	27 Anastasius	Anastasius	12,52	3,03
D	28 Vitalis	Vitalis	14,19	3,21
M	29 Petrus Mär.	Sibylla	15,46	3,36
D	30 Kathar. v. Siena	Eutropius	17,13	3,50

\*) Die Juden feiern ihr Passahfest am 2. und 3. April, das siebente Passahfest am 8. April und Passahende am 9. April.

Wir können wohl das Glück  
entbehren,  
aber nicht die Hoffnung.  
I. h. Storm.



Von innen wird dem Edlen  
die Welt gestaltet; nur dem  
gemeinen Toren entsteht sie  
von außen.

Richard Wagner.

## Lieder der Nacht.

### I.

Denn dieser späte Abend dunkelt nicht,  
Der Himmel leuchtet in kristall'ner Reine,  
Der Dinge Schatten steh'n in seinem Scheine:  
Zu lange trank er heut der Sonne Licht.

Von seiner klaren Kuppel überdacht  
Steht breiter Bäume schattenhafter Reigen;  
Steil in die Abendwolken Schlote steigen —  
Wie aller Wunder voll ist diese Nacht!

### II.

Der Abend naht der maiensel'gen Welt;  
Sein Lied steigt lerkhenjubelnd in die Höhen.  
Die Schlote rings im neuergrüntem Feld  
Verstummt und leise überschattet stehen.

Die Ruhe still der Nacht entgegenreift:  
In blauem Duft versinken ferne Hügel,  
Und letzter Schimmer glutet auf und streift  
Die großen, abenddunklen Wolkenflügel.

Elise Rostalski.

# M a i

Tag	Katholisch	Evangelisch	Monat- Anfg.	Monat- Unterg.
S	1 Philipp., Jak.	Philipp., Jak.	18,41	4,06
S	2 Athanasius ☉	Sigismund	20,11	4,24
19. Woche. Es ist euch gut, daß ich hingehe. Joh. 16, 5—14.			Sonnen- M. 4,27 U. 19,28	
S	3 4. n. Ost. Kr. Erfind.	4. Cantat. Kr. Erf.	21,39	4,47
M	4 Monica	Florian	22,59	5,18
D	5 Pius V.	Gotthard	—	6,00
M	6 Joh. v. d. Pforte	Dietrich	0,06	6,56
D	7 Stanislaus	Gottfried	0,54	8,04
S	8 Michaels Ersh.	Stanislaus	1,29	9,17
S	9 Gregor ☉	Hiob	1,53	10,31
20. Woche. Bittet, so werdet ihr nehmen. Joh. 16, 23—30.			Sonnen- M. 4,14 U. 19,40	
S	10 5. n. Ost. Antonius	5. Rogate. Gord.	2,11	11,43
M	11 Mamertus	Mamertus	2,26	12,53
D	12 Pankratius	Pankratius	2,38	14,01
M	13 Servatius	Servatius	2,49	15,09
D	14 Himmelf. Ehr.	Himmelf. Ehr.	3,00	16,19
S	15 Sophia	Sophia	3,12	17,30
S	16 Joh. v. Nep.	Deregrinus	3,25	18,45
21. Woche. Der Geist der Wahrheit. Joh. 15, 26—16.			Sonnen- M. 4,03 U. 19,51	
S	17 6. n. Ost. Ubald. ☉	6. Grund. Jodot.	3,43	20,02
M	18 Venantius	Erich	4,07	21,19
D	19 Petr. Cölestin	Potentiana	4,40	22,29
M	20 Bernhardin	Anastasius	5,28	23,29
D	21 Selig	Prudens	6,31	—
*S	22 Julia	Helena	7,49	0,14
*S	23 Desiderius	Desiderius	9,12	0,45
22. Woche. Der Tröster. Joh. 14, 23—31.			Sonnen- M. 3,53 U. 20,01	
S	24 Pfingstsonnt. ☉	Pfingstsonntag	10,37	1,09
M	25 Pfingstmontag	Pfingstmontag	12,02	1,27
D	26 Eduard	Eduard	13,26	1,42
M	27 Ludolf Quat.	Ludolf	14,50	1,56
D	28 Wilhelm	Wilhelm	16,15	2,11
S	29 Maximus †	Maximin	17,42	2,27
S	30 Selig	Wigand	19,10	2,47
23. Woche. Der Taufbefehl. Matth. 28, 18—20.			Sonnen- M. 3,45 U. 20,10	
S	31 Dreif. Fest. ☉	Trinitatis. Petri	20,34	3,14

\*) Die Juden feiern ihr  
Fest am 22. und  
23. Mai.

Dieser Monat ist ein Kuß,  
Den der Himmel gibt der  
Erde,  
Daß sie jezo seine Braut,  
Künftig eine Mutter werde.

Friedr. v. Bogau



Menschenliebe, die aller-  
höchste, ist im Grunde nichts  
mehr und nichts weniger  
als Gerechtigkeit.

Basater.

## Wanderlied.

Lerchen jubelnd aufwärts schweben,  
in die duft'ge, blaue Ferne,  
und es wirbt das volle Leben,  
und es locken fremde Sterne.

Und ich sehe wie die Quellen  
wandern über Stein und Moosen,  
bis zum starken Strom sie schwellen —  
lerne von dem Wind, dem losen!

Brech am Wege rote Rosen,  
eilends im Vorüberhaften,  
doch zu heimlich traudem Kosen  
will ich wohl ein Stündchen rasten.

Will von jungen, frischen Lippen  
mir der Liebe Nektar rauben —  
wie wenn Falter Honig nippen —  
in verschwieg'nen, stillen Lauben.

Ist verglüht das Licht der Sterne,  
nehm ich Abschied, froh und heiter,  
denn es lockt und wirbt die Ferne:  
wand're, wand're, weiter, weiter!

Gertrud Grabowski.

# Juli

Tag	Ratholisch	Evangelisch	Mond- Aufg.	Mond- Unterg.
M	1 Theobald	Theobald	21,54	4,38
D	2 Mar. Heimsf.	Maria Heimsf.	22,18	5,54
⚔	3 Hyacinth	Kornelius	22,35	7,09
S	4 Ulrich	Ulrich	22,50	8,22
28. Woche. Speisung der Viertausend. Matth. 8, 1—9.			Sonnen- M. 3,43 U. 20,25	
S	5 6. n. Pf. Numerian.	5. n. Tr. Anselmus	23,02	9,32
M	6 Jesaias	Jesaias	23,13	10,41
D	7 Willibald	Willibald	23,24	11,48
M	8 Kilian	Kilian	23,36	12,57
D	9 Cyrillus	Cyrillus	23,50	14,08
⚔	10 Sieben Brüd.	Sieben Brüd.	—	15,22
S	11 Pius	Pius	0,09	16,39
29. Woche. Von den falschen Propheten. Matth. 7, 15—21.			Sonnen- M. 3,50 U. 20,20	
S	12 7. n. Pf. 3. Qualb.	6. n. Tr. Heinrich	0,35	17,55
M	13 Margareta	Margareta	1,11	19,05
D	14 Bonaventura	Bonaventura	2,03	20,02
M	15 Apost. Teilg.	Apostel Teilg.	3,13	20,45
D	16 Skapulierfest	Ruth	4,36	21,15
⚔	17 Alexius	Alexius	6,05	21,37
S	18 Fridericus	Rosina	7,33	21,55
30. Woche. Der ungerechte Haushalter. Lut. 16, 1—9.			Sonnen- M. 3,59 U. 20,12	
S	19 8. n. Pf. Vinc. v. P.	7. n. Tr. Rufina	9,00	22,10
M	20 Margareta	Elias	10,24	22,24
D	21 Praxedes	Praxedes	11,48	22,39
M	22 Mar. Magd.	Maria Magd.	13,12	22,56
D	23 Apollinaris	Apollinaris	14,37	23,18
⚔	24 Christine	Christine	16,01	23,46
S	25 Jakobus	Jakobus	17,19	—
31. Woche. Der Herr weint über Jerusalem. Lut. 19, 41—47.			Sonnen- M. 4,08 U. 20,03	
S	26 9. n. Pf. Anna	8. n. Tr. Anna	18,26	0,25
M	27 Pantaleon	Martha	19,18	1,18
D	28 Innocenz	Pantaleon	19,55	2,23
M	29 Martha	Beatrix	20,21	3,37
D	30 Abdon	Abdon	20,41	4,53
⚔	31 Jgn. v. Loyola	Germanus	20,56	6,07

Man muß nicht zu viel  
sinnen,  
Wie werd' ich das beginnen,  
Dem Zweifler nur und Toren  
Gehts, gut gewollt, verloren.

Walter Schubert.



Jeder sage, was ihm Wahr-  
heit dünkt, und die Wahrheit  
selbst sei Gott empfohlen.

Bessing.

## Rosenrotes Wölkchen...

Rosenrotes Wölkchen  
steht am Himmelszelt,  
lofes, junges Völkchen  
schreitet durch das Feld.

Und durch Mohn und Ähren  
wispert's her und hin —  
goldene Himmelsbrücken  
baut der leichte Sinn.

Bunte Träume wuchern  
über ödem Grau,  
ziehen mit den Wolken,  
sterben mit dem Tau.

Rosenrotes Wölkchen,  
du zerfließt im Wind —  
lofes, junges Völkchen,  
leis der Sand verrinnt.

Gertrud Grabowski.

# Juli

Tag	Katholisch	Evangelisch	Mond- Aufg.	Mond- Unterg.
M	1 Theobald	Theobald	21,54	4,38
D	2 Mar. Heimsf.	Mariä Heimsf.	22,18	5,54
§	3 Hyacinth	Kornelius	22,35	7,09
S	4 Ulrich	Ulrich	22,50	8,22
<b>28. Woche.</b> Speisung der Viertausend. Mark. 8, 1—9.			<b>Sonnen-</b> M. 8,43 U. 20,25	
S	5 <b>6. n. Wf.</b> Numerian.	<b>5. n. Tr.</b> Anselmus	23,02	9,32
M	6 Jesaias	Jesaias	23,13	10,41
D	7 Willibald	Willibald	23,24	11,48
M	8 Kilian	Kilian	23,36	12,57
D	9 Cyrillus	Cyrillus	23,50	14,08
§	10 Sieben Brüd.	Sieben Brüd.	—	15,22
S	11 Pius	Pius	0,09	16,39
<b>29. Woche.</b> Von den falschen Propheten. Matth. 7, 15—21.			<b>Sonnen-</b> M. 8,50 U. 20,20	
S	12 <b>7. n. Wf.</b> 3. Qualb.	<b>6. n. Tr.</b> Heinrich	0,35	17,55
M	13 Margareta	Margareta	1,11	19,05
D	14 Bonaventura	Bonaventura	2,03	20,02
M	15 Apost. Teilg.	Apostel Teilg.	3,13	20,45
D	16 Skapulierfest	Ruth	4,36	21,15
§	17 Alexius	Alexius	6,05	21,37
S	18 Fridericus	Rosina	7,33	21,55
<b>30. Woche.</b> Der ungerechte Haushalter. Lut. 16, 1—9.			<b>Sonnen-</b> M. 8,59 U. 20,12	
S	19 <b>8. n. Wf.</b> Vinc. v. P.	<b>7. n. Tr.</b> Rufina	9,00	22,10
M	20 Margareta	Elias	10,24	22,24
D	21 Pragedes	Pragedes	11,48	22,39
M	22 Mar. Magd.	Maria Magd.	13,12	22,56
D	23 Apollinaris	Apollinaris	14,37	23,18
§	24 Christine	Christine	16,01	23,46
S	25 Jakobus	Jakobus	17,19	—
<b>31. Woche.</b> Der Herr weint über Jerusalem. Lut. 19, 41—47.			<b>Sonnen-</b> M. 4,08 U. 20,03	
S	26 <b>9. n. Wf.</b> Anna	<b>8. n. Tr.</b> Anna	18,26	0,25
M	27 Pantaleon	Martha	19,18	1,18
D	28 Innocenz	Pantaleon	19,55	2,23
M	29 Martha	Beatrix	20,21	3,37
D	30 Abdon	Abdon	20,41	4,53
§	31 Jgn. v. Loyola	Germanus	20,56	6,07



Mittelalterlicher Altarschrein in Lazisl, Kreis Rybnik. (Phot. G. Woidol.) 3

Waldbügel bei Brynel, Kr. Tarnowitz.



Ehe die Sterne einer Er-  
füllung dir scheinen konnten,  
Mußte erst die Sonne eines  
Glückes dir untergehn.

Margarete Dörner.



Es wird wohl der Geist,  
nie aber das Herz er-  
schöpft.

Aug. von Platen.

## Schon gilbt das Korn....

Es gilbt das Korn, Gras wird gemäht,  
Und wie nun reif die Erde steht,  
Die Bäume feierlich mir winken,  
Tiefsatt die dunklen Teiche blinken,  
Nun sing ich wie ein Beter tut:  
O heil'ge Erde, du bist gut!

Und wenn ein Herz dich blöd verkannt,  
Verzeih es armem Unverstand!  
Du schenkst dich aus ohn' Unterlaß  
Und lächelst noch ob Lieb und Haß,  
Und tappen wir, von Träumen blind,  
Du liebst auch dein verirrtes Kind!

Dein Blut rauscht tief im Quellengrund  
Und speist der Pflanzen dunklen Mund.  
Es rauscht im Menschen, Mann und Weib,  
In aller Kreaturen Leib!  
Und Alle nährt dein heilig Blut:  
O heil'ge Mutter, du bist gut!

Christine von Winkler.

# August

Tag	Katholisch	Evangelisch	Mond- Aufg.	Mond- Unterg.
S	1 Pet. Kettenf.	Petri Kettenf.	21,09	7,18
32. Woche. Pharläer und Zöllner. Lut. 18, 9—14.			Sonnen- U. 4,19 U. 19,52	
S	2 10. n. Vf. Portunt.	9. n. Tr. Gustav	21,20	8,27
M	3 Stephan Erf.	August	21,31	9,35
D	4 Dominikus	Dominikus	21,42	10,43
M	5 Mar. Schnee	Oswald	21,54	11,52
D	6 Verkl. Chr. ☉	Verkl. Christi	22,11	13,04
S	7 Cajetanus	Donatus	22,33	14,19
S	8 Cyriakus	Cyriakus	23,04	15,34
33. Woche. Saphata. Mark. 7, 31—37.			Sonnen- U. 4,30 U. 19,39	
S	9 11. n. Vf. Roman	10. n. Tr. Roman.	23,47	16,47
M	10 Laurentius	Laurentius	—	17,50
D	11 Tiburtius	Hermann	0,48	18,38
M	12 Klara	Klara	2,06	19,14
D	13 Hippolytus ☉	Hippolytus	3,34	19,40
S	14 Eusebius †	Eusebius	5,06	19,59
S	15 Maria Hf.	Mar. Heimg.	6,36	20,15
34. Woche. Der barmherzige Samariter. Lut. 10, 28—37.			Sonnen- U. 4,42 U. 19,26	
S	16 12. n. Vf. Rochus	11. n. Tr. Sfaat	8,04	20,30
M	17 Liberatus	Bilibald	9,31	20,45
D	18 Helena	Agapetus	10,57	21,01
M	19 Sebald	Sebald	12,24	21,21
D	20 Bernhard ☉	Bernhard	13,49	21,48
S	21 Anastasius	Hartwig	15,11	22,23
S	22 Timotheus	Philibert	16,21	23,12
35. Woche. Die zehn Ausföhigen. Lut. 17, 11—19.			Sonnen- U. 4,54 U. 19,11	
S	23 13. n. Vf. Ph. Ben.	12. n. Tr. Zachäus	17,17	—
M	24 Bartholomäus	Bartholomäus	17,58	0,13
D	25 Ludwig	Ludwig	18,26	1,24
M	26 Sephyrinus	Samuel	18,47	2,39
D	27 Rufus	Gebhard	19,03	3,53
S	28 Augustinus ☉	Augustinus	19,16	5,06
S	29 Joh. Enthaupt.	Joh. Enthaupt.	19,28	6,15
36. Woche. Sorget nicht. Matth. 6, 24—33.			Sonnen- U. 5,05 U. 18,55	
S	30 14. n. Vf. Kofa	13. n. Tr. Benjam.	19,38	7,24
M	31 Raimund	Paulinus	19,49	8,31

Das Leben erheißcht von  
uns, daß wir etwas Ganzes  
sind.

Theodor Fontane.



Der Zugeschlossene schließt  
alles zu, und der Offene  
öffnet.

Goethe.

## An Gott zur Zeit der Sommermitte.

Du gabst mir viel zu tragen,  
Ich darf es dir wohl sagen,  
Oft drückt die Last mir fast den Rücken wund.

Doch immer brennt mein Herze  
Wie eine Blütenkerze,  
Und immer wieder psalmodiert mein Mund.

Wenn ich dein Sommerprangen  
Tief in dies Herz darf fangen,  
Bis sich's vor lauter Fülle selig spannt.

Und wie ein Segel, linde  
Geschwellt von hohem Winde  
Mich trägt weit über Wald und grünes Land.

Es schifft im Aether stille  
Und schaut der Bäume Fülle  
Und spiegelt wonnig sich im dunklen Teich.

Umkreist von Schwalbenflügeln  
Schwebts über fernen Hügeln  
Und atmet mit den dunklen Wäldern gleich.

O hohe Sommermitte!  
Ich glaubte, daß ich litte,  
Und doch ist nur die Freudenlast so schwer.

Ich hör: — ein licht Gedröhne, —  
Des Erdenherzens Töne,  
Sie klingen ewig ruhevoll daher!

Christine von Winkler.

# September

Tag	Katholisch	Evangelisch	Wond- Aufg.	Wond- Unterg.
D	1 Ägidius	Ägidius	20,02	9,40
M	2 Stephan	Ab沙龙	20,15	10,51
D	3 Mansuetus	Mansuetus	20,35	12,03
F	4 Rosalia	Moses	21,01	13,18
S	5 Laurentius	Herkules	21,37	14,30

\*) Die Juden feiern den Anfang ihres 5692. Jahres am 12. September, das zweite Neujahrsfest am 13. September, das Verjöhnungsfest am 21. September, das Laubhüttenfest am 26. und 27. September.

37. Woche. Weine nicht. Luf. 7, 11—16. Sonnen-  
U. 5,17 U. 18,39

S	6 15. n. Vf. Schhengf.	14. n. Tr. Magnus	22,29	15,37
M	7 Regina	Regina	23,38	16,30
D	8 Maria Geb.	Maria Geburt	—	17,11
M	9 Gorgonius	Bruno	1,00	17,40
D	10 Nikol. v. Tol.	Sosthenes	2,30	18,01
F	11 Protus	Protus	4,01	18,19
*S	12 Mar. Namensf.	Syrus	5,32	18,34

38. Woche. Sabbatsfeier in Rebe und Demut. Luf. 14, 1—11. Sonnen-  
U. 5,29 U. 18,22

*S	13 16. n. Vf. Matern.	15. n. Tr. Amatus	7,01	18,49
M	14 Kreuz. Erh.	Kreuzes Erh.	8,31	19,05
D	15 Nikomedes	Nikomedes	10,01	19,24
M	16 Kornel. Quat.	Euphem. Quat.	11,30	19,49
D	17 Lambertus	Lambertus	12,56	20,21
F	18 Th. v. Vill. †	Titus	14,13	21,06
S	19 Januarus	Januarus	15,15	22,04

39. Woche. Das vornehmste Gebot und die vornehmste Frage. Matth. 22, 35—46. Sonnen-  
U. 5,40 U. 18,06

S	20 17. n. Vf. Eustach.	16. n. Tr. Fausta	15,59	23,14
*M	21 Matth. Ev.	Matth. Ev.	16,31	—
D	22 Moritz	Moritz	16,54	0,28
M	23 Thekla	Hoseas	17,11	1,42
D	24 Johann Empf.	Johann. Empf.	17,25	2,55
F	25 Kleophas	Kleophas	17,37	4,05
*S	26 Cyprianus	Cyprianus	17,47	5,13

40. Woche. Der Sichtbrüchige. Matth. 9, 1—14. Sonnen-  
U. 5,52 U. 17,49

*S	27 18. n. Vf. K. Dam.	17. n. Tr. K. Dam.	17,58	6,21
M	28 Wenzeslaus	Wenzeslaus	18,10	7,30
D	29 Michaelis	Michaelis	18,23	8,40
M	30 Hieronymus	Hieronymus	18,40	9,52

Frieden läßt dich deinen  
Recht genießen,  
Wie dein Herze selbst be-  
gehrt.  
Darum sollst du Frieden  
Krieg verfluchen,  
Krieg verzehret, Friede nährt.

Andreas Ischering (1611-59).



Wer der Arbeit Mark will  
genießen,  
Muß ihr Bein zu brechen  
wissen.  
Friedrich v. Logau.

## An die Kastanie.

Liebliche Kugel, Du Braune, Geflammte,  
Himmliſcher Tischlerwerkstatt Entſtammt!  
Knallend zersprengst Du die stachelige Hülle,  
Ruhst auf gesunkener Goldblätter Fülle!  
Heben Dich heute verschämt meine Hände,  
Wandert mein Herz zu besonntem Gelände!  
Flammendes Wunder, Du Spielwerk ohn' Fehle,  
Singst einſt des Kindes tanzende Seele!  
Sprangt aus dem Bettlein ihm hold, ohne Makel,  
Wie aus dem heiligen Tabernakel.

Christine von Winkler.

# Oktober

Tag	Katholisch	Evangelisch	Woch- Aufg.	Woch- Unterg.
D	1 Remigius	Remigius	19,03	11,05
F	2 Leodegar	Vollrad	19,34	12,18
*S	3 Candidus	Jairus	20,20	13,25

\*) Die Juden feiern Laubhüttenfeste am 3. Oktober, das Fest der Geseßfreude am 4. Oktober.

41. Woche. Die königliche Hochzeit. Matth. 22, 1—14. Sonnen-  
U. 6,04 U. 17,33

*S	4 19. n. Wf.  Rosenkranzfest	18. n. Tr.  Erntedankf.	21,20	14,23
M	5 Placidus	Placidus	22,35	15,08
D	6 Bruno	Fides	23,58	15,40
M	7 Markus p	Amalia	—	16,03
D	8 Brigitta	Pelagia	1,27	16,23
F	9 Dionysius	Dionysius	2,56	16,38
S	10 Franz Borgia	Gideon	4,25	16,53

42. Woche. Des königlichen Sohn. Joh. 4, 46.—53. Sonnen-  
U. 6,16 U. 17,17

S	11 20. n. Wf.  Burch.	19. n. Tr.  Burch.	5,54	17,08
M	12 Maximilian	Maximilian	7,26	17,26
D	13 Eduard	Koloman	8,58	17,48
M	14 Calixtus	Calixtus	10,30	18,18
D	15 Theresa	Hedwig	11,55	18,58
F	16 Gallus	Gallus	13,04	19,53
S	17 Hedwig	Florentin	13,57	21,00

43. Woche. Der Schallstnecht. Matth. 18, 23—35. Sonnen-  
U. 6,29 U. 17,01

S	18 21. n. Wf.  Lutas	20. n. Tr.  Lutas	14,35	22,15
M	19 Petr. v. Alcantara	Ferdinand	15,00	23,31
D	20 Wendelin	Wendelin	15,18	—
M	21 Ursula	Ursula	15,34	0,44
D	22 Cordula	Cordula	15,46	1,55
F	23 Joh. v. Capistr.	Severinus	15,56	3,03
S	24 Raphael	Salome	16,07	4,11

44. Woche. Die Zinsmünze. Matth. 22, 15—21. Sonnen-  
U. 6,42 U. 16,46

S	25 22. n. Wf.  Chr. Rgsf.	21. n. Tr.  Crispin.	16,18	5,19
M	26 Evaristus	Amandus	16,30	6,29
D	27 Sabina	Sabina	16,47	7,41
M	28 Simon, Juda	Simon, Juda	17,08	8,54
D	29 Narzissus	Engelhard	17,37	10,08
F	30 Serapion	Hartmann	18,17	11,17
S	31 Wolfgang	Wolfgang	19,11	12,18

Fernstenliebe ist leichter als  
Nächstenliebe. Wir sind sehr  
geneigt, im engsten Kreise  
zu verweigern, was wir  
Fernerstehenden mit vollen  
Händen geben. Nächsten-  
liebe beginnt eben beim  
Nächsten.

Elfe Budnowski.



Wertvolle Erinnerungen  
lassen dein Herz in eine  
schöne Tiefe hineinhörchen.

## Frauenherz.

Wünsche liegen tief in mir gefangen,  
Einst mocht ich nach Wissensfrüchten langen,  
Mocht ein Steinchen mit zu Kirchen tragen,  
Die, ein Menschenwerk, zum Himmel ragen,  
Mocht aus der Erkenntnis Quell mich tränken,  
Mir den Trank der Lebenswunder schänken!  
Doch nun hüt ich still des Hauses Leuchte,  
Draus ich sorgend alle Stürme scheuchte;  
Aber meine Sehnsucht wird erwachen,  
Wenn mir einst zwei Kinderaugen lachen.  
Stille will ich dann den Acker säen,  
Bis ich einst mag reif die Ernte mähen,  
Und, wenn meines Kindes Garben reifen,  
Garben, die ich selbst einst mochte greifen,  
Will ich heimlich mir im Herzen sagen:  
Siehe, auch mein Acker hat getragen!

Christine von Winkler.

# November

Tag	Katholisch	Evangelisch	Mond- Aufg.	Mond- Unterg.
<b>45. Woche.</b> Jairo Töchterlein. Matth. 9, 18—26.			<b>Sonnen-</b> M. 6,54 U. 16,32	
S	1 <b>23. n. Vf.</b> Allerheil.	<b>22. n. Tr.</b> Ref.-F.	20,21	13,06
M	2 Allerseelen	Aller eelen	21,39	13,41
D	3 Hubertus	Gottlieb	23,03	14,07
M	4 Karl Borrom.	Charlotte	—	14,26
D	5 Emmerich	Blandina	0,29	14,43
F	6 Leonhard	Leonhard	1,54	14,57
S	7 Engelbert	Engelbert	3,20	15,12
<b>46. Woche.</b> Unkraut unter dem Weizen. Matth. 13, 24—30.			<b>Sonnen-</b> M. 7,07 U. 16,20	
S	8 <b>24. n. Vf.</b> 4 getr. W.	<b>23. n. Tr.</b> Gottfried	4,49	15,28
M	9 Theodorus	Theodorus	6,20	15,47
D	10 Andr. Avellin	Martin Luther	7,53	16,13
M	11 Martin Bischof	Martin Bischof	9,23	16,48
D	12 Martin P.	Jonas	10,44	17,38
F	13 Stanislaus K.	Briccius	11,47	18,42
S	14 Jukundus	Levinus	12,32	19,57
<b>47. Woche.</b> Gleichnisse vom Senfkorn und Sauerteig. Matth. 13, 31—35.			<b>Sonnen-</b> M. 7,20 U. 16,09	
S	15 <b>25. n. Vf.</b> Leopold	<b>24. n. Tr.</b> Leopold	13,02	21,14
M	16 Edmund	Ottomar	13,23	22,30
D	17 Gr. Chaum.	Hugo	13,39	23,42
M	18 Otto, Eugen	<b>Wuß- u. Vettag</b>	13,53	—
D	19 Elisabeth	Elisabeth	14,04	0,52
F	20 Selig v. Dal.	Amos	14,15	2,00
S	21 Maria Opfer	Maria Opfer	14,26	3,07
<b>48. Woche.</b> Vom Greuel der Vermüstung. Matth. 24, 15—35.			<b>Sonnen-</b> M. 7,32 U. 16,00	
S	22 <b>26. n. Vf.</b> Cäcilia	<b>25. n. Tr.</b> Iotenj.	14,39	4,16
M	23 Klemens	Klemens	14,53	5,27
D	24 Chrysogonus	Chrysogonus	15,13	6,41
M	25 Katharina	Katharina	15,39	7,55
D	26 Konrad	Konrad	16,16	9,07
F	27 Virgilius	Otto	17,08	10,12
S	28 Sosthenes	Günther	18,13	11,04
<b>49. Woche.</b> Die Zukunft des Herrn. Luf. 21, 25—33.			<b>Sonnen-</b> M. 7,44 U. 15,52	
S	29 <b>1. Advstg.</b> Saturn.	<b>1. Adv.</b> Eberhard	19,29	11,43
M	30 Andreas	Andreas	20,51	12,11

Im Walde ist alle Tage  
Sonntag.

§. 8.



Hast in der Arbeit am Ende  
des Jahres  
holt den Anfang nicht mehr  
ein.

§. 8.

## Im Herbst.

Der Wald wird falb, die Blätter fallen,  
Wie öd' und still der Raum!  
Die Bächlein nur gehn durch die Buchenhallen  
Lind rauschend wie im Traum,  
Und Abendglocken schallen  
Fern von des Waldes Saum.

Was wollt ihr mich so wild verlocken  
In dieser Einsamkeit?  
Wie in der Heimat klingen diese Glocken  
Aus stiller Kinderzeit —  
Ich wende mich erschrocken,  
Ach, was mich liebt, ist weit!

So brecht hervor nur, alte Lieder,  
Und brecht das Herz mir ab!  
Noch einmal grüß ich aus der Ferne wieder,  
Was ich nur Liebes hab',  
Mich aber zieht es nieder  
Vor Wehmut wie ins Grab.

Joseph von Eichendorff.

# Dezember

Tag	Katholisch	Evangelisch	Rond- Aufg.	Rond- Unterg.
D	1 Eligius	Arnold	22,14	12,32
M	2 Bibiana	Candidus	23,37	12,49
D	3 Franz Xaver	Cassian	—	13,04
S	4 Barbara	Barbara	0,59	13,18
S	5 Sabbas	Abigail	2,24	13,32
50. Woche. Bist du, der da kommen soll? Matth. 11, 2—10.			Sonnen- M. 7,54 U. 15,48	
S	6 2. Adventg. Nikol.	2. Adv. Nikolaus	3,50	13,49
M	7 Ambrosius	Agathon	5,20	14,11
D	8 Maria Empf.	Maria Empf.	6,50	14,41
M	9 Leokadia	Joachim	8,16	15,23
D	10 Melchtiades	Judith	9,27	16,20
S	11 Damasus	Damasus	10,22	17,32
S	12 Epimachus	Epimachus	10,59	18,51
51. Woche. Das Zeugnis Johannes des Täufers. Joh. 1, 19—28.			Sonnen- M. 8,02 U. 15,46	
S	13 3. Adventg. Lucia	3. Adv. Lucia	11,25	20,10
M	14 Nikasius	Nikasius	11,43	21,25
D	15 Eusebius	Johanna	11,59	22,37
M	16 Adelh. Quat.	Ananias Quat.	12,10	23,46
D	17 Lazarus	Lazarus	12,21	—
S	18 Mar. Erwart. †	Christoph	12,33	0,54
S	19 Nemesius	Lot	12,44	2,02
52. Woche. Bereitet den Weg des Herrn. Lut. 3, 1—6.			Sonnen- M. 8,08 U. 15,47	
S	20 4. Adventg. Ammon	4. Adv. Abraham	12,58	3,12
M	21 Thomas	Thomas	13,15	4,24
D	22 Flavian	Beata	13,39	5,39
M	23 Viktoria	Dagobert	14,12	6,52
D	24 Adam, Eva	Adam, Eva	14,59	8,00
S	25 Heil. Christf. ②	Heil. Christfest	16,01	8,58
S	26 Stephanns	2. Christtag	17,16	9,42
53. Woche. Von Simeon und Hanna. Lut. 2, 33—40.			Sonnen- M. 8,11 U. 15,51	
S	27 G. n. Weibn.	G. n. Weibn.	18,38	10,14
M	28 Unsch. Kindl.	Unsch. Kindl.	20,02	10,37
D	29 Thomas B.	Jonathan	21,26	10,55
M	30 David	David	22,48	11,10
D	31 Schwester	Schwester	—	11,25

Müssen — schwer,  
Können — leichter,  
Tun — am leichtesten.

8. 9.



Wenn mancher Mann wüßte,  
Wer mancher Mann wär',  
Gäß' mancher Mann  
manchem Mann  
Manchmal mehr Ehr'.

Alter Spruch.

## Ein Jeder ein verirrtes Kind.

Umgeben uns zuhause  
Auch warm, die unsres Blutes sind,  
Wir sind doch nur auf Erden  
Ein Jeder wie ein fremdes Kind.

Das müde Feld am Wege,  
— Der blaue Wald am Hügelrand,  
Sie sind uns oft so nahe,  
Als ob das Blut uns an sie band.

Und wieder Menschenseelen,  
Hegt sie das Herz auch traut und gern,  
Sie sind uns doch oft ferne  
Wie stummer Himmel, Mond und Stern.

Wir breiten weit die Arme,  
Und alles flieht in sich hinein,  
Und will nicht zu uns reden,  
— Kältschweigend stehen Flur und Hain.

— Und doch gibts Gnadentage,  
Da klingen lieblich Flur und Wald,  
Da singen Menschenseelen,  
Da ist kein Laut, der leer verhallt.

Wir suchen fremd auf Erden,  
Wir können nicht alleine sein,  
Das Leben bringt uns Gnade,  
Läßt's uns in ein paar Türen ein!

Christine von Winkler.

# Postgebühren ab 1. Juli 1928.

## Innerer deutscher Verkehr.

Postkarten im Ortsverkehr . . . . . 5 Pfg.  
im Fernverkehr . . . . . 8 "

Briefe im Ortsverkehr bis 20 g . . . . . 8 "  
über 20 bis 250 g . . . . . 15 "  
„ 250 bis 500 g . . . . . 20 "

Briefe im Fernverkehr bis 20 g . . . . . 15 "  
über 20 bis 250 g . . . . . 30 "  
„ 250 bis 500 g . . . . . 40 "

Drucksachen in Form einfacher Karten, auch mit anhäng. Antwortkarte . . . . . 3 Pfg.

Drucksachen bis 50 g . . . . . 5 "  
über 50 bis 100 g . . . . . 8 "  
„ 100 bis 250 g . . . . . 15 "  
„ 250 bis 500 g . . . . . 30 "

Wurfsendungen. (Saargebiet unmöglich.)  
Drucksachen bis 50 g . . . . . 3 Pfg.  
Mischsendungen (Drucksachen und Warenproben) bis 20 g  $6\frac{2}{3}$  Pfg.

Geschäftspapiere bis 250 g . . . . . 15 Pfg.  
über 250 bis 500 g . . . . . 30 "

Warenproben bis 250 g . . . . . 15 "  
über 250 bis 500 g . . . . . 30 "

Mischsendungen bis 250 g . . . . . 15 "  
über 250 bis 500 g . . . . . 30 "  
(zus.-gepackte Drucksachenkartons, Drucksachen, Geschäftspapiere und Warenproben).

### Wertbriefe

- Gebühr für einen gewöhnl. Brief
- Versicherungsgebühr für je 500 RM. der Wertangabe 10 Pfg.
- Behandlungsgebühr bis 100 RM. Wertangabe 40 Pfg., über 100 RM. Wertangabe 50 Pfg.

Postauftragsbriefe wie für einen Einschreibebrief und eine Vorzeigegebühr von 20 Pfg. Meistbetrag 1000 RM.

Vorzeigegebühr für Nachnahmesendg. 20 Pfg.

Einschreibgebühr . . . . . 30 Pfg.

Postanweisungen (Meistbetrag 1000 RM.),  
bis 10 RM. . . . . 20 Pfg.  
über 10 bis 25 " . . . . . 30 "  
„ 25 „ 100 " . . . . . 40 "  
„ 100 „ 250 " . . . . . 60 "  
„ 250 „ 500 " . . . . . 80 "  
„ 500 „ 750 " . . . . . 100 "  
„ 750 „ 1000 " . . . . . 120 "

Die Gebühr für telegraph. Postanweisungen beträgt (Meistbetrag unbeschränkt)

bis 25 RM. . . . . 3,— RM.  
„ 100 " . . . . . 3,50 "  
„ 250 " . . . . . 4,— "  
„ 500 " . . . . . 4,50 "  
„ 750 " . . . . . 5,50 "  
„ 1000 " . . . . . 6,50 "

und über 1000 RM. für je 250 RM. 1 RM.

### Zahlkarten (ausschl. Saargebiet)

bis 10 RM. . . . . 10 Pfg.  
über 10 " 25 " . . . . . 15 "  
„ 25 " 100 " . . . . . 20 "  
„ 100 " 250 " . . . . . 25 "  
„ 250 " 500 " . . . . . 30 "  
„ 500 " 750 " . . . . . 40 "  
„ 750 " 1000 " . . . . . 50 "  
„ 1000 " 1250 " . . . . . 60 "  
„ 1250 " 1500 " . . . . . 70 "  
„ 1500 " 1750 " . . . . . 80 "  
„ 1750 " 2000 " . . . . . 90 "  
„ 2000 " (unbeschränkt) 100 "

Barauszahlung durch die Zahlstelle eines Postscheckamts oder einer Postanstalt  $\frac{1}{2}$  vom Tausend des Scheckbetrages, außerdem eine Grundgebühr von 15 Pfg.

### Zuschlagsgebühr für Luftpostsendungen:

Außer den gewöhnlichen Gebühren zu erheben:

für Postanweisungen . . . . . 10 Pfg.  
für Postkarten . . . . . 10 "  
für Briefsendungen einschließlich Päckchen bis 20 g . . . . . 10 Pfg.  
über 20 " 50 g . . . . . 20 "  
„ 50 " 100 g . . . . . 40 "  
„ 100 " 250 g . . . . . 80 "  
„ 250 " 500 g . . . . . 125 "  
„ 500 g " 1 kg . . . . . 250 "  
„ 1 kg "  $1\frac{1}{2}$  kg . . . . . 375 "  
„  $1\frac{1}{2}$  kg " 2 kg . . . . . 500 "  
für Pakete bis 1 kg . . . . . 100 "

darüber für jedes angefangene  
1. bis 3. Zone 375 km  $\frac{1}{2}$  kg 20 "  
4. und 5. " über 375 " " " 40 "

Bei Eilzustellung außerdem die besonderen Eilzustellgebühren.

Bei Einschreibbriefen Luftpostzuschlag wie bei gewöhnlichen Luftpostsendungen.

Postaufträge wie Einschreibbriefe gleichen Gewichts.

Nachnahmesendungen (Briefe und Pakete) Vorzeigegebühr: 20 Pfg.

Im **Paketverkehr** zwischen Ostpreußen und dem übrigen Reich wird die Gebühr der jeweiligen nächstniedrigen Zone in Ansatz gebracht.

**Postpakete** (Freimachungszwang) für Saar- und Memelgebiet sowie Danzig  
Gebühren bei Postanstalt erfragen.

Gewicht	1. Zone bis 75 km	2. Zone über 75—150 km	3. Zone über 150—375 km	4. Zone über 375—750 km	5. Zone über 750 km
bis 5 kg	0,50	0,60	0,80	0,80	0,80
über 5—6 "	0,60	0,80	1,10	1,15	1,20
" 6—7 "	0,70	1,—	1,40	1,50	1,60
" 7—8 "	0,80	1,20	1,70	1,85	2,—
" 8—9 "	0,90	1,40	2,—	2,20	2,40
" 9—10 "	1,—	1,60	2,30	2,55	2,80
" 10—11 "	1,10	1,80	2,60	2,90	3,20
" 11—12 "	1,20	2,—	2,90	3,25	3,60
" 12—13 "	1,30	2,20	3,20	3,60	4,—
" 13—14 "	1,40	2,40	3,50	3,95	4,40
" 14—15 "	1,50	2,60	3,80	4,30	4,80
" 15—16 "	1,60	2,80	4,10	4,65	5,20
" 16—17 "	1,70	3,—	4,40	5,—	5,60
" 17—18 "	1,80	3,20	4,70	5,35	6,—
" 18—19 "	1,90	3,40	5,—	5,70	6,40
" 19—20 "	2,—	3,60	5,30	6,05	6,80

**Wertpakete :**

1. Paketgebühr wie vorstehend
2. Versicherungsgebühr für je 500 Mk. der Wertangabe . . . . . 10 Pfg.
3. Behandlungsgebühr
  - a) für versiegelte Wertpakete
    - bis 100 Mark einschl. . . . . 40 Pfg.
    - über 100 Mark einschl. . . . . 50 "
  - b) für unversiegelte Wertpakete (zulässig bis 300 RM.) . . . . . 25 "

**Eilbestellung bei Vorauszahlung**

1. nach dem Ortsbestellbezirk
    - a) eine Brietsendung 40 Pfg., b) ein Paket 60 Pfg.
  2. nach dem Landbestellbezirk
    - a) eine Brietsendung 80 Pfg., b) ein Paket 1,20 RM.
- Gebühr f. dringend. Pakete (außer Eilgebühr) 1,— RM.

**Fernsprechgebühren :**

- Ortsgesprächgebühr bei Hauptanschlüssen und öffentlichen Sprechstellen . . . . . 10 Pfg.
- Vororts- und Bezirksgesprächgebühr . . . . . 30 Pfg.
- Ferngesprächgebühr für ein gewöhnliches Gespräch von 3 Minuten Dauer:
- a) in der Zeit von 8 bis 19 Uhr bis 5 km einschl. Ortsgesprächsgebühr, 15 km 30 Pfg., bis 25 km 40 Pfg., bis 50 km 70 Pfg., bis 75 km 90 Pfg., bis 100 km 120 Pfg.
  - b) in der Zeit von 19 bis 8 über 5 km  $\frac{2}{3}$  der obenstehenden Gebühren.
  - c) Gesprächszeit über 3 Minuten wird nach Minuten berechnet.
  - d) für ein dringendes Gespräch das dreifache.
  - e) für ein Blitzgespräch das Zehnfache der Gebühr für ein gewöhnliches Gespräch.

**Telegramme.**

Die wichtigsten Grundbeträge sind im Telegrammverkehr: Ferntelegramme Wortgebühr 15 Pfg., Ortstelegramme 8 Pfg. Für ein Telegramm werden mindestens 10 Wörter berechnet. Dringende Telegramme die dreifache Gebühr. Zustellung bei ungenügender Anschrift 30 Pfg. Einzelgebühr 30 Pfg.

**Postgebühren (Auslandsverkehr).**

Briefe bis 20 g 25 Pfg., jede weiteren 20 g 15 Pfg. Briefe nach Danzig, Memelgebiet, Oesterreich, Luxemburg und Litauen unterliegen den Inlandssätzen. Nach Tschechoslowakei und Ungarn bis 20 g 20 Pfg., jede weiteren 20 g nach Tschechoslowakei 15 Pfg., nach Ungarn 10 Pfg. — Postkarten 15 Pfg., Antwortkarte 30 Pfg. Nach Ungarn und Tschechoslowakei 10 Pfg. Antwortkarte 20 Pfg. — Drucksachen für je 50 g 5 Pfg. — Geschäftspapiere für je 50 g 5 Pfg., mindestens 25 Pfg. — Warenproben für je 50 g 5 Pfg., mindestens 10 Pfg. — Für Drucksachen und Warenproben nach Ungarn innerdeutsche Gebühren.

## Wellenverteilungsplan

für die deutschen Rundfunksender.

Wellenlänge	Sendestelle	Kw.
227,4	Köln	1,7
227,4	Münster	0,6
238,9	Nürnberg	2,3
232,3	Kiel	0,3
253,4	Leipzig	2,3
259,3	Gleiwitz	5,6
276,5	Königsberg	1,7
283	Innsbruck	0,6
283	Stettin	0,6
315,8	Bremen	0,3
318,8	Dresden	1,3
325	Breslau	1,7
352,5	Graz	9,5
360,1	Stuttgart	1,7
372,2	Hamburg	1,7
389,6	Frankfurt (Main)	1,7
403,8	Bern	1,1
419	Berlin I	1,7
453,1	Klagenfurt	0,6
453,2	Danzig	0,25
459,4	Zürich	0,65
472,4	Langenberg	17
516,4	Wien	20
532,9	München	1,7
566	Hannover	0,3
569,3	Freiburg i. B.	0,3
1010,1	Basel	0,25
1634,9	Königswusterhausen	35

263,4	Mährisch-Ostrau	11
334,8	Posen	1,8
341,7	Brünn	2,8
408,7	Kattowitz	16
486,2	Prag	5,5
550,5	Budapest	23
1411,8	Warschau	14

# Ermittlung eines Wochentages für jedes Datum von 1801-1952

A. Jahreszahlen				B. Monate												C. Wochentage								
				Januar	Februar	März	April	Maí	Juni	Juli	August	Sept.	Okt.	Nov.	Dez.									
1801	1829	1857	1885		1925	4	0	0	3	5	1	3	6	2	4	0	2	1	8	15	22	29	36	Sonntag
1802	1830	1858	1886		1926	5	1	1	4	6	2	4	0	3	5	1	3	2	9	16	23	30	37	Montag
1803	1831	1859	1887		1927	6	2	2	5	0	3	5	1	4	6	2	4	3	10	17	24	31		Dienstag
1804	1832	1860	1888		1928	0	3	4	0	2	5	0	3	6	1	4	6	4	11	18	25	32		Mittwoch
1805	1833	1861	1889	1901	1929	2	5	5	1	3	6	1	4	0	2	5	0	5	12	19	26	33		Donnerstag
1806	1834	1862	1890	1902	1930	3	6	6	2	4	0	2	5	1	3	6	1	6	13	20	27	34		Freitag
1807	1835	1863	1891	1903	1931	4	0	0	3	5	1	3	6	2	4	0	2	7	14	21	28	35		Sonnabend
1808	1836	1864	1892	1904	1932	5	1	2	5	0	3	5	1	4	6	2	4							
1809	1837	1865	1893	1905	1933	0	3	3	6	1	4	6	2	5	0	3	5							
1810	1838	1866	1894	1906	1934	1	4	4	0	2	5	0	3	6	1	4	6							
1811	1839	1867	1895	1907	1935	2	5	5	1	3	6	1	4	0	2	5	0							
1812	1840	1868	1896	1908	1936	3	6	0	3	5	1	3	6	2	4	0	2							
1813	1841	1869	1897	1909	1937	5	1	1	4	6	2	4	0	3	5	1	3							
1814	1842	1870	1898	1910	1938	6	2	2	5	0	3	5	1	4	6	2	4							
1815	1843	1871	1899	1911	1939	0	3	3	6	1	4	6	2	5	0	3	5							
1816	1844	1872		1912	1940	1	4	5	1	3	6	1	4	0	2	5	0							
1817	1845	1873		1913	1941	3	6	6	2	4	0	2	5	1	3	6	1							
1818	1846	1874		1914	1942	4	0	0	3	5	1	3	6	2	4	0	2							
1819	1847	1875		1915	1943	5	1	1	4	6	2	4	0	3	5	1	3							
1820	1848	1876		1916	1944	6	2	3	6	1	4	6	2	5	0	3	5							
1821	1849	1877	1900	1917	1945	1	4	4	0	2	5	0	3	6	1	4	6							
1822	1850	1878		1918	1946	2	5	5	1	3	6	1	4	0	2	5	0							
1823	1851	1879		1919	1947	3	6	6	2	4	0	2	5	1	3	6	1							
1824	1852	1880		1920	1948	4	0	0	4	6	2	4	0	3	5	1	3							
1825	1853	1881		1921	1949	6	2	2	5	0	3	5	1	4	6	2	4							
1826	1854	1882		1922	1950	0	3	3	6	1	4	6	2	5	0	3	5							
1827	1855	1883		1923	1951	1	4	4	0	2	5	0	3	6	1	4	6							
1828	1856	1884		1924	1952	2	5	6	2	4	0	2	5	1	3	6	1							

Erklärung:

Frage: Auf welchen Wochentag fiel der 1. Mai 1898?

Antwort: Auf einen Sonntag.

Lösung: Ich gehe von der in Tafel A aufgesuchten Zahl 1898 nach rechts bis zu der in Tafel B unter Mai stehenden Ziffer. Zähle ich zu dieser (0) die Zahl des Monats-tages (1), so habe ich 1: in Tafel C steht neben 1 Sonntag.

Ebenso: 18 Okt. 1913: 5+18=23: Montag, 31. Juli 1920, 4+31=35: Sonnabend.

## Die amtlichen Dollarkurse von 1914—1923

	1914	1915	1916	1917	1918	1919	1920	1921	1922	1923
	M.	M.	M.	M.	M.	M.	M.	M.	M.	M.
1. 1.	4,16	4,56	5,25	5,53	5,09	7,95	49,80	73,40	186,75	7260,—
15. 1.	—	—	—	—	—	8,20	56,—	66,85	180,75	11875,—
1. 2.	—	—	—	—	—	8,57	91,—	67,—	204,—	41500,—
15. 2.	—	—	—	—	—	9,02	99,25	59,87	200,—	19500,—
1. 3.	—	—	—	—	—	10,10	100,—	61,—	330,—	22800,—
15. 3.	—	—	—	—	—	9,81	73,—	63,12	271,—	20875,—
1. 4.	—	—	—	—	—	11,26	72,—	62,62	297,62	20975,—
15. 4.	—	—	—	—	—	13,29	59,—	62,86	299,62	21150,—
1. 5.	—	—	—	—	—	12,34	57,—	65,12	281,64	29800,—
15. 5.	—	—	—	—	—	13,73	49,—	58,20	285,89	42300,—
1. 6.	—	—	—	—	—	13,32	39,25	63,37	272,15	74750,—
15. 6.	—	—	—	—	—	15,26	40,87	69,72	310,86	107700,—
1. 7.	4,16	4,96	5,18	6,87	6,59	13,75	37,90	75,—	401,49	159600,—
15. 7.	—	—	—	—	—	15,23	38,70	74,62	438,45	195600,—
1. 8.	—	—	—	—	—	17,45	42,50	81,—	643,19	1100000,—
15. 8.	—	—	—	—	—	19,25	46,70	86,—	1039,70	2700000,—
1. 9.	—	—	—	—	—	21,16	49,70	85,50	1298,37	10300000,—
15. 9.	—	—	—	—	—	27,75	61,—	109,87	1458,17	10274250,—
1. 10.	—	—	—	—	—	23,83	61,62	124,50	1815,—	242 Millionen
15. 10.	—	—	—	—	—	27,16	70,25	149,75	2880,—	3760 „
1. 11.	—	—	—	—	—	31,08	77,45	181,50	4550,—	130 Milliard.
15. 11.	—	—	—	—	—	40,72	84,—	261,—	7515,—	2520 „
1. 12.	—	—	—	—	—	42,20	69,25	190,—	7650,—	4200 „
15. 12.	—	—	—	—	—	50,—	74,—	181,25	7425,—	„
Höchster Stand						am 9. 12. 52,62	am 9. 2. 103,75	am 25. 11. 295,—	am 8. 11 9150,—	

# Kennzeichen für Kraftfahrzeuge

RW = Reichswehr

RP = Reichspost

## Preußen:

I A für den Landesbezirk Berlin  
 I C „ die Provinz Ostpreußen  
 I D „ „ „ Westpreußen  
 I E „ „ „ Brandenburg  
 I H „ „ „ Pommern  
 I K „ „ „ Schlesien  
 I L „ Sigmaringen  
 I M „ die Provinz Sachsen  
 I P „ „ „ Schlesw.-Holstein  
 I S „ „ „ Hannover  
 I T „ „ „ Hessen-Nassau  
 I X „ „ „ Westfalen  
 I Z „ „ Rheinprovinz

## Bayern:

II A für den Stadtbezirk München  
 II B „ das übrige Oberbayern  
 II C „ Niederbayern  
 II D „ die Pfalz  
 II E „ die Oberpfalz und Regensburg  
 II H „ Oberfranken  
 II N „ den Stadtbezirk Nürnberg  
 II S „ das übrige Mittelfranken  
 II U „ Unterfranken und Aschaffenburg  
 II Z „ Schwaben und Neuburg  
 II M „ die Militärverwaltung  
 II P „ Postverwaltung

## Sachsen:

I für die Kreishauptmannschaft Bautzen  
 II Dresden IV Chemnitz  
 III Leipzig V Zwickau

## Württemberg:

III A Stuttgart  
 III C, D, E für den übrigen Neckarkreis  
 III H, K, M für den Schwarzwaldkreis  
 III P, S, T für den Jagstkreis  
 III X, Y, Z für den Donaukreis

## IV B Baden

## Hessen:

V O für die Provinz Oberhessen  
 V R „ „ „ Rheinhessen  
 V S „ „ „ Starkenburg

## M I Mecklenburg-Schwerin

M II „ „ -Strelitz

## Oldenburg:

O I für den Landesteil Oldenburg  
 O II „ „ „ Lübeck  
 O III „ „ „ Birkenfeld

## B Braunschweig

## T Thüringen

## A Anhalt

## W Waldeck

## L Lippe

## HL Lübeck

## HB Bremen

## HH Hamburg

## SL Schaumburg-Lippe

## Saar Saargebiet

# Gebühren in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten

## I. Anwaltskosten:

über	bis 20 RM. einschließlich	bis 60 RM. einschl.	2 RM.	4 „	6 „	8 „	10 „	5% <sup>0</sup>	4% <sup>0</sup> u. 5 RM.	3% <sup>0</sup> „ 15 „	2% <sup>0</sup> „ 45 „	1% <sup>0</sup> „ 105 „	1/2% <sup>0</sup> „ 155 „	1/4% <sup>0</sup> „ 405 „
20	60	100	1000	3005	6000	10000	100000	1000000						

Der Mindestbetrag einer Gebühr ist 1 RM.

Als Regelgebühren kommen zum Ansatz:

- <sup>10</sup>/<sub>10</sub> als Prozeßgebühr für den Geschäftsbetrieb einschl. Information;
- <sup>10</sup>/<sub>10</sub> als Verhandlungsgebühr, wenn streitig verhandelt oder die Entscheidung nach Lage der Akten beantragt wird;
- <sup>10</sup>/<sub>10</sub> als Vergleichsgebühr für die Mitwirkung bei einem Vergleiche zum Abschluß eines Rechtsstreites;
- <sup>5</sup>/<sub>10</sub> als Beweisgebühr für die Vertretung in dem Termin zur Abnahme eines Eides, oder in einem Beweisaufnahmeverfahren;
- <sup>5</sup>/<sub>10</sub> als sogen. Weiterverhandlungsgebühr, wenn nach einem vorausgegangenem (wenn auch nicht durchgeführten) Beweisaufnahmeverfahren eine weitere mündliche streitige Verhandlung erfolgt.
- <sup>5</sup>/<sub>10</sub> Gebühr für Erwirkung eines Versäumnis- bzw. Anerkennsurteils. — <sup>10</sup>/<sub>10</sub> werden für die Anfertigung eines Zahlungsbefehles und <sup>5</sup>/<sub>10</sub> für die Anfertigung des Vollstreckungsbefehles berechnet.

## II. Gerichtskosten:

über	bis 20 RM. einschließlich	bis 100 RM. einschl.	2 RM.	3 „	3% <sup>0</sup>	2% <sup>0</sup> u. 10 RM.	1% <sup>0</sup> u. 30 „	1/2% <sup>0</sup> u. 80 „
60	100	1000	2000	10000	unendlich			

Der Mindestbetrag einer Gebühr ist 0,50 RM.

Die volle Gebühr wird erhoben:

- für das Verfahren im allgemeinen (Prozeßgebühr)
- für die Anordnung einer Beweisaufnahme (Beweisgebühr),
- für Urteil nach streitiger Verhandlung (Urteilsgebühr).  
Im Falle Vergleichs fällt bereits entstandene Beweisgebühr fort.

Die Hälfte der Gebühr wird erhoben:

- für das gesamte Mahnverfahren (Zahlungsbefehl),
- für das Güteverfahren,
- für das Arrestverfahren.

Der Streitwert wird, sofern die Tabellen nichts Abweichendes bestimmen, bei der Berechnung der Anwalts sowie Gerichtskosten auf die nächsten 100 RM. aufgerundet. Beträgt der Streitwert mehr denn 2000 RM., so ist auf die nächsten 1000 RM. aufzurunden. Die Anwaltsgebühren erhöhen sich in der Berufungs- und Revisionsinstanz um drei Zehntel. Die Gerichtsgebühren erhöhen sich in der Berufungsinstanz um die Hälfte, in der Revisionsinstanz um das Doppelte. — Neben den Gebühren sind Porto und Fernsprechgebühren besonders zu vergüten. Für auf besonderen Wunsch gefertigte Schreibarbeiten werden 0,30 RM. pro Seite berechnet. Das Amtsgericht ist zuständig für Streitigkeiten mit Werten bis 500 RM., für Streitigkeiten über 500 RM. das Landgericht.

# Normal-Körper-Gewichts-Tabelle

der Anthropometrischen Gesellschaft.

## Knaben:

Alter	5 Jahre	=	22 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>	Kilo
	6	=	24 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>	"
	7	=	25 <sup>3</sup> / <sub>4</sub>	"
	8	=	27 <sup>1</sup> / <sub>4</sub>	"
	9	=	29 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>	"
	10	=	31 <sup>1</sup> / <sub>4</sub>	"
	11	=	33 <sup>1</sup> / <sub>4</sub>	"
	12	=	35 <sup>3</sup> / <sub>4</sub>	"
	13	=	38 <sup>3</sup> / <sub>4</sub>	"
	14	=	41 <sup>3</sup> / <sub>4</sub>	"
15	=	46 <sup>3</sup> / <sub>4</sub>	"	

## Mädchen:

18 <sup>1</sup> / <sub>4</sub>	Kilo
19 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>	"
21 <sup>3</sup> / <sub>4</sub>	"
23 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>	"
25 <sup>3</sup> / <sub>4</sub>	"
28	"
31 <sup>1</sup> / <sub>4</sub>	"
35 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>	"
40 <sup>1</sup> / <sub>4</sub>	"
44 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>	"
48	"

## Männer:

Größe	1,56 Meter	=	55 <sup>1</sup> / <sub>4</sub>	Kilo
	1,58	=	57 <sup>3</sup> / <sub>4</sub>	"
	1,60	=	60 <sup>1</sup> / <sub>4</sub>	"
	1,62	=	62 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>	"
	1,64	=	63 <sup>3</sup> / <sub>4</sub>	"
	1,66	=	65	"
	1,68	=	66	"
	1,70	=	67	"
	1,72	=	69 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>	"
	1,74	=	72	"
	1,76	=	74 <sup>1</sup> / <sub>4</sub>	"
	1,78	=	76 <sup>3</sup> / <sub>4</sub>	"
	1,80	=	78 <sup>3</sup> / <sub>4</sub>	"
	1,82	=	80	"
	1,84	=	81 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>	"

## Frauen:

Größe	1,46 Meter	=	43 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>	Kilo
	1,48	=	45 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>	"
	1,50	=	46 <sup>1</sup> / <sub>4</sub>	"
	1,52	=	47 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>	"
	1,54	=	49 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>	"
	1,56	=	50 <sup>3</sup> / <sub>4</sub>	"
	1,58	=	52 <sup>1</sup> / <sub>4</sub>	"
	1,60	=	55 <sup>1</sup> / <sub>4</sub>	"
	1,62	=	57 <sup>1</sup> / <sub>4</sub>	"
	1,64	=	59 <sup>3</sup> / <sub>4</sub>	"
	1,66	=	62 <sup>2</sup> / <sub>3</sub>	"
	1,68	=	63 <sup>3</sup> / <sub>4</sub>	"
	1,70	=	66 <sup>3</sup> / <sub>4</sub>	"
	1,72	=	70 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>	"
	1,74	=	74 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>	"

## Zinsdivisoren-Tabelle

zur Ermittlung der Zinsen bei Berechnung von  $\frac{1}{8}$  bis  $12\frac{1}{2}\%$  für das Jahr von 360 Tagen. Man findet das Zinsprodukt, indem man das Kapital mit der Zeit (den Tagen) multipliziert und durch den Divisor des Zinsfußes dividiert.

$\frac{\circ}{\circ}$	Divisor	$\frac{\circ}{\circ}$	Divisor	$\frac{\circ}{\circ}$	Divisor	$\frac{\circ}{\circ}$	Divisor
$\frac{1}{8}$	288 000	$2\frac{1}{2}$	14 400	6	6000	$9\frac{1}{2}$	3789
$\frac{1}{4}$	144 000	3	12 000	$6\frac{1}{2}$	5538	10	3600
$\frac{1}{2}$	72 000	$3\frac{1}{2}$	10 286	7	5143	$10\frac{1}{2}$	3429
$\frac{3}{4}$	48 000	4	9 000	$7\frac{1}{2}$	4800	11	3273
1	36 000	$4\frac{1}{2}$	8 000	8	4500	$11\frac{1}{2}$	3130
$1\frac{1}{2}$	24 000	5	7 200	$8\frac{1}{2}$	4235	12	3000
2	18 000	$5\frac{1}{2}$	6 546	9	4000	$12\frac{1}{2}$	2880

Alte Mühle in Tillowiß.



Schwarzbich-Weide im Walde bei Brynef.



Oberschlesien bei der Arbeit — Landwirtschaftliche Maschinen.



Wälder waren, Fabriken sind,  
 Maschinen, Maschinen,  
 Nimmermüde Arbeitsbienen,  
 Schacht an Schacht  
 Und tausend Schöte.  
 Durch die Nächte flammt das rote  
 Fanal deines Werks,  
 O.-S.

Es prunken Paläste,  
 kauern Kasernen.  
 Und Not ist,  
 Und kein Brot ist  
 Trotz deiner Schätze  
 Unermesslichen Werts,  
 Kohle und Erz,  
 O.-S.

Aber wir lieben dich  
 Und leben für dich,  
 Werken, werken  
 Mit Hirn und Hand  
 für dich, Land  
 O.-S.

Schicksalsbetroffen,  
 Lasset uns hoffen,  
 Lasset uns glauben  
 An eine Wende der Welt,  
 Die auch dein Los besser bestellt.  
 Glückauf!  
 O.-S.

Victor Kaluža.

## Tarnowitz.

Auf der großen Heerstraße zwischen Krakau und Breslau gelegen, stritten Groß-Strehlitz, Tost, Peiskretscham und Beuthen um den Vorrang als Haltepunkt und Marktplatz. Jede Stadt hatte ihr eigentümliches Gepräge. Groß-Strehlitz, noch heute von Waldluft umgeben, verarmte, durch die Nähe großer, zu nichts verwertbarer Wälder. Tost, am Fuße eines wehrhaften Burgberges gelegen, fühlte die starke Hand des streitbaren Burgherrn. Peiskretscham dagegen, das zu nahe an Tost lag, bot nicht Anreiz genug, daß Kaufmannsgut, das in Tost über Nacht gelagert, nun schon in Peiskretscham wieder übernachten sollte. Es war eben nur ein „Kretscham“. Daher reiste der Kaufherr weiter nach Beuthen. Das aber bot wenig angenehmen Aufenthalt. Auch kam öfters räuberisches Gesindel aus dem Polnischen bis an die Mauern der Stadt, und so trachtete der Kaufmann, daß er nicht lange blieb, wenn er es überhaupt nicht vorzog, von Tost aus direkt nach Gleiwitz und von da über Nikolai südlich seinen Weg zu nehmen.

Von allen diesen Städten und Städtchen noch mehr nach Osten gelegen, nahm Tarnowitz eine ganz andere Stellung im Wirtschaftsleben ein. Seine Bürger warteten nicht wie die der vier anderen genannten Städtchen auf das, was von außen an sie herankam. Deshalb kannte man hier auch nicht, wie in den anderen Städten Oberschlesiens, eine „Kraukauerstraße“, vielmehr pochte der Herzschlag der Stadt tief in der Erde, wo

das Erz gegraben wurde. Nach der Reihe war es: Silber, Blei, Galmei.

Markgraf Georg von Brandenburg, der 1529 Tarnowitz zur Stadt erhoben hat, mochte in seinen süddeutschen Landen oft mit Neid auf den Reichtum geblickt haben, den die Fugger, Welser und andere Kaufmannsgeschlechter ihren Fürsten ins Land brachten. Beruhte dieser Reichtum ursprünglich mehr auf dem Handel in die Mittelmeerländer, so kam doch später als wichtiger Faktor der Besitz an Bergwerken oder die Aukniebung an Bergmannsgut hinzu. Schon hatten sich die Fugger im nahen Biegenhals festgesetzt, als Markgraf Georg im Wege von Verträgen zugriff und sich in Tarnowitz eine Bürgerschaft schuf, auf Grund deren er neue Darlehen für seine sonstigen politischen und finanziellen Transaktionen zu erhalten hoffte. Wie alle nach dem 15. Jahrhundert entstandenen Bergwerke war auch der Bergbau in Tarnowitz ein unsicheres Geschäft. War aber einmal erst eine Stadt entstanden, wohnten erst einmal Bürger zwischen Fleisch- und Schusterbänken, zwischen Memerzelle und Rathaus, war erst einmal eine Mauer um die Stadt gezogen, und mochte sie nur aus Holzpalisaden bestehen, so mußte einmal Recht Recht bleiben und Stadt Stadt. So geschah es, und so behielt Markgraf Georg sein neues Städtel.

Später, als 1603 nach dem Aussterben seiner Linie, der spätere „Winterkönig“ Johann Georg mit Böhmen auch Oberschlesien ver-

lor, kamen die Kaiserlichen über Tarnowitz und blieben an die 120 Jahre. Jetzt mußten die Bürger der Stadt zeigen, daß sie Bürger waren und nicht Strauchdiebe wie ihre Bedrücker, die kaiserlichen Söldnerscharen. Es waren harte und wilde Zeiten. Und wenn der Salzhandel zwischen Galtzien und Schlessien nicht gewesen wäre, den die Tarnowitzler vor allem auf sich zu ziehen mußten, wer weiß, ob dann nicht doch die Stadt ebenso verschwunden wäre, wie einst zur Zeit der Templer Broslawitz im nahen oberen Dramatal als Stadt verschwunden ist und sich nur noch als Dorf erhalten hat. Das war damals im 13. Jahrhundert, als die Templer eine mächtige Organisation nicht nur von Rittern und Priestern, sondern auch eine Art internationale Bank darstellten, bei der man oben an der Küste der Ostsee klingendes Geld einzahlen konnte, um es in Sizilien an einen entfernten Freund auszuzahlen. Kein Mensch weiß, wem geheimnisvolles Gericht über die blühenden Niederlassungen der Templer in Oberschlesien damals (3. Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts) niedergegangen ist, jedenfalls verschwand mit ihnen und ihrer Zeit auch das Stadtwesen des nahen Broslawitz, und nur die Erinnerung an Templer und Stadt Broslawitz ist geblieben. Das erzählten die Bewohner des benachbarten Dorfes Alt-Tarnowitz den neuen Tarnowitzern vielleicht. Und die Bürger des Städtchens nahmen es sich zur Notiz und Warnung und lehteten wohl von allem Anfang her den Drangsalierungen der kaiserlichen Soldateska mehr Widerstand als nötig. So blieb ihnen manches erspart.

Aber nach den Soldaten kamen als Schrittmacher der einheitlichen christlichen Lehre die Jesuiten über Stadt und Land. Tarnowitz war eine der wenigen Städte in Oberschlesien, wo sich die Jesuiten mit einer Schule niederließen. Für sie galt es, hier den Rest der deutschen Zuwanderer aus der Zeit des Markgrafen Georg wieder dem katholischen Glauben zuzuführen. So blieb es, bis 1740 das österreichische Regiment, das sich so ziemlich im Lande eingerichtet hatte, von den Preußen umgestoßen wurde. Nun wurde Oberschlesien wieder von neuem umgefrempelt.

Es war kein Zufall, sondern es lag in der Natur der Sache, daß jetzt Tarnowitz eine

Rolle zu spielen begann. Die Beamten Friedrichs II. hatten Mühe und Not, in ihren Leistungen den hohen Anforderungen ihres Königs zu genügen. Das Land aber war steinig, darum nahmen sie ihre Helfer her, wo sie solche fanden. In Tarnowitz sprachen ihrer mehr deutsch, als in den anderen kleinen Städten Oberschlesiens. Außerdem lebten dort noch einige Bergmannsüberlieferungen. Also kam Tarnowitz mehr und mehr in Schwung. Der Bergbau auf Eisenerz wurde symbolhaft dem ganzen Lande ringsum, wie das Eisen Symbol der nun folgenden Zeiten ward. Technische Neuerungen trugen den Namen der Stadt in alle Lande. Goethe, Amerikas Präsident Adams und viele andere sah das kleine Bergstädtchen in seinen Mauern. Als Sitz der Oberschlesischen Knappschaft und Bergschule entwickelte sich Tarnowitz aber dann immer mehr zur Beamtenstadt, als solche ein Hort der protestantischen Lehre, von welcher aus viele evangelische Gemeinden gegründet wurden.

Ein Moment früherer Betriebsamkeit ist aber im Bild auch der neuen Stadt geblieben, ein Schimmer dessen, was einst dem Stadtgründer vorschwebte, was Tarnowitz sein sollte, und was es einst nicht werden konnte. Wie durch eine Verkettung dunkler Zusammenhänge schoß dort eine große Weinhandelsfirma in hohe Blüte: Seblaczek. Die Laubengänge, eine seltene Bauform in ober-schlesischen Städten, gaben der Stadt ein älteres Gepräge, als sie eigentlich ist. Das berühmte Stollenmundloch der alten Friedrichsgrube läßt die Stadt in einem stärker entwickelten Industriebezirk erscheinen, als er es wirklich vor den Toren der Stadt ist. Denn geht man westlich und östlich der Stadt ins Gelände, so nehmen den Wanderer zwei der schönsten Parkanlagen von Oberschlesien auf: Repten und Neudeck. Es ist, als hätte der Schimmer mittelalterlicher Patina, der über Tarnowitz liegt, einen Schuß Weinseligkeit im Geblüt, schöner im Rausch, als in Wirklichkeit.

Uns Deutschen aber wird diese ehemalige Bergstadt auch ohne Schimmer, Patinaschein, ohne Andenken an Goethe und Markgraf Georg kostbar bleiben. Ist sie doch der stumme Zeuge deutscher Städtegründungskraft, die sich auch bewährte, als längst die Zeit mittelalterlicher Gründungen vorbet war.

A. Sch y m u r a.

# Von alten und neuen Kalendern.

Unsere Leser werden dem Kalendermann es nicht übel nehmen, wenn er einmal gleich zum Anfang von sich selbst, d. h. vom Kalendermachen, spricht. Gleich auf den ersten Seiten drucken wir das Titelbild eines uralten schlesischen Kalenders v. Jahre ab, vielleicht des ältesten, der überhaupt existiert. Er weist in seiner Titelangabe darauf hin, in welcher enger Verbindung das damals noch deutsche Krakau mit Schlesien stand, hat doch ein Krakauer Gelehrter den Kalender verfaßt. Das Kalendermachen war damals eine Art Geheimkunst, die meist in den Händen von Astronomen oder Mathematikern lag, d. h. was man damals so nannte. Der Kalender selbst diente meist praktischen Zwecken, so auch der unsrige, der als „Schreibkalender“ eine Anzahl geschriebener Notizen enthält.

Als Druckerzeugnis geht der Kalender bis in die Wiegenzeit der Buchdruckkunst, ja noch weiter zurück. Vor fast 500 Jahren kam der erste Kalender heraus. Er war in zwei Holztafeln in Großfolio geschnitten. Das einzige Exemplar, das heute noch vorhanden ist, befindet sich in der Staatsbibliothek zu Berlin. Der Herausgeber war Johannes de Gamundia (Hans von Schwäbisch-Gmünd). Er wurde 1439 fertiggestellt und erregte berechtigtes Aufsehen.

Es folgte dann ein Kalender im Jahre 1460, der in Wien erschien und ebenfalls in zwei Holztafeln geschnitten war. Es ist nie festgestellt worden, wer der Urheber war. Der Kalender hatte am Kopf die Worte eingeschnitten: pro annis pluribus.

Bierzehn Jahre später fertigte Regiomontanus einen Kalender, doch waren die Holztafeln diesmal in Quart gehalten. Während seine Vorgänger sich nur auf Zahlen und Monatsnamen beschränkt hatten, gab Regiomontanus noch eine genaue Anweisung zur Anfertigung eines Kalenders heraus und schmückte seine Holztafeln mit allerhand Bildern aus. Von diesem Kalender sind noch einige Exemplare erhalten, die in den Bibliotheken von Berlin, Brüssel und München zu finden sind. Im gleichen Jahre erschien von Mathias Corvinus von Ungarn der Kalender „Grand Compost“, der gar wunderliche und absurde Wetterregeln aufwies, der Anweisungen für den Landwirt gab und in seinem Kalender auch die Himmelsfreuden und Hölle lenken ausführlich schilderte.

Vor etwa 15 Jahren hat man in München einen neuen recht altertümlichen Kalender gefunden, der für das Jahr 1477 bestimmt war. Er ist speziell auf Straßburger Ver-

hältnisse zugeschnitten und auch in Straßburg bei dem Buchdrucker Joh. Meutelin gedruckt. Dieser Kalender ist in Folioformat und weist 79 Zeilen auf. Es ist ein sogenannter „immerwährender“ Kalender mit Sonntagsbuchstaben, Exakte, goldener Zahl und Tabelle, aus denen sich auch die Tage und Monate für das folgende Jahr berechnen lassen. Er weist ferner einige astronomische und medizinische Lehren auf und beginnt mit den Worten: „Noch rot und beschluß der meister des Gestirnes und auch der arzenig so sint dise nuwe mit irenlessen gefeket nach dem gewonen lauf sunnen mones mit abschneidung der bösen planeten und caude draconis.“

Zu den Jahren 1481 und 1482 erschien dann je ein neuer Kalender, die aber nicht viel Neues boten. Erst 1512 gab Peypus in Nürnberg einen Jahreskalender heraus der auch ein Verzeichnis der Feste der Tage der Märtyrer und der Sonnenwenden hatte. Die Kalender nahmen allmählich einen immer größeren Umfang an, brachten allerhand „Praktiken“, wann man zur Ader lassen sollte, wann Medizin gereicht werden müsse, wann man zu baden habe und dergleichen mehr.

Im Jahre 1700 erschien der sogenannte Hundertjährige Kalender, der auch in heutiger Zeit noch so oft zitiert wird. Dieser Kalender war eigentlich ein Volksbuch, das von einem Abt Anauer veröffentlicht wurde, und unter Einmischung astrologischer und abergläubischer Vorstellungen eine Uebersicht über das Wetter für ein ganzes Jahrhundert gab.

Als man gegen Ende des 18. Jahrhunderts den Kalender auch der großen Menge zugänglich machte, bildete sich geradezu eine Kalenderliteratur heraus, die neben vielem Guten auch viel Schlechtes, das Volk Verwirrendes brachte. Zu erwähnen bleiben in diesem Zusammenhange noch die Bestrebungen in der Nachkriegszeit auf eine Reform des Kalenders.

Bekanntlich zielten die Reformvorschläge auf eine Vereinfachung unserer Jahreseinteilung hin, und zwar will man vor allem das Osterfest zu einem feststehenden Termin fixieren. Ein Vorschlag rechnet z. B. mit 13 Monaten.

Der Blochmannsche Kalender-Reformvorschlag aber beginnt in immer weiteren Kreisen Beachtung und anerkennende Zustimmung zu finden. Dieser behält die Einteilung des Jahres in Halbjahre und Vierteljahre bei, von denen letztere ganz genau gleichgestaltet

sind. Es enthält nämlich jedes Vierteljahr genau 13 Wochen, beginnt mit einem Sonntag und endet mit einem Sonnabend. Von den 3 Monaten des Vierteljahrs besitzt jeweils der erste (also Januar, April, Juli und Oktober) je 31 Tage, darunter 5 Sonntage, die anderen Monate je 30 Tage und 4 Sonntage, sodas also jeder Monat gleichmäÙig 28 Werktage enthält. Die Herbeiführung eines für alle Jahre ganz gleichbleibenden, also „ewigen Kalenders“, bei welchem hinfort immer jedes Datum mit einem bestimmten Wochentag zusammenfällt, wird ermöglicht durch die Einfügung eines Tages ohne Wochentagsnamen in der Mitte des Jahres, zwischen Sonnabend, dem 30. Juni, und Sonntag, dem 1. Juli (Mittjahrstag), sowie durch Anfügung eines Schalttages in allen Schaltjah-

gebracht ward, daß dieser Vorschlag den großen Vorteil hat, „daß in ihm nicht mehr geändert wird, als wirklich nötig ist.“

Diese aus dem Vatikan stammende Anschauung findet ihre Bestätigung durch viele andere aus katholischen Kreisen, z. B. von warmer Begeisterung für den Vorschlag zeugende Zustimmungserklärungen. So schreibt am 1. Januar 1928 der Benediktinerpater Andreas: „Sie ahnen garnicht, welche Vorteile für uns katholischen Priester die eine Festlegung des Ostertermins einschließende Einführung eines „ewigen“ Kalenders bringen würde! „Nachteile finde ich — im Ernst — gar keine!“

Ähnliche, nicht minder begeisterte Urteile liegen auch aus Kreisen der evangelischen Kirche vor.

### Immerwährendes Kalendarium zum Blochmannschen Kalender-Reformvorschlag.

	Januar					Februar			März				April				Mai				Juni																
Sonntag	1	8	15	22	29		5	12	19	26	3	10	17	24	31	1	8	15	22	29		5	12	19	26	31	3	10	17	24							
Montag	2	9	16	23	30		6	13	20	27	4	11	18	25	31	2	9	16	23	30		6	13	20	27	4	11	18	25								
Dienstag	3	10	17	24	31	1	7	14	21	28	5	12	19	26	3	10	17	24	31		7	14	21	28	5	12	19	26									
Mittwoch	4	11	18	25	2	8	15	22	29	6	13	20	27	4	11	18	25	1	8	15	22	29		6	13	20	27	7	14	21	28						
Donnerstag	5	12	19	26	3	9	16	23	30	7	14	21	28	5	12	19	26	2	9	16	23	30		7	14	21	28	6	13	20	27						
Freitag	6	13	20	27	4	10	17	24	1	8	15	22	29	6	13	20	27	3	10	17	24	31		8	15	22	29	1	8	15	22	29					
Sonnabend	7	14	21	28	5	11	18	25	2	9	16	23	30	7	14	21	28	4	11	18	25	2	9	16	23	30		2	9	16	23	30	2	9	16	23	30
E - Epiphaniensfest					L - Lichtmeß F - Fastnacht A - Aschermittwoch S - 1. Fastensonntag			J - Judica M - Mariä Verk.				P - Palmarum G - Gründonnerst. K - Karfreitag D - Ostern				H - Himmelfahrt Pf - Pfingsten				T - Trinitatis M - Fronleichnam W - Wittjahrstag (ohne Wochentagsnamen)																	
	Juli				August			September				Oktober				November				Dezember																	
Sonntag	1	8	15	22	29		5	12	19	26		3	10	17	24	1	8	15	22	29		5	12	19	26	31	3	10	17	24							
Montag	2	9	16	23	30		6	13	20	27		4	11	18	25	2	9	16	23	30		6	13	20	27	4	11	18	25								
Dienstag	3	10	17	24	31	1	7	14	21	28		5	12	19	26	3	10	17	24	31		7	14	21	28	5	12	19	26								
Mittwoch	4	11	18	25	2	8	15	22	29		6	13	20	27	4	11	18	25	1	8	15	22	29		6	13	20	27	7	14	21	28					
Donnerstag	5	12	19	26	3	9	16	23	30		7	14	21	28	5	12	19	26	2	9	16	23	30		7	14	21	28	6	13	20	27					
Freitag	6	13	20	27	4	10	17	24	1	8	15	22	29	6	13	20	27	3	10	17	24	31		8	15	22	29	1	8	15	22	29					
Sonnabend	7	14	21	28	5	11	18	25	2	9	16	23	30	7	14	21	28	4	11	18	25	2	9	16	23	30		2	9	16	23	30	2	9	16	23	30
													R - Reformat.-Fest				A - Allerheiligen B - Bußtag S - 1. Ado.-Sonnt.				W - Weihn. S - Schalttag nur in Schaltjahr. (ohne Wochentagsnamen)																

ren am Ende des Dezember. Das Osterfest wird dabei stets auf Sonntag, den 8. April, festgesetzt. Das obenstehend abgedruckte, für alle künftigen Jahre gleichbleibende „immerwährende Kalendarium“ zeigt übersichtlich die Gliederung der Jahreszeiteinteilung.

Zunächst darf der Meinung entgegengetreten werden, als ob die katholische Geistlichkeit etwa gegen einen solchen in maßvollen Grenzen sich haltenden Reformvorschlag sei, über den aus Rom vom Kardinal D. Ehrle, dem Direktor der vatikanischen Bibliotheken und nahen Freunde des jetzigen Papstes, in einem an Dr. Blochmann bereits 1925 gerichteten Handschreiben wörtlich zum Ausdruck

„Denn abgesehen davon, daß sich eine große Anzahl evangelischer Geistlicher als Einzelmitglieder und auch schon Kirchengemeinden als Körperschaftliche Mitglieder der Gesellschaft zur Förderung der Blochmannschen Kalenderreform angeschlossen haben, sind aus evangelisch-kirchlichen Kreisen schon 1916 und seitdem häufig Stimmen laut geworden, die „eine Kalenderreform für nötig und den Blochmannschen Vorschlag für vernünftig und gut durchführbar“ erklärten, und die hervorheben: „Die Blochmannsche Kalenderreform verdient die Unterstützung der weitesten Kreise. Sie sollte Volksache werden, denn sie geht das ganze Volk an, und das ganze Volk

hat Grund, Herrn Dr. Blochmann für seinen wohlbedachten und durchaus durchführbaren Reformplan dankbar zu sein“ (Pfarrer Löber, Fremdwalde bei Leipzig).

Namentlich aber sind es die Kreise des Wirtschaftslebens, des Verkehrs, des Handels und der Industrie, welche sich von der Einführung eines solchen Reformkalenders Vorteile und Erleichterungen versprechen. So ging der Gesellschaft zur Förderung der Blochmannschen Kalenderreform seitens eines höheren Postbeamten ein Schreiben zu, in welchem es u. a. heißt:

„Die durch die Einführung des Reformkalenders sich ergebende gleichmäßige Zeitrechnung würde in ihrer Auswirkung auf Handel und Verkehr für den Post- und Nachrichtenverkehr größere Regelmäßigkeit schaffen und dadurch den Betrieb stetiger und einfacher gestalten. Besonders die Festlegung der hohen Festtage würde sich günstig auswirken. Der zu diesen Zeiten ständig stark anwachsende Verkehr würde sich leichter als jetzt bewältigen lassen, da er sich in jedem Jahre nahezu an den gleichen Tagen abwickeln würde. Aus allen diesen Vorzügen des Blochmannschen Kalenderreformvorschlages würde die Deutsche Reichspost in betrieblicher, personeller und wirtschaftlicher Hinsicht Gewinn ziehen können.“

Seine allgemeine Einführung würde sich besonders günstig demnächst vom 1. Januar 1933 ab vollziehen lassen, weil dieser Tag auch nach dem Gregorianischen Kalender ein Sonntag ist. Um dieses Ziel zu erreichen, hat sich unter dem Vorsitz des Oberlandesgerichtsrats Dr. Dr. Bovenstein mit dem Sitz in Kiel die Gesellschaft zur Förderung der Blochmannschen Kalenderreform gebildet, deren Geschäftsstelle sich in Kiel, Bornsenstraße 24, befindet. Diese Stelle versendet an jedermann, der Interesse für die Sache hat, kostenlos aufklärende Drucksachen.

Es ist interessant, daß gerade jetzt der Gedanke der Kalenderreform an Boden gewinnt, wo auf einem anderen Gebiete, nämlich der Kultur-Forschung, ein Gelehrter von Ruf sein ganzes System auf das Wissen von den ältesten Kalenderzeichen stellt.

Hermann Wirth, der Verfasser des großen Werkes „Ausgang der Menschheit“, dessen kühne Hypothesen die wissenschaftlichen Gemüter — bisher freilich mehr zur Abwehr als zur Bewunderung — erregten, fesselte im Schöneberger Rathaus eine große Hörerschaft mit einem mehr als drei Stunden

dauernden Vortrag. Es handelt sich für Wirth darum, ob die in den letzten Jahren in allen Erdteilen massenweise gefundenen Steinzeit-Zeichen auf Knochen, Steinen, Höhlenwänden eingerichtet, als ein aus einheitlicher kultischer Quelle stammendes Ur-Alphabet bedeutet werden dürfen. Wirth hat die ältesten Sagen, Heilsschriften und Ueberlieferungen aller Völker untereinander verglichen und überall einen gleichen unerklärlichen Rest gefunden, der aber verständlich wird, wenn man annimmt, diese Sagen könnten innerhalb der nördlichen Polargegend entstanden sein, zu einer Zeit, da diese Länder nach den Lehren der Paläontologen bewohnbar gewesen sein müssen. In der langen Polarnacht, die zu dem gemäßigten Klima um so auffälliger in Gegensatz stand, rückte der Tierkreis in den Vordergrund des Interesses: Er ist der sichtbare Kalender, ist das alleinige Orientierungs- und Zeitrechnungsmittel, und ist auf einmal Hauptthema alles religiösen Empfindens, er ist das eigentliche Alphabet: denn aus einem dieser zweimal zwölf Runenzeichen des Sternenhimmels muß jedes Jahr das neue Licht, das neue Leben und mit diesem auch die Menschheit wieder auferstehen. Die Tierkreiszeichen waren demnach als Himmelsuhr eines in der Arktis lebenden Volkes entstanden und hätten allmählich die Grundlage für alle späteren Alphabete geliefert, unter denen auch das unsrige nur noch als verschleiende Vereinfachung erscheint. Etwas von diesem nordischen Ursprung muß in alle Völker eingegangen sein, in die Germanen so gut wie in die Rothhäute, in die Sumerer wie in die nordöstlichen Asiaten. Je nach den Klimaveränderungen der Erde wechselte dann im Laufe der Jahrtausende das Gleichgewicht zwischen begrifflicher Religion, begrifflicher Schrift des Nordens und den sinnlicheren, aber schlafferen Bilderschriften und Stammesreligionen der heißeren Zonen.

Sollte die Kalender-Reform Tatsache werden, so ist sie in einer Zeit eingeführt, wo — und dafür ist das Werk von Wirth ein Symbol — nicht nur Staaten und Reiche schwanken, sondern wo scheinbar festgefügte Kulturformen veränderlich wurden: Kalender und Alphabet. Wir denken z. B. an die Einführung des lateinischen Alphabets in der Türkei. So glaubte der Kalendermann diesmal mit einem Hinweis auf alte und neue Kalender den Lesern etwas Neues an die Hand gegeben zu haben, damit alle mitreden können, wenn mal die Rede auf die Kalendermacherei selbst kommt.

# Die unheimliche Nacht.

Skizze von Helene Luise Jakobowsky.

Um das breite Haus des Sandhofbauern standen sieben Pappeln steil und hochragend, wie riesige, stille Wächter, und ein unaufhörliches Zittern rieselte durch ihre zierlichen, herzförmigen Blätter. Vom Hause her fiel durch ein schmales Fenster ein trüber, gelb-roter Lichtschein über den Stamm der ersten Pappel hin und erhellte ein in der Rinde eingeschnittenes Herz.

Hinter dieser schmalen, unverhüllten Scheibe war es totenstill.

Der Sandhofbauer saß am Bette seines Weibes und hielt ihre immer kühler werdenden wachsgelben Hände in den seinen, als wolle er ihr verrinnendes Leben in seinen hämmernden Pulsen auffangen.

Er starrte mit geweiteten Augen in ihre verlöschenden Züge. Wie ein schönes Wolkengebilde allmählich zerrinnt und andere Gestalt annimmt, so versank das liebliche Antlitz der Sandhöferin in einem fremden, unheimlichen, zweiten Gesicht.

Das Herz des Sandhofbauern flatterte wie ein krankgeschossenes Vöglein. „Wenn mir die Rief' auf der Straße begegnen würde, so wie sie jetzt ausschaut“, dachte der Mann, „ich würde an ihr vorübergehen, so unkenntlich ist sie geworden in der letzten halben Stunde.“

Er beugte sich vor und lauschte auf den schwach verzitternden Atem, der mit einem ganz leisen Rasseln durch die geöffneten Lippen kam.

„Rief“, dachte er weiter, „ich bin manchmal hart gewesen, wenn im Hause nicht alles ging, wie ich es wollte. Ich habe es nicht sehen wollen, daß du immer müder wurdest unter der täglichen Last der Arbeit, ich habe es nicht gesehen, daß du für drei gearbeitet hast und war mißmutig, wenn du etwas verfehltest. Und doch habe ich dich geliebt, Rief', immer so heiß geliebt, wie damals in den seligen Tagen, da wir ein Herz in die Rinde der Pappel vor unserem Hause schnitten. Ich habe es dir nicht mehr gesagt, Rief', als die Kinder kamen, das ist die schwere Bauernart in mir. Nun möcht' mein Mund es in heißen Worten stammeln, daß ich dich liebe, daß du mir alle Härte vergeben sollst und die vielen Tage, in denen ich meinen Kausch ausschleift in der Kammer nebenan und du meine Arbeit noch zu der deinen machen mußtest, aber meine Worte erreichen dein Herz nicht mehr.“

Der Sandhofbauer beugte sich noch weiter vor und die ersten erlösenden Tränen tropften auf seines Weibes kalten Finger.

Rief' begann unruhig zu werden, die Augenlider zuckten, als wollten sie sich heben und die blauen Augensterne freigeben, die Lippen bewegten sich, als wollten sie Worte formen — aber es blieb still im Zimmer, unheimlich still.

Der Bauer schaute nach der Uhr herüber, vergessend, daß er sie selbst vor Mitternacht angehalten hatte, damit ihr lauter Schlag nicht der Sterbenden die Ruhe nähme. Wieviele Stunden mochten vergangen sein, seit Mitternacht — zwei — drei —

Mit einem Mal sprang der Sturm gegen das Haus an mit unheimlicher Gewalt. Eine Tür schlug krachend zu.

Der Bauer ließ die Hände der Rief' langsam auf das Deckbett gleiten, stand auf und trat an das Fenster heran. Drüben in den Stallungen sprang zum zweiten Mal eine Tür mit lautem Knall ins Schloß. Eine dritte folgte, eine vierte, fünfte, sechste — jedesmal erscholl das Krachen der zufallenden Tür aus einer anderen Richtung. Es war, als wenn ein unsichtbarer Mensch durch den Hof ginge und im Zorn über das nachlässige Gesinde die Türen krachend ins Schloß würfe.

Eine Kuh brüllte auf wie in Angst.

Der Hofhund fließ einen langgezogenen, winselnden Klagelaut aus.

Vom Dach rasselten vereinzelt Dachsteine herab und schlugen klirrend vor dem Fenster auf.

Wieder schlug die unsichtbare Hand knallend die Türen zu — den Bauern fiel das Grauen an — eifige Kälte froh seinen Rücken herab — er zählte schon die zwanzigste Tür. Nahm der Spuk kein Ende?

Das Stallgebäude drüben hatte nur zwei Türen, die dicht nebeneinander lagen, und aus allen Richtungen kam das Krachen, auch von Süden her, wo sich das Hafersfeld silbern dehnte.

Wieder klang das Heulen des Hundes unheimlich durch die Nacht. Der Bauer ging in die Kammer nebenan, öffnete das Fenster und rief den Hund herrisch und kurz an.

Der Sturm rasselte in den Wagenketten, polterte durch die offenen Bodenlufen, riß an den geschlossenen Fenstern, als wolle er sie aus den Angeln heben, und bog die Pappeln wie Weidenruten.

Die Augen des Hundes phosphoreszierten im Dunkel des Hofes. Er hatte sich durch das Kommando seines Herrn nicht abschrecken lassen und steigerte durch seine schaurigen Klageböe die Unheimlichkeit des nächtlichen

Aufbruchs. Der Bauer, bis ins Innerste wund und ausgerissen durch die Qual der lehtverfloffenen Stunden am Sterbebett seines Weibes, konnte die Klage-laute seines Hundes nicht mehr hören. Diese winselnden Töne zersägten den Gang seiner Gedanken; er konnte sie nicht länger ertragen, riß sein Jagdgewehr von der Wand und hielt den Flintenlauf zwischen die phosphoreszierenden Röhren im Hof. Ein Schuß verwehte, kaum gehört im Rauschen des Sturmes, aber das Leuchten vor der Hundehütte erlosch in der gleichen Sekunde.

Nun schwiegen die langegezogenen Klage-laute des Hundes für immer.

Der Bauer schloß das Fenster, durch das sich der Sturm mit aller Macht hereinzu-drängen versuchte, hing die Büchse an ihren Ort und ging wieder zu seinem Weibe nebenan.

Er setzte sich an das Bett und ergriff die leise zuckenden Hände der Pief'. Immer fremder wurde ihm die Frau in den rotgewürfelten Kissen — die Nase war spitz geworden, und wie erstarrt wölbten sich die geöffneten Rippen um die schimmernden, weißen Zähne.

Nun klang in das Toben des Sturmes das Grollen des Donners hinein.

Die sieben Bäume vor dem Fenster ächzten schwer, das Licht verlöschte und flammte wieder auf, die geöffnete Kammer nebenan stand den Bruchteil einer Sekunde im blauen Licht des Blitzes, und polternd rollte der Donner über den Sandhof.

Die Hände der Frau zuckten immer heftiger, die Starre der Lippen löste sich, es schien wieder, als wollte der tothlaße Mund Worte formen — empfand die Frau das Toben der Elemente, wollte sie ihre Kindlein rufen, suchten ihre zuckenden Hände die Köpfschen der Kleinen zu fassen, um sie schützend an ihre Brust zu pressen?

Blitz um Blitz erhellte die dunkle Kammer, durch deren Fenster vor wenigen Minuten der Bauer seinem Hund das Lebenslicht ausgeblasen hatte. Donnerschlag auf Donnerschlag krachte über Haus und Hof. Der Regen rauschte in die ausgeborrte Erde und floß in breiten Bächen vorwärts.

Der Bauer sank in die Knie vor dem Bette seines Weibes.

„Gott“, flehte er, „lieber Gott im Himmel, lasse sie noch einmal gesund werden, lasse sie nicht sterben in dieser unheimlichen Nacht!“ Und dann hauchte er seine zitternden Worte in die Hände der Frau:

„Werde gesund, Pief', immer will ich's dir sagen, wie lieb ich dich habe, nie mehr will ich ein hartes Wort sagen, nur Liebes sollen

meine Lippen finden, wenn du noch einmal zurückkehrst ins Leben, Pief', wach doch auf, meine Pief' — —!“

Der Donner rollte nur noch schwach — in den Weiten verhallend. Die Blitze erhellten nur noch als ein fernes Wetterleuchten das Firmament. Der Regen wurde leiser, wie Tränen nach heftigem Weinen sachte fließen. Das Licht in der Stube wurde nicht mehr durch die elektrischen Strömungen auf- und niedergeboren, sondern brannte ruhig und gleichmäßig.

Das arme Weib im schmalen Bauernbett sah aus wie gestorben — nur die röchelnden Atemzüge, die dem Bauern das Herz aufwühlten, verrieten noch letztes, erlöschendes Leben.

Da sprang der Sandhofbauer auf — mit einem Mal — wie ein Irresinniger, die Not dieser Nacht schlug dumpf und brausend über ihm zusammen, wie die dunklen Wasser des Meeres, er rannte hinaus in den Hof, der unter den Wassern wie in einem silbernen Mantel lag und watete durch das Hoftor bis an die Brücke hin. Der Bach, der sich sonst lieblich vor dem Sandhof hinschlängelte, war zu einem reißenden Strom angeschwollen, der an den Balken der Brücke mit gelben Zungen leckte. Der erste mattgraue Dämmerchein sprang über das verwüstete Land hin. Bäume lagen geknickt in Gärten und an Rainen, das Haferfeld, das gestern noch seinen silbernen Schimmer in die Sterbestunde auf den Sandhof gesandt hatte, lag da wie gemäht, Bäche waren aufgebrochen und Springquellchen zwischen den Feldern und auf den Wegen.

Ein Schauer erfaßte den Bauern, er stand mit gefalteten Händen und gesträubtem, wirrem Haar im fahlen Frühlichtschein und sagte nur das eine Wort, das diese trostlose Nacht in ihm geboren hatte:

„Weltuntergang!“

Nachdem er das gesagt hatte, sanken seine Blicke in die quirlenden, gelben Fluten, mit einer stummen und doch so heißen Bitte, als könnten ihm diese rauschenden, dahineilenden Wogen Erlösung bringen von all seiner Qual. Er sank in die Knie auf der nassen Brücke, als wolle er den gurgelnden Wassern noch näher sein.

„Hereinstürzen dürfen in diesen reißenden Strom“, sagte die Stimme des Versuchers in ihm, „in wenigen Minuten befreit sein können von der Qual dieses Lebens, nicht mehr hinübergehen brauchen in das Haus, in dem das Liebste in der Umarmung des Todes liegt, das wäre Erlösung!“

Und wie er sich vorn überneigte, immer mehr, immer näher den Fluten, um der sünd-

haften Stimme in seinem Innern nachzugeben, sah er von den tanzenden Wogen auf- und niedergeworfen ein Bild heranschwimmen.

Er griff mit zitternden Händen nach dem Bild, er kannte es nur zu gut. Es war ein Madonnenbild, das an der Brückenpappel im Nachbardorf hing, und unter dem er und seine Pief' den ersten Kuß im Silberlicht eines Matmonds getauscht hatten. Da entriß er mit einem Schrei das Bild den auf- und niederspringenden Wellen und preßte es an sein Herz, wie ein langvermißtes, wiedergefundenes Kind.

„Du hast mich vor dem ewigen Tode bewahrt, reinste Jungfrau“, stammelte er und küßte inbrünstig den hellblauen Mantel der Madonna. Die Wasser rauschten und tanzten weiter um den einsamen Mann auf der Brücke, aber sie lockten ihn nicht mehr. Mit unwiderstehlicher Gewalt zog es ihn zurück an das Bett seines Weibes.

Ueber den sahlgrauen Himmel spann das zarte Rosenlicht der Morgenröte wallende Schleier, als der Bauer durch den überfluteten Hof zurück ins Haus watete.

Er hielt das Madonnenbildnis fest an sein Herz gepreßt und seine versagende Stimme flehte immer das Gleiche:

„Tu ein Wunder, rette mein Weib, rette mein Weib, heiligste Jungfrau!“ Da trat er in die Stube und erschrak vor der Heiligkeit darin, denn die Sonne war aufgegangen und überhauchte die weißen Wände mit rosenrotem Schein. Als er an das Bett der Sandhöferin trat, spielte über ihre bleichen Züge das rosige Licht der aufgehenden Sonne und wand um ihre wächserne Stirn einen Strahlenkranz. Ihre Augen waren weit geöffnet und blickten klar in die ihres Mannes.

Als er ihr wortlos das Bild in die durchscheinenden Hände legte, flog das erste leise Lächeln um ihren blassen Mund. Er sah, daß sie es erkannte, er fühlte, ein Wunder war geschehen, sank an ihrem Bette nieder und stammelte tausend Worte, wie in der Zeit der ersten Liebe, und ein Schwur glühte in ihm auf, hell und groß, wie ein leuchtendes Transparent am dunkelnden Himmel der Nacht, daß er seinem wiedergeschenkten Weibe die schwere Last des Lebens tragen helfen würde.

---

---

## Ich bin durch den Wald gegangen . . .

Ich bin durch den Wald gegangen —

Wie ist er still und leer!

Die Bäume, Schneeverhangen,

Gedrückt von Bürde schwer,

Sie steh'n im weißen Schweigen,

Sie stehen wie erstarrt,

Und doch in ihren Zweigen

Des Frühlings Wunder harret!

Und doch, in ihren Zweigen

Kreist schon der neue Saft —

Bald werden Knospen treiben

An's Licht mit voller Kraft;

Bald werden Blüten prangen

Auf's neu an Baum und Strauch.

Ihr Bäume Schneeverhangen,

Spürt schon des Frühlings Hauch!

Gertrud Grabowski.

## Vom Finsterling Uhu.

Wie die Sage erzählt, braust Wotan, der Einäugige, ums Weihnachtsfest durch die Rüste. Dunkel liegt der Tann am Hang, und kalt fährt der Winterwind durch die Aeste.

Und immer stärker wird das Wehen  
Um Bergeshaupt und Felsenwand,  
Und über das Gebirge gehen  
Sturmschritts die Wolken in das Land.  
Aus seinen Träumen auferwühlt,  
Daß er dem Nachtgesange lauscht,  
Regt sich der dunkle Wald und schüttelt  
Die stolzen Kronen, braust und rauscht.

(Jul. Wolff).

Ein unheimlicher Gesell hockt droben an der Steinwand, Finsterling Uhu. Mit leisem Flügelschweben kreist er über der Schlucht, und seinen phosphornen Glosaugen entgeht kein einziger Hoppelman, kein flinkes Wiesel. Wenn er seine greuliche Stimme, sein schauriges Purren und Fauchen ertönen läßt, gefriert einem Mark und Bein.

Eulenschrei bedeutet Tod,  
Kommt mit, kommt mit!

(Böns).

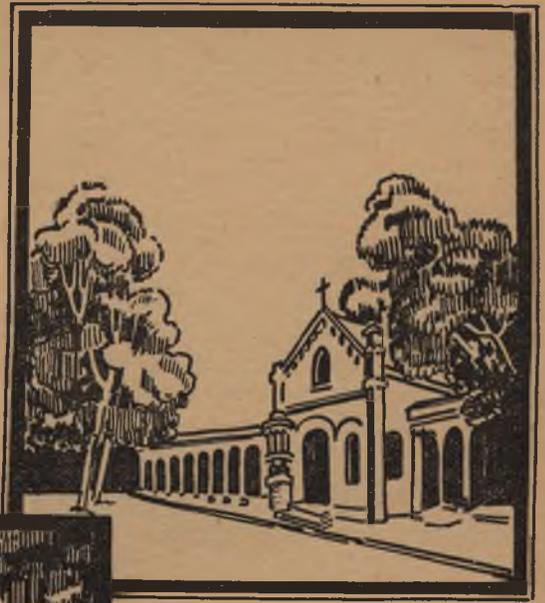
Noch ums Jahr 1880 war der finstere Nachtalbatros „Auf Schuhu“ ein regelmäßiger Brutvogel in vielen deutschen Gegenden. Führen wir uns einmal vor Augen, wie der stolze Nachtjäger Jahr für Jahr seltener geworden ist in deutschen Landen. In Mecklenburg zählte er früher zu dem normalen Standwild, heute ist er dort ausgerottet.

In Pommern war der Uhu nach v. Hochmeyer alles andere als selten zu bezeichnen, heute ist es auch dort damit vorbei. Selbst im Harz soll nur noch ein einziges Uhu-paar nisten, aus dem Speffart ist er ganz verschwunden. Wie seltsam mutet es an, wenn man liest, daß ums Jahr 1875 dieser stolze Nachtjäger noch auf der Marienfeste in Würzburg horstete. Auch aus der Sächsischen Schweiz, die ein ideales Brutgebiet für den seltsamen Kauz darstellt, ist er vertrieben, verschollen. Erst neuerdings hat man eine Wiederansiedlung durch Uhus versucht. Der Ausgang des Experiments ist noch recht zweifelhaft. In unseren heimatlichen Bergen war

der König der Nacht früher häufig. (Uhusfelsen bei Friedersdorf in der Grafschaft Glatz.) Vielsach sind die in Schlesien vorkommenden Uhus Flüchtlinge aus den Karpathen.

Welches sind nun die Ursachen des rasenden Verschwindens der Uhus? „Die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Dual.“ Durch blinden Abschluß, durch das Wegnehmen der Eier, durch die elenden Eisen, Wegnahme der Jungvögel zur Aufzucht für Krähenhütten hat man dem freien Nachtkönig die Heimat, die Kinder und das Leben genommen. Heimatlos, vertrieben, verdorben! Immer und immer wieder behauptet der Mensch, die große Schädlichkeit des Uhus rechtfertige die Vernichtung. Zugegeben, daß er ein starker Räuber ist, läßt sich doch dagegenhalten, daß der Uhu seine Jagd über große Landstrecken ausdehnt und daher seine Räuberei für die einzelne Niederjagd wenig ins Gewicht fällt. In zwölf untersuchten ungarischen Uhumagen fanden sich Fgel, Wanderratten, Wiesel, Mäuse, Federn und Fuchsknochen.

Floerike berichtet ein interessantes Erlebnis aus dem Balkan. Er hatte einen Eingeborenen nach dem Adlerhorst geschickt, um die beiden Jungen herauszuholen. Der kühne Kletterer kam aber nur mit einem Jungen zurück und antwortete dem Forscher mit selbstverständlicher Miene: „Aber der Adler muß doch wenigstens ein Kind behalten.“ — Welcher Gegensatz in der Auffassung des rauen Naturkindes zu der unserer hochgebildeten Kulturmenschen. Was hilft es, daß der Finsterling vom Berge zum Naturdenkmal erklärt wird, er ist von seiner Väter Scholle vertrieben, in Eisen elend verkommen, kinderlos geworden, wahrlich ein beschämendes Denkmal unserer Zeit. Wir entschuldigen den Vernichtungskampf mit seinem Räubertum, seiner Schädlichkeit. Aber wie manche harmlose Schleihereule hängt am Scheunentor. Ist die etwa auch schädlich? Lernen wir uns hineinzuversetzen in des Tierleins Fühlen und Empfinden, sein Leben voll Lust und Leid, wie beim Menschen Lust und Trauerspiel.



# St. Piekar.

Die Ortschaften Beuthen, Piekar und Neudeck bildeten stets eine kulturgeschichtliche Einheit. Erst den Ereignissen von 1921 blieb es vorbehalten, diese Einheit zu zerreißen. Die Geschichte der Stadt Beuthen ist auch vielfach die Geschichte der Grafen Henckel von Donnersmarck, die dem 1741 gebildeten Landkreis Beuthen fast ein Jahrhundert lang den Landrat gestellt haben. Und zwischen dem jetzigen Fürstenbesitz Neudeck und der uralten Stadt Beuthen liegt der Wallfahrtsort Deutsch-Piekar, von beiden Orten etwa je eine Stunde Wegs entfernt.

Die politischen Verwaltungszusammenhänge zwischen Schloß Neudeck und Beuthen gehen zurück bis in die Zeit vor etwa 450 Jahren, als Oberschlesien an die Könige von Ungarn verpfändet war. In der Zeit, in welcher der Paß von Jablunka nach dem Marchtale hin eine Lebensader für Oberschlesien bedeutete, hatten die beiden „Schlüssel“ Beuthen und Neudeck, damals noch Swirklanitz genannt, die Bedeutung von Bollwerken gegen die sich östlich deh nende endlose polnische Ebene. 1477 ist am „Swirklanitz“ (Tannenort) ein Schloß schon urkundlich nachzuweisen. In deutschen Gegenden hätte der Flurname „an der Tanne“ oder „Tännicht“ geheißen. Denn von einem Berg ist bei Neudeck selbst gar keine Rede. Dagegen liegt Deutsch-Piekar hoch oben auf einem Berge, dessen Lage noch durch die steil und schlank zum Himmel strebenden zwei Türme der alten Wallfahrtskirche mehr betont wird. Die Form der beiden Kirchtürme von Piekar kehrt in Oberschlesien nicht mehr wieder.

Die Geschichte von Piekar ist die eines uralten religiösen Kultortes. Lage, Ursprungssagen und Namenssage deuten auf ein Bestehen schon lange vor Einführung des Christentums hin. Hinweisend ist ferner die St. Sebastianskapelle vorn an der Kirche. St. Sebastian hat z. B. in Bayern, wie die vergleichende Geschichte der alten Kultorte beweist, immer die Funktionen eines heidnischen Gottes übernommen und ist als besonders vom Volke verehrter Heiliger an Wallfahrtsorten erhalten geblieben. Die Errichtung der 12 Apostelstatuen vor der Kirche hat aber mehr als nur die Erinnerung an die 12 Gehilfen Christi zum Anlaß. Nothelferaltäre und Apostelkirchen lassen dunkle Vorstellungen im Volke, daß einmal mehr als die Dreieinige Gottheit zum Menschen in Beziehungen tritt, fortleben. Rückfälle des Volksglaubens

in nicht kanonisierte Glaubensrichtungen in der Zeit der Protestantisierung müssen auch in Piekar ein besonderer Anlaß zum Vergeris der Rechtgläubigen gewesen sein. Sehen wir daher einmal zu, wie sich die äußeren kirchlichen Verhältnisse bis dahin entwickelt hatten.

Der Ungarnkönig Mathias Corvinus hatte 1477 die Herrschaft Beuthen an Johann v. Bierotin und Julneck verpfändet, 21 Jahre später seine Pfandrechte an den letzten Herzog der Piasten in Oberschlesien, Johann von Oppeln, übereignet. Beim Tode dieses Herzogs wurde 1532 Markgraf Georg von Brandenburg, der in Oberschlesien schon Jägern dorf besaß, Lehnherr von Beuthen, und mit ihm beginnt, wenn nicht schon früher, die Protestantisierung der Herrschaft Beuthen, die so vollständig sich vollzog, daß noch 1632 in der Stadt Beuthen 20 Familien abwanderten, als man dort die evangelische Schule schloß. Wie auch um 1680 Tarnowitz eine Jesuiten niederlassung wurde, kam auch nach Piekar ein Jesuit. Wahrscheinlich war hier die Bevölkerung von besonderer Anhänglichkeit gegen Glaubensanschauungen, die nach jesuitischen Begriffen nicht ganz senkrecht standen.

Eigentümlich ist es nun, daß Piekar als Wallfahrtsort eng mit den Ereignissen der polnischen Geschichte verknüpft wurde. Hier soll König Johann Sobieski, ehe er über Ratibor zur Befreiung Wiens aus der Türkengefahr zog, vor dem wunder tätigen Bilde Mariens gebetet haben. 1697 hat der zum Polenkönig gewählte Kurfürst August II. von Sachsen ebenfalls hier den katholischen Glauben angenommen. Man denke, daß Piekar damals ein kleines, armseliges Dorf war, wo sich kaum ein Pfarrer erhalten konnte.

Man erkennt in dieser eigentümlichen Wahl des Ortes, den man den berühmten polnischen Städten Gnesen, Krakau, Lublin, Czestochau vorzog, ein wie großes Interesse die katholische Kirche Polens hatte, im Defanat Beuthen, das bis weit ins 19. Jahrhundert zum Bistum Krakau gehörte, die letzten Reste protestantischer Gesinnung und damit die letzte Möglichkeit anderer kirchlicher Gesinnung beim Volke durch einen groß angelegten Akt des Pompes zu ersticken. Und das war der Königsbesuch um 1697 sicher.

Es machte denen, die den katholischen Glaubenseifer ansahen wollten, garnichts aus, wo das eigentliche Piekarer Gnadenbild sich befand. Denn als der Schwedeneinfall drohte, war es an einen sicheren Ort, nach Oppeln, gebracht worden, wo die Jesuiten

ihre Hauptniederlassung in Oberschlesien hatten, und wo sich das Bild heute noch befindet, während Piekar nur eine Kopie hatte. Wieder ein Beweis, daß in dem Unterbewußtsein des Volkes nicht das Bild, sondern die vom Orte selbst, von der Lage und den Kräften des Ortes ausgehenden geheimen Kräfte Piekar seine große Anziehungskraft geben.

Noch einmal in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts wurde Piekar das Ziel vieler Prozessionen, damals als man die Mäßigkeitsbewegung in Oberschlesien durch religiöse Mittel befestigen wollte. Damals (1846) wurde die jetzige zweithürmige Kirche gebaut. Kanonikus Fizek (1862 †) ist als der eigentliche Begründer des modernen Piekar anzuz-

sprechen. Inzwischen hatte sich die Grafenfamilie der Hencel längst geteilt, in eine protestantische in Neudeck und eine katholische in Naklo. Aber auch der Kreis Beuthen ist, nachdem er unter Friedrich II. durch Zuteilung von anderen Gebietsteilen vergrößert worden war, das Mutterland der ganzen ober-schlesischen Industriezone geworden. 1874 wurden Kreis Zabrze, Tarnowitz und Kattowitz abgezweigt, bis 1922 die weitere Abtrennung jetzt polnischer Gebietsteile kam. In der letzten Zeit ist Deutsch-Piekar vernachlässigt worden. Kalvarie und Kreuzkirche sind dem Verfall nahe. Der Wallfahrerstrom aus Deutsch-Oberschlesien hat sich nach St. Anna-berg gelenkt.

A. Schymura.

---

---

## Darum!

**D**a stehe ich mitten unter euch,  
zwischen eurem Müssen und Können,  
zwischen so viel Hoffen und Verzweifeln,  
mit einer kämpfenden Seele wie die eure,  
und doch wie ein Fremder.  
Ihr lacht über mich und glaubt,  
ich sei ein Tor.  
Ein Einsamer bin ich nur,  
der euch alle gemeinsam  
in sich aufgenommen hat  
wie eine Opferschale,  
aus der ewiger Ausgleich  
euch erlösen möchte.  
Darum bin ich einsam.  
Einsam habe ich werden müssen,  
denn nicht aus meinem Schmerz allein,  
sondern aus euer aller Glück und Bitternis  
habe ich Gott erleben dürfen,  
das da ist  
wie alles ist in einem,  
— — — — —  
weder gut noch böse,  
häßlich nicht und auch nicht schön,  
sondern voller Wunder,  
losgelöst von Raum und Zeiten,  
durch die wir Menschen unter Schmerzen,  
doch nicht ganz ohne Wonne schreiten.

Johannes Koterba.

# Die vergessene Stadt.

Historische Skizze von Georg Sydell.

Zwischen Nuttschau und Kosze liegt im Coseler Lande in einem Tal zwischen dem Dominium auf der Höhe und einem waldbestandenen Hügel ein kleiner Ort, wie es ihn seltsamer im Lande nicht hat: Borslawitz. Es sind nicht allzuviel Häuser, die ihn bilden, und doch ist es ein Marktflecken, der im Volksmunde sogar den stolzen Namen „Klein Berlin“ führt, und der einmal eine Stadt werden sollte. Wie verloren, weltfern, liegt er abseits im Lande, unentwickelt und vergessen; denn der ihn dem Leben entgegenführen wollte, ist zu früh gestorben. Es war, wie die Leute erzählen, ein Graf — sein Name ist lange vergessen —, der nach langen Kriegsdiensten, in denen er es zum General gebracht hatte, das Besitztum seiner Väter, das Dominium mit dem stillen Schloß im Parke, aufsuchte. Die Geschichte kennt ihn als Kammerherrn von Saß, dessen Vater Generalleutnant und Kommandeur von Cosel war. Hier, in der Einsamkeit und Tatenlosigkeit seiner Ruhetage, kam ihm wohl der Entschluß, das betriebfame, geräuschvolle Leben der Großstadt, das ihm so fern lag und ihn doch unablässig lockte, hier erstehen zu lassen und aus dem ärmlichen Hüttendorfe eine Stadt zu machen, zwar klein zunächst, aber doch mit dem Keim zur Größe, wie aus dem Fischerdorfe an der Spree das große Berlin geworden war. Er ließ den Dorfsteich im Grunde, der an die Parkmauer stieß, entwässern und zuschütten, und erhielt so einen geräumigen Platz, den er Ring nannte und der der Mittelpunkt der neuen Siedlung werden sollte. Bald erhob sich an der einen Seite, im leichten Bogen hingestellt, eine Reihe einstöckiger Häuser, aus deren Mitte ein Turm mit geräumiger Durchfahrt sich in die Höhe reckte, während die andere Seite die Parkmauer bildete. Vom Ringe führte eine Straße nach dem Schlosse, ihre Verlängerung nach der anderen Seite mündete in die Kunststraße nach Cosel. Große Barocktüre, die in der Nacht geschlossen wurden, gaben ihr den Abschluß. Der Ring wurde gepflastert und einige Häuser erhielten Hauszeichen, z. B. eine Gans, einen Löwen, einen Jäger; der Turm aber bekam als Wahrzeichen des Ortes einen Frosch mit der Inschrift: Was aus einem Teiche werden kann, das zeigt Euch dieses Städtchen an.

Die Häuser waren durch Bodentüren verbunden, sodaß der Graf bei schlechtem Wetter

von seinem Schlosse trockenen Fußes durch sein Reich gehen konnte. In dem Hause mit dem Löwen wird noch ein Zimmer mit Goldleisten gezeigt. Dort soll der Bürgermeister gewohnt und das Gericht getagt haben.

Das Städtchen hat natürlich auch Bewohner bekommen, aber nicht die Einliger aus den armen Dorfhütten, sondern Fremde. Historisch ist, daß der Kammerherr von Saß Weber aus Mähren und Böhmen, einen Kaufmann und Weinhändler und verschiedene Handwerker in den Ort rief und ihnen jährlich vier Kram- und Viehmärkte verschaffte. Auch sprach er beim König die Bitte aus, den Ort „Klein Berlin“ nennen zu dürfen. Sie wurde ihm jedoch abgeschlagen.

Bald darauf starb der Stadtgründer. Ob aus Gram über die Ablehnung seiner Bitte, ist nicht bekannt. Jedenfalls war mit seinem Tode das Schicksal seiner Gründung festgelegt; denn er ließ niemanden zurück, der seine Pläne fortführen konnte. So kamen sie ins Vergessen.

Prunkvoll und feierlich wurde Kammerherr von Saß auf einem Friedhofe an der Straße nach Gnadenfeld beigesetzt in einem Mausoleum, das er sich selbst bei Lebzeiten hatte errichten lassen, und das groß, mächtig und beherrschend auf der Höhe über beschadene Gräber und Kreuze am Waldrande ragt und stolz auf sein Werk im Tale schaut.

Aber er hatte, wie man erzählt, keine Ruhe in seiner prunkvollen Gruft. Habgierige Hände erbrachen bald den prächtigen Sarkophag und raubten die Kostbarkeiten, die der Leiche beigegeben worden waren: Ringe, Orden, den goldenen Degen und die goldenen Sporen. Später verschwanden durch Diebstahl auch die Altargeräte, wie kostbare Decken und Leuchter, ja der Altar selbst, und endlich auch das Gitter, das den Raum abschloß.

Da versenkte man den Toten in den Fußboden, tief, tief in die Erde. Wie tief, weiß niemand. Als man nämlich später nach dem Sarge forschte und zwei Meter tief grub, fand man ihn nicht. Der Raum aber wurde immer öder. Puz fiel von den Wänden, die Fenster zerbrachen, Gesteine und Ornament bröckelten ab, und auf dem Dache siedelte sich Gras an und auch ein Birkenbäumchen, das lustig mit seinen zarten Zweigen über Bruch und Versall ins grüne weite Land winkt.

Unten im Tale aber träumt die vergessene Stadt . . .

# Die silbernen Apostel.

Erzählung von Friedrich Kaminsky.

Ehe es noch in Beuthen ein Museum gab, eine Heimatstelle, und noch ehe in Beuthen der oberschlesische Sammler Simon Macha alle historischen Gegenstände in seinem gastlichen Hause zusammenzutragen begonnen hatte, lebte in Beuthen ein jüdischer Altwarenhändler. Von dem soll hier die Rede sein. Ganz alte Beuthener Bürger wissen von ihm zu berichten, aber nur sehr wenig, so daß man eigentlich mehr auf die eigene Phantasie angewiesen ist, will man sich von ihm eine richtige Vorstellung machen.

Wer 1900 etwa Beuthen aufsuchte, fand da unter den Trödlergeschäften manche, in denen alter Hausrat in Massen verkauft, aber auch gekauft wurde. Starb irgendwo in den umliegenden Gutshäusern jemand oder wurde von den Industrie-Oberbeamten der Umgegend eine neue Behausung eingerichtet, so kam das alte Gerümpel zum „Juden“. Auch die Pfarrer vom Lande setzten dort ihr überflüssiges Mobiliar ab, und, wenn auch nicht direkt, so doch durch Zwischenpersonen, der Adel von den oberschlesischen Schlössern.

Von der Altwarenhandlung des „Juden“, dessen Namen sogar spurlos verschwunden ist, nahm das Gerümpel seinen Weg wieder in die weite Welt. So weit es ging, wurden die Möbel wieder aufgefrißt und an die Tür gerückt, damit der Vorbeigehende sie sehen konnte und seine Kauflust gereizt wurde. Alte Zinnkrüge und Porzellantassen wanderten ins Fenster und führten dort viele Jahre lang ein verstaubtes Dasein. Bilder, Wandbehänge, Gobelins, spanische Wände, ja sogar alte Fahnen hingen an der Wand, von der kaum eine Handbreit hervorguckte. Was an Büchern einkam, wanderte bald auf den Boden des Hauses. Es war sowieso nicht viel wert. Nur wenn ein besonders schöner Beschlag von Eisen oder Messing den Einbanddeckel zierte, wurde das Stück in einem Glasschrank eingeschlossen, in dem neben Spirituskochern, Lampen aus weißem Milchglas und echtem Proskauer Porzellan wohl alte Goldstücke, silberbeschlagene Pistolen, verlegenes Schmuckzeug, alte Tabakspfeifen aus Bernstein und eine große Pendule aus Marmor-Säulen aufbewahrt wurden. Kleine Medaillonbilder waren an Schnüren aufgereiht darin aufgehängt. Tief aber in der Ecke des Trödeladens stand eine große Figur aus Gips dem alten Juden täglich im Wege, bis sie einmal umfiel und in Stücke ging. Sie stammte aus der ehemaligen Fabrik für Hausputz und Gipsfiguren in Antontenhütte.

Jede Stadt hatte um 1890 noch Duzende von diesen allegorischen Figuren.

Es war so richtiger Kitzsch und Schund, der sich dort aus der untüchtigen Kunstgesinnung mehrerer Jahrhunderte angesammelt hatte. Als wären alle Unfertigkeiten des Landes übereingekommen, sich hier ein Stelldichlein zu geben.

Wer um 1910 oder 1915 noch die kleinen Städte des Landes, Nikolai, Sohrau, Loslau, Zülz, Steinau, Falkenberg, Lublinitz, Cosel besuchte, konnte ähnliche Altwarenhandlungen noch hin und wieder aufstöbern. Als mit der Inflation der Wert jedes Gegenstandes ins Ungemessene — scheinbar — stieg, wurde auch das Altwarengeschäft in eine hohe Scheinblüte getrieben. Es wanderte damals alles ins Altwarengeschäft, und andererseits wurden diese Läden wieder vom kaufhungrigen Publikum leergekauft. Mit dem Zeitpunkt der Deflation verschwanden sie denn alle wie mit einem Schlage, und sie werden wohl nie mehr wieder ins Leben treten, wie sie ehemals gewesen sind, höchstens als sog. Berliner Kleiderhalle.

Wer schon vor dem Kriege alte Bücher sammelte oder Paritäten, der hat gern in diesen alten Trödlärläden gewelt. Er hat sich da die Geheimnisse der Stadt, des Landes, ja die Geschichte ganzer Geschlechter erzählen lassen. Denn ganz natürlich war in den letzten Stationen verkehrter Lebensläufe der Altwarenhändler die letzte Zuflucht und der letzte Berater vor dem erlösenden Tode oder gar die letzte Hilfe vor dem Wege zum Pistolesschränken. Und auf diese Weise mag wohl auch folgende Erzählung entstanden sein. Genau läßt sich das nicht mehr nachprüfen. Der Verfasser bittet den Leser um Nachsicht, wenn er eine so lange Einleitung voranschickt, und wenn er auch noch einmal im Laufe des Erzählens wird tüchtig abschweifen müssen.

Die Erzählung beginnt an einem ganz entfernten Punkte, und zwar bei einem Theaterdirektor. So nannte er sich, war es aber längst nicht mehr, sondern ging in einer deutschen Großstadt dem Beruf eines Kunsthändlers nach. Wenn man Glück hatte, ließ er sich auf einen Plausch ein und erzählte, wie er dazu gekommen war, das Geschäft eines Direktors wandernder Schauspieler mit dem eines Kunsthändlers zu vertauschen. Die Sache ist eigentlich sehr natürlich und doch für uns höchst merkwürdig.

Von Breslau aus lohnte es sich z. B. den Antiquitätenhändlern nicht, die kleinen ober-schlesischen Städte aufzusuchen, um in den Altwarenhandlungen nachzufragen. Nun hätte ja der betreffende Antiquitätenhändler schriftlich nach diesem oder jenem nachfragen können. Aber dadurch hätte er dem kleinen Trödler, auf den er mit Stolz herabsah, seine Geschäftsgeheimnisse verraten müssen. Was brauchte der von Proskauer Fayancen zu wissen oder Glinitzer Porzellan? Darum gab er einmal einem reisenden Schauspieler den Auftrag, in allen Städten, wohin er kam, bei den Altwarenhändlern nachzusehen, ob der eine oder der andere nicht etwas von Bedeutung hätte.

So kam der Schauspieler bald auf den Geschmack, und aus dem Thesbis-Jünger wurde ein Händler, der sich dann selbständig machte, und der aktiv in die folgende Erzählung eingreifen soll.

Noch ehe Theaterdirektor Knapp in Beuthen in das neue Stadttheatergebäude seinen Einzug gehalten hatte, spielte er im Sommertheater des jetzigen Kaiserhofs. Es war ein schönes Frühjahr, und das gerade durch Schlesiens Industriebezirk hindurchziehende Wander-Theater K., deren Direktion unser Schauspieler und spätere Sammler an einen leistungsfähigen Unternehmer verpachtet hatte, traf in Beuthen nicht nur einen besetzten Saal, sondern auch schlechte Verdienstmöglichkeit. Ehe man nun weiterreiste, besuchte unser Schauspieler-Sammler die alten Trödlergeschäfte und spähte mit scharfen Augen und großer Gesprächigkeit, hinter der er seinen eigentlichen Zweck verbarg, im Laden umher. Dabei trieb er allerlei Mollotria. Er zog aus dem Gerümpel einen alten Säbel hervor und deklamierte fuchtelnd und augenrollend alle die Shakespeare'schen Verse Othellos her, unter deren Eindruck jede echte Desdemona ihr junges Leben aushauchen muß. Um den Eindruck des Spiels stärker werden zu lassen, riß er ein buntes Tuch aus der Ecke. Dabei rutschte eine alte Sofadecke von einem undefinierbaren Gestell herab. Vielleicht war es ein Globus oder eine alte Modellpuppe oder eine Stellage zum Aufwickeln von Wolle. Jedenfalls kam eine kleine Holzfigur zum Vorschein, die, zwar unansehnlich und tot, dort gestanden hatte, die aber den scharfen Blick des Kommödianten sofort fesselte. Er spielte seine Rolle zur Belustigung aller Anwesenden zwar weiter, erwischte aber dabei unauffällig das Standbild aus Holz und drückte, je nach dem Ablauf des Verseschwunges, einmal anstelle von Desdemona die Holzfigur an die Brust, dann

hielt er sie weit von sich, nicht ohne sie zu betrachten.

Merkwürdigerweise mischte sich der alte Jude in die Szene und wollte ihm die Figur entreißen. Aber je mehr der Schauspieler dies merkte, um so wilder trieb der Jude das Spiel. Es waren nun drei Spieler auf der „Bühne“, der Jude, er und die Figur. Und um die Maskerade noch toller zu treiben und so die Aufmerksamkeit des Juden versuchsweise von der Statue abzulenken, griff er sich mit der völlig verstaubten Hand, die bisher die Figur gehalten hatte, ins Gesicht und sah nun tatsächlich einem Narren nicht unähnlich.

Aber je toller er es trieb, um so beweglicher wurde der alte Jude. Schließlich mußte der Schauspieler dem Spiel ein Ende machen und verlangte Reinigungszeug. Dabei wischte er aber sich selbst, anstatt zuerst der Figur das Gesicht ab. Es war dies ein in köstlich nachgedunkeltes Holz geschnitzter Apostel, von feinsten Ausführung, ein Prachtstück alter Holzsnitzkunst.

Aber er hatte kaum den Apostel betrachtet, als ihn schon der Jude erwischte, an seinen Platz zurückstellte und wieder mit der alten Decke zudeckte. Was mochte denn bloß der Alte mit dem Apostel haben? Lassen wir jetzt den alten Kunsthändler die Geschichte mit seinen eigenen Worten erzählen.

..... Ich mochte wohl einsehen, daß der Alte mir auf Fragen keine Antwort geben würde. Darum ließ ich es auf dem Bläserhagen beruhen und empfahl mich, nicht ohne daß mir die Anwesenden Lob und Dank für die Stunde der Belustigung ausgesprochen hatten.

Von dieser Zeit ab schien es so, als ob der Alte mich mit argwöhnischen Augen betrachtete. Ich hatte mir in meinem Notizheft nur die Worte aufgeschrieben: „Ein holzgeschnitzter Apostel, Gegend von Beuthen, wer hat die andern?“ Denn es war anzunehmen, daß zu dem einen Apostel noch ein oder mehrere gehören würden. Damit hatte ich den Vorfall vergessen, und wir zogen weiter. Von Beuthen nach Tarnowitz, Lublinitz, Rosenberg, Kreuzburg, Konstadt, Namslau, Breslau.

Es war gerade in Breslau ein großes Fest, zu dem von allen Richtungen fremde Teilnehmer gekommen waren, die alle Quartiere und Hotels belegt hatten. So war auch mein gewohntes altes Logis belegt. Ich mußte, weil wir längere Zeit in Breslau bleiben wollten, mir ein Zimmer mieten und setzte ein Inserat in die Zeitung ein. Der Erfolg dieses Inserats war nicht vielversprechend. Aber daß sich absolut niemand auf das Inserat melden würde, hätte ich nicht ge-





Ring Weutben 06.

dacht. Wer beschreibt aber mein Erstaunen, als plötzlich die Frühpost mir eine Postkarte aus Deutsch-Piekar bringt des Inhalts, daß ich zwei Apostelfiguren, die wahrscheinlich zu der andern paßten, dort und dort besichtigen könnte.

Ich schrieb sofort, woher denn der Absender der Postkarte es wisse, daß ich die Apostel suche. Darauf kam prompt die Antwort, daß ich doch in den Breslauer Blättern annouciert hätte. Ich ließ mir die betreffenden Zeitungsnummern geben und fand folgende Anzeige:

Gegend von Beuthen OS.

1 Holzgeschnittener Apostel.

Wer hat die andern?

Briefe an . . . . .

Nun wurde mir plötzlich die Sache klar. Ich hatte das Zimmer-Inferat auf die Rückseite des Notizblattes geschrieben, wo der Apostel aus Beuthen vermerkt war. In der Druckerei muß nun nach der Gewohnheit der Faktoren das Blatt mit der falschen Seite aufgeklebt worden sein. Meinen Namen hatte ich, da er ja sowieso nicht in die Zeitung sollte, unten auf das Blatt notiert. Vielleicht auch hatte ich dabei die Adresse auf die Apostel-Seite geschrieben. So war das Blatt von selbst auf die Apostelsuche gegangen, ohne daß ich es gemerkt hatte. Ich mußte nochmals inserieren, steckte aber die beiden Postkarten weg, um sie wieder zur Hand zu haben, wenn ich nach Beuthen käme.

Das geschah ein Jahr später. Ich wanderte sofort nach Deutsch-Piekar hinaus und war höchst überrascht, dort vor dem Kirchplatz an der Mauerrampe, zu der man auf einer steinernen Treppe hinaufsteigen muß, 12 Apostel zu finden, in Stein gehauen; und siehe da, der Apostel Matthias wies eine gewisse Ähnlichkeit mit der Holzfigur auf, die ich vor einem Jahre in Beuthen gesehen hatte.

In der Wohnung des Kartenschreibers erkannte ich bald die beiden Apostel Johannes und Petrus von der Steinrampe in den beiden Holzfiguren wieder, über die ich schnell handelsteinig wurde. In Größe und Ausführung paßten beide Statuetten genau zu der des Händlers in Beuthen.

Einige Tage ließ ich die beiden Apostel in meinem Logis stehen. Dann ging ich zum Alten, der den einen Apostel hatte, und brachte das Gespräch auf die Figur. Kaum hatte ich angefangen, von ihr zu sprechen, als ich merkte, wie die Blicke des Juden unruhig zwischen mir und der Ecke hin- und herglitten, in der damals die Apostelfigur gestanden hatte. Noch lag wie einst die alte Decke über allerlei Gerümpel gebreitet. Wie

erstaunt aber war ich, als der Jude sich geradezu in Höflichkeit und Dienstbeflissenheit überschlug, als er hörte, daß ich zwei andere zu der seinen passende Apostelfiguren hätte. Sofort bot er sich an, die beiden zu kaufen, sie abzuholen, zu reinigen. Er kramte sofort alle möglichen Kostbarkeiten aus seinem Gerümpel heraus, die ich nie bei ihm vermutet hätte. Da war ein Rubinglas, eine Spieldose, ein Kästchen mit Intarsten, da war eine alte Vase mit Silberbeschlag am Deckel. Da war ein altes Bild von Beuthen. Jetzt sah ich erst, was der Alte für Kostbarkeiten hatte. Alles wollte er mir verkaufen, wenn ich ihm die beiden Apostel dafür hergab. Mit jeder Minute wuchs mein Erstaunen über die Anteilnahme, die er an den unscheinbaren Holzschnittfiguren zeigte. Denn so hohen Kunstwert konnten sie nun doch nicht haben, und selbst wenn sie ihn hätten, wieso wußte der alte Händler so genau Bescheid darüber?

Ich mußte alle meine Energie zusammennehmen, um überhaupt aus dem Laden herauszukommen. Der Jude bat, beschwor mich. Er flehte mich geradezu an, ihn auf der Stelle zu den beiden Aposteln mitzunehmen, um sie sich ansehen zu können. Sie könnten mir doch gestohlen werden. Nun hatte ich aber genug.

Ich sagte ihm: „Nun wollen wir mal vernünftig miteinander reden. Sie alter Jude, nun sagen Sie mal offen und ehrlich, was haben Sie nur für ein Interesse an den beiden Aposteln? Entweder Sie schenken mir klaren Wein ein, oder Sie bekommen die beiden Apostel überhaupt nicht zu sehen. Ich erwarte bis morgen Ihre Entscheidung. Dann fahre ich ab.“

Da wurde der Alte aufmerksam. Mein Ultimatum war zu plump, um ihn mürrisch zu machen. Er versuchte, ein überlegenes, fast höhnisches Lachen auszustoßen: „Sie haben also garnicht die beiden Apostel. Sie wollen aus mir nur herausholen, was es mit den Figuren ist. Ich komme nicht, mein Herr.“

In der Tat. Der Alte war scharfsinnig. Wenn es ein Geheimnis war um die Apostel, so könnte der Besitz der zwei anderen Apostel ein von mir erfundener Trick sein, um ihm das Geheimnis zu entlocken. In dieser Art und Weise, wie er scharfsinnig sein Wissen hütete, erkannte ich aber immer mehr, daß es etwas besonderes sein mußte, was mir verschwiegen wurde.

„Nun gut“, sagte ich so grob als möglich, „wenn Sie mir nicht glauben, dann kommen Sie heute abends 6 Uhr zu mir ins Hotel und sehen Sie sich die beiden Figuren an.“ Ich mußte alle meine Ueberredungskünste zusammennehmen, um ihn loszuwerden, denn er

wollte sofort mit mir mitgehen, um die apostolischen Geheimnisse zu befechtigen.

Wie zerschlagen, so müde und in Nachdenklichkeit aufgelöst, betrat ich die Straße. Auf dem Ringe stehendbleibend, überlegte ich, was zu machen sei. Mir graute vor der Szene am Abend. Ich kannte die Art der Ostjuden, sich beim Handel in eine Sache zu verbeißen. Hier aber lag noch mehr vor als Handelsgeist. Aber was?

Ich wollte meine Gedanken ordnen; kaum war ich einige Schritte gegangen, als neben mir der Jude aufstauete. Das war mir doch zu stark. Schon hand ich in Gedanken einige Flüche und Schimpfworte zu einem Wortbündel zusammen, da traf mich ein Blick aus so todtraurigen Augen, daß ich erschraf. Es war mir, als hätte ein zu Tode gehetzter Hund mich das letzte Mal angesehen. Eine mir unerklärliche Furcht befiel mich. Ich wußte, der Mann würde mir folgen, auch wenn ich ihn mit Stockhieben schlug. Sollte ich zudem einen Auslauf herbeirufen? Sollte ich schreien und toben? So blieb ich ruhig und sah nur, wie der Jude sich an meine Fersen heftete und nicht von mir wich.

Da fiel mein Auge auf das Schild eines Arztes. Es trug einen jüdischen Namen. Gleichviel. Läutete und trat ein. Ein alter, würdiger Herr empfing mich, und was mir fehlte. Nachdem ich mich vorgestellt hatte, sagte ich ihm, daß mir eigentlich nichts fehlte.

„Und womit kann ich Ihnen sonst helfen?“

„Mit einer Auskunft, Herr Doktor.“

„Mit welcher, bitte?“

Ich erzählte ihm nun von dem Fall so viel, als es nötig war, um nun die Frage zu stellen: „Welches Interesse kann Ihr Glaubensgenosse an ein paar alten Heiligenfiguren haben?“

„Glaubensgenosse?“ fragte mich der Arzt zurück. „Ich kann Ihnen Ihre Unwissenheit nicht übelnehmen. Wir haben im Judentum genau so viele Sekten als unter den Christen. Der Mann, nach dem Sie fragen, gehört zu einem Glauben, der tief nach Russisch-Polen sich erstreckt und Chasidim genannt wird.“

Und er erzählte mir, da ich großes Interesse zeigte, umständlich den Ursprung jener jüdischen Irrlehre, die sich von der Kabbala ableitet und im schärfsten Kampf gegen die rabbinistische Lehre steht. Niemals hatte ich je etwas davon gehört, aber ich merkte mir seine Worte mit der Furcht eines, der nur aus Worten Rettung schöpfen kann. Damit entließ er mich.

Nun wußte ich, daß der Jude mich vor dem Hause erwarten und keinen Fuß Weges von meinem Wege ablassen würde. Ich willigte ein, daß er mich begleitete und ließ ihn erst

im Hotel warten. Nachdem ich die Figuren, so gut es ging, versteckt hatte, ließ ich ihn kommen und begann:

„Wie heißt der nächste Zedit\*, der jenseits der Grenze wohnt?“

„Herr, Sie fragen mich Dinge, über die ich nicht sprechen darf.“

„Nun gut, Sie werden jetzt nach Hause gehen und nicht eher wiederkommen, bis Sie mir Rede und Antwort stehen. Das ist mein letztes Wort. Heraus.“

Der Jude mochte wohl fühlen, daß ich eine List anwandte. Denn er blieb ruhig stehen und antwortete:

„Warum will der Herr das wissen, was ihm der Herr Doktor schon erzählt hat? Ich weiß es, die Zidden in Preußen mögen mich nicht leiden, weil ich nicht den richtigen Glauben habe. Sie sagen viel Schlechtes über mich. Aber Gott soll mich schützen, wenn ich lüge. Warum wollen Sie wissen, wo der nächste Zedit wohnt? Wollen Sie zu ihm gehen und wollen Sie ein Chasidim werden?“

Ich staunte über die Folgerichtigkeit, mit der der Alte in mich eindrang. Seine Schlüsse grenzten ans Hellscheitliche. Er hatte eigentlich Recht.

„Euer Rabbi Israel hat zwei Schriften hinterlassen: Sepher Chamidot und Sabeot Ribsch. Ist es nicht?“

Der Jude nickte mir beifällig zu.

„Er hat die Irrlehre nur aufgenommen und in Polen verbreitet, die ein Jahrhundert vorher Chabbatbat Zebi in Jerusalem\*\*), der sich für den Messias ausgab, verkündet hatte. Seine Anhänger, die Sabbatianer, genossen die geheime Unterstützung der Türken, wenn diese das rabbinische Judentum schädigen wollten. Sie sehen, ich bin unterrichtet. Ich will Ihnen verraten, daß die Kabbalaf) schon nach 1500 in Polen Verbreitung fand. Ihr Chasidim seid unter den Juden das, was die Lutheraner unter den Christen sind.“

Hier unterbrach mich der Jude. Ich hatte geglaubt, der Herr Doktor wäre besser unterrichtet. Er mußte wissen, daß es Chasidim schon gibt, solange die Zidden aus dem Exil zurückgekehrt sind. Es sind diejenigen, welche

\*) Z. = Statthalter Gottes, ist ein Vorsteher der jüdischen Sekte der Chasidimer, deren Stifter Israel 1760 in Medzibor (Galizien) starb.

\*\*) geb. 1625 in Smyrna, 1676 in Dubigno von den Türken hingerichtet.

f) Geheimlehre der Juden, bis ins 16. Jahrhundert mehr eine Sekte, später der Ausgangspunkt für Schwärmereien nach Art der Rosenkreuzer.

aufser dem Gesetz von Moses noch weitere Gesetzregeln befolgten."

"Davon hat mir der Doktor allerdings nichts erzählt. Aber davon, daß die Sekte der Sabbatler schon im 5. Jahrhundert nach Christi Geburt bestanden hat, damals als ein gefaßter Jude Sabbatius in Konstantinopel christliche Lehren mit jüdischen Gebräuchen vermischte, um so zur Bischofswürde und -Macht zu gelangen. Ueberall in der Welt, wo ein Irrlehrer auftrat, knüpfte er an jüdisches Wesen an, ob es nun David war oder die englische Schwärmerin Johanna Southcote, oder ob es sich um die amerikanische Sekte der Baptisten handelt. Immer sind es Absonderungen von der Allgemeinheit, die sich auf besondere Ausgewähltheit berufen und einen besonderen Messias verkünden oder für sich in Anspruch nehmen. Euer Messiasglaube ist nichts als ein irgeleiteteter Dünkel, der Euch dem eigenen Volk entfremdet und der Euch verleitet, unter den Christen Anhänger zu suchen. Daß Ihr gerade in Polen so starke Anhänger habt, ist ein Beweis dafür, wie schlecht es Euch in Polen geht. Starkes Judentum gibt es nur, wo ein mächtiger Staat mit starker Hand Euch beschützt und Euch freie Luft zum Atmen gibt."

Aber der Jude wußte wieder aus.

"Sie wollten doch wissen, weshalb ich die Apostel haben will." Die Mahnung klang höhnisch und unvermittelt.

"Gewiß, nicht eher zeige ich die Apostel, bis ich weiß, um was es sich handelt."

"Nun gut", gab der Jude plötzlich nach.

"Wenn Sie heute keine Zeit haben, komme ich morgen wieder."

Und er ging wirklich. Ich atmete erleichtert auf.

Mir war, als sei ich einer körperlichen Gefahr entgangen. Nachdem ich mich eingeschlossen hatte, zog ich die beiden Apostelfiguren aus dem Versteck hervor und betrachtete sie mehrmals aufmerksam von allen Seiten. Sollten sie etwa irgendwelche kabbalistischen Zeichen tragen? So viel ich auch suchte, ich fand nicht das Geringste. Schon wollte ich mühsam etwas anderes beginnen, als ich fast erschrocken mir die Frage vorlegte, auf die ich bisher nicht gekommen war, und die doch am nächsten lag: Wo waren die anderen neun Apostelfiguren? Ja, zum Teufel, warum hatte ich denn nicht den Verkäufer der Figuren danach gefragt? Also blieb mir nichts übrig, als sofort nach Deutsch-Pieskar zu fahren und mir Gewißheit zu holen.

Ich hatte kaum meinen Fuß über die Schwelle des Gasthauses gesetzt, als mir der Händler wieder entgegenkam und mich zu ihm einlud. Was mochte er wollen? Da er

mir versicherte, daß er mir etwas zu sagen habe und mich nicht lange aufhalten wolle, folgte ich seiner Einladung und ging hin.

Nach einer kurzen Einleitung, die sich wieder auf die Apostel bezog, fragte er mich, ob ich an die Lehren Christi glaube. Da ich bejahte, bedauerte er es und sagte, beide Religionen, Juden- und Christentum seien ein Irrtum. Er glaube an den Messias, der kommen werde. Da ich ihm energisch widersprach, gab er mir zur Antwort:

"Noch ehe Sie diese Stadt verlassen werden, sollen Sie sehen, daß ich recht habe."

Als ich noch widersprechen wollte, gab er mir die Hand. In seinen Augen schimmerte es feucht. Sein Blick war wie der eines Geistesabwesenden. Nichts mehr von der Häßlichkeit war darin, die ich vorher an ihm bemerkt hatte. Er war wieder der hinfallige müde Greis, mit dem ich über vieles Gleichgültige geredet hatte.

Mit Ungeduld erwartete ich den Moment, wo ich wieder in Deutsch-Pieskar das Haus betreten würde, um nach der Herkunft der zwei Apostel bezw. nach dem Verbleib der anderen 9 Apostel zu fragen.

Ich stand nun bald in demselben Zimmer, in dem ich die beiden Figuren erhandelt hatte. Aber jede Frage war zwecklos. Ein fremder Mann aus Polen hatte vor Jahren die beiden Apostel gebracht und dagelassen. Woher er war und wie er hieß, wußte niemand. Es war ein Wallfahrer, einer von den vielen, die im Laufe des Jahres nach Pieskar kamen, um zu wallfahrten. Es war nicht mal zu erfahren möglich, ob er die Figuren über die Grenze gebracht hatte, oder ob er sie etwa hierzulande gekauft oder gar gestohlen hatte. Zuerst sagte er, er werde sie abholen kommen. Als er aber wegging, sagte er, daß er sie der Frau schenke.

In Beuthen angekommen, hatte ich mich kurzer Hand entschlossen, die zwei Figuren einzutauschen. Es war ja unmöglich, dem Juden die dritte Figur zu entwenden. Also sollte er die beiden anderen haben. Ich konnte nicht schnell genug vom Gasthause nach dem Tröbllerladen kommen. Der Jude begrüßte mich schon von weitem. Er hätte es gewußt, ich würde mich eines anderen besinnen und ihm die Apostel verkaufen. Wir wurden schnell handelsbereit. Ich nahm dafür ein Buch mit silberbeschlagenem Einband und einen altertümlichen Schmuck. Dann ging ich rasch. Denn die Stunde der Theateraufführung war gekommen.

Beim Spiel hatte ich das Gefühl, als würde ich vom Sperritz aus stark beobachtet. Diese Empfindung war zeitweise so stark,

daß sie mich störte. Ich mußte mich abwenden, um wetterspielen zu können.

Als ich wieder auf meinem Zimmer war, klopfte es und auf mein unwilliges Herein, öffnete sich die Tür nur ein wenig, um mir zu zeigen, daß eine Frauensperson davor stand. Ich ging, um zu sehen, wer da war und fand ein nach der Sitte der polnischen Jüdinnen gekleidetes Mädchen vor, das mich mit scheuen großen Augen ansah. Einen Zettel in der Hand, war sie unschlüssig, was sie tun sollte. Ich hatte selten eine solche Mischung von Unbeholfenheit und Hingabe in einem weiblichen Wesen gesehen. Ich sprach sie an, aber sie gab mir keine Antwort. Ich lud sie ein, ins Zimmer hineinzukommen, und doch rührte sie sich nicht vom Fleck. Nur ihre Augen waren mit einem bewußten Sehen auf mich gerichtet. Ueber diesem Blick vergaß ich den Zettel, den sie in der Hand hatte.

Und als ich am nächsten Morgen den Zettel wieder fand, war er so arg zerknüllt, daß ihn niemand mehr lesen konnte. Ich machte mir im Stillen Vorwürfe, daß ich dem Zettel so wenig Beachtung geschenkt hatte.

Auf dem Ringe erwartete mich der Chasidim. Er war besser gekleidet als in seinem Laden, wenn auch nicht weniger auffällig anzusehen. Als er mich begrüßt hatte, winkte er seine Tochter zu sich, das Judenmädchen von gestern abend. Es konnte aber auch seine Enkelin sein.

Diese sah mich mit großen, fast flehenden Augen an. „Herr, wir werden die Apostel finden“, sagte sie in so bestimmten Tone, daß ich das Unvermittelte darüber ganz vergaß.

„Wir wollen etwas auf die Seite gehen“, rief der Alte, indem er mich und das Mädchen in die Mitte des Ringes führte, wo wir weniger den Augen und Ohren der Vorübergehenden ausgesetzt waren.

Dann hat er mich, mein Notizbuch dem Mädchen zu geben. Sie nahm es langsam, ohne es anzusehen, ging etwas zur Seite und schenkte etwas zu murmeln. Dann trat sie wieder auf mich zu und gab mir die Hand. Wieder ohne mich anzusehen. Hierbei hielt sie ihren Blick starr auf die Erde gerichtet. Aber ihr Auge war leer. Ihre Gedanken waren ganz wo anders. Plötzlich gab sie ihrem zarten, schwächtigen Körper einen Ruck, richtete sich voll auf, sah in die Höhe und streckte die Hand nach einem der Häuser an der gegenüberliegenden Ringsseite aus. „Das ist es“, mehr sagte sie nicht.

„Was ist damit?“ fragte ich den Chasidim. „Herr, das Mädchen kann die Gedanken lesen, die in diesem Buche sind.“ Und damit deutete er auf mein Notizbuch. „Die anderen Apostel sind in diesem Hause da. Das ist es“,

wiederholte er den jähen Aufruf des Mädchens, das wieder mit großen, flehenden Augen zu mir auf sah.

„Was soll geschehen?“ fragte ich ihn.

„Was geschehen muß“, antwortete er. Und damit verabschiedete er sich. Ich war im Stillen ärgerlich darüber, daß ich dem alten Juden geistig schon so sehr verbunden war, daß er auf offener Straße Experimente mit mir zu machen sich erdreistete. Aber es war einmal geschehen. Also trug ich ihm nichts weiter nach.

Als ich abends in eine Gesellschaft Beutheuerer Bürger mitgenommen wurde, fragte man mich, weshalb der alte Kleiderjude auf das eine Haus am Ringe gezeigt habe. Also hatte man mich beobachtet. Was sollte ich nun sagen? Am besten die Wahrheit, dachte ich. Aber wozu? Drum nahm ich eine Ausflucht zu Hilfe.

„Der Alte will in diesem Hause altes Gerümpel kaufen.“

„Da wird er nicht viel finden.“

„Wieso nicht?“, fragte ein anderer.

„Weil es vor einiger Zeit umgebaut wurde.“

Da mischte sich ein anderer ins Gespräch. „Da fällt mir etwas ein. Ich wohne ja selbst in dem Hause. Als es damals umgebaut werden sollte, kam ein alter Herr zum Baumeister und sagte, noch ehe angefangen wurde: An der und der Stelle auf dem Boden des Hauses sei ein altes Spiel versteckt. Er hätte vor 40 Jahren als Kind das Spiel dort aufgehoben. Ob der Baumeister ihm den Gefallen tun wolle und das Spiel nach dem Umbau wieder an der alten Stelle aufheben wolle? Natürlich sagte es der Baumeister zu.“

Wer war denn dieser Herr?“

„Den Namen habe ich vergessen. Ich weiß nur, daß es ein Bruder eines Bildhauers war.“

„Und meinen Sie, daß das Spiel noch da ist?“

„Nun, wir können ja mal nachsehen, wenn es Sie interessiert.“

Am nächsten Tage machte ich Besuch bei ihm und bat ihn, mich auf den Boden zu führen. Wir waren noch nicht lange im Boden, als wir schon in einer Ecke eine große Kiste gefunden hatten. Es war eine sog. Bettkiste mit einem Klappdeckel, der nicht verschlossen war. Aufgeklappt, sah man dort einen Satz großer Kegel liegen. Aber es waren nicht mehr alle neun, sondern nur sechs. Wie um sich zu überzeugen, hatten wir alle sechs herausgenommen. Da sah ich unten auf dem Kistenboden ein loses Blatt, das ich wie zufällig aufhob. Darauf war eine Skizze ge-

zeichnet, die einen Apostel darstellte, und zwar einen der drei, die sich auf so eigentümliche Weise im Besitz des Chasidim versammelt hatten. Das Blatt an mich nehmend, trug ich einen der Kegele ans Licht zum Bodenfenster und hatte bald festgestellt, daß das Holz der Kegele daselbe war, aus dem die anderen drei Apostel geschnitten waren. Also konnten nur drei Apostel existieren. Denn mehr als neun Kegele hatte ein Spiel nicht.

In einem Einfall der Laune sagte ich zu meinem Führer: „Wissen Sie was, diese Kegele eignen sich vorzüglich zum Schnitzen für Bildhauer. Schenken Sie mir die Kegele.“

„Was wollen Sie denn daraus schnitzen lassen?“

„Ich habe eine Idee. Ein paar Figuren, mit denen ich den Juden ankrägen will.“

Wir wurden bald handelsetzig. Der Hausbesitzer hatte nichts dagegen, daß ich den Inhalt des Bettkastens abholen ließ. Ein Bildhauer war rasch besorgt. Er machte sich rasch ans Werk, und noch ehe die Stunde meiner Abreise von Beuthen geschlagen hatte, ließ ich dem Chasidim durch das Mädchen, das er noch oft zu mir schickte, sagen, die anderen Apostel hätten sich gefunden. Er kam sofort ins Hotel und war außer sich vor Freude.

„Nun fehlen mir nur noch drei“, sagte er. Sollte ich ihm verraten, daß ein Satz Kegele nur neun betrage und nicht zwölf? Aber ich wollte dem Chasidim nicht den Glauben an das, was er glaubte, zerstören. Als er aber hörte, daß ich Beuthen bald verlassen würde, mußte ich ihm versprechen, ihn noch einmal aufzusuchen. Er hätte mir etwas zu erzählen. Als ich bei ihm war, entspann sich folgendes Gespräch, das ich mir fast wörtlich gemerkt habe:

„Herr, ich will Ihnen dankbar sein für die wiedergefundenen Apostel. Der Himmel schickt Sie mir und Gott hat Ihnen geheime Kräfte gegeben. Deshalb sollen Sie auch das Geheimnis von den zwölf Aposteln wissen. Der Sage von Beuthen zufolge, sollen die Mönche im Minoritenkloster zu Beuthen silberne Statuen von Christus und den zwölf Aposteln irgendwo in der Kirche verborgen haben. An den Tagen, an denen der Vollmond scheint, soll dessen Schein durchs Schlüsselloch der Kirchentüre den Ort anzeigen, wo die silbernen Apostel aufbewahrt und verborgen sind. Wenn aber die Apostel gefunden werden, soll eine große Veränderung über Beuthen kommen.“

„Und welcher Art soll diese Veränderung sein?“

„Ein großer Krieg, so wie er noch nie auf der Welt war.“

Ich mußte unwillkürlich daran denken, daß ich eigentlich die Absicht gehabt hatte, nicht sechs, sondern neun Apostel schnitzen zu lassen.

Drum widersprach ich: „Nun, an der Sage ist nichts besonderes. Erstens einmal erzählt man auch vom gräflichen Hause der Oppersdorf in Oberglogau etwas ähnliches über die Apostel. Als einmal eine große Not über das Land kam, ließ der Graf, ein wenig gottesfürchtiger Mann, aus dem Silberschatz der Familie die zwölf silbernen Apostel einschmelzen und sagte: „Christus hat gesagt: Gehet hin in alle Völker und lehret sie und taufet sie. Zweitens erzählt man auch von den Minoriten in Oppeln, daß sie in ihrer Klosterkirche einen Silberschatz vergraben hätten. Und was den Namen „Apostel“ anbelangt, so heißen alle möglichen Dinge so, die früher einmal einem anderen Zweck gedient haben, dann aber einer neuen Verwendung zugeführt wurden. So haben im 30jährigen Kriege einmal die Protestanten in Münster aus den zwölf Apostelfiguren sich Kanonen gegossen. Diese hießen dann die „Apostel“. Ueberall sehen wir den Bedeutungswandel.“

Der Chasidim sah listig zu mir herüber. „Nicht auf den Namen oder die Bedeutung der Apostel kommt es an, sondern auf die Zahl. Es heißt, daß euer Christus sich zwölf Apostel aus seinen Jüngern ausgesucht habe, weil auf jeden Stamm Israel ein Apostel kommen sollte. Woher aber kommen die zwölf Stämme Israel? Es ist hier wie bei den Juden und den Chasidim. Die Verehrung der zwölf Apostel ist älter als die Verehrung Christi. Deshalb hat die mittelalterliche Kirche sie abgeschafft oder ihre Bedeutung gewandelt. Als Sekte der Apostelbrüder aber hat der Irrglaube auch unter euch Christen schon früh bestanden. Sie wurde, weil sie gegen das Papsttum war, 1300 mit Feuer und Schwert vernichtet. Dolcius, ihr Haupt, aus Prato bei Vercelli, wurde hingerichtet. Genau so wie der Apostoliker Segerelli 1300 in Para als Keher verbrannt wurde. Alle Keher, die gegen das Priestertum angingen, wurden als Apostoliker bezeichnet, ob es die Sekte der Wiedertäufer im 16. Jahrhundert war oder die rheinischen Keher des 12. Jahrhunderts, gegen die der hl. Bernhard auftrat, oder die Enkrasten des 2. und 3. Jahrhunderts, die den Aposteln in allem auch äußerlich folgen wollten. Immer belegte sie die Kirche mit dem Namen Apostoliker oder Apostelbrüder. Woher kommt nun die Zwölfszahl der Apostelschar? Wie die Zahl der Stämme Israels kommt sie von der uralten Einteilung des Jahres in zwölf Monate. Eine alte Geheimlehre hat hier ihren letzten Niederschlag gefunden.“

„Es mag sein, daß dieses Wissen um die Zahl zwölf ein Allgemeingut aller Völker ist, der Juden sowohl wie der Germanen und Slaven. Daß überall das Wissen um die heilige Zwölf die Apostelverehrung besonders herbeigeführt hat, so auch im Beuthener Lande. Wie aber erklären Sie es sich, daß man die Apostel in Beuthen gefunden hat?“

„Was kommen muß, muß kommen. Gott hat das Silber in Holz verwandelt. Er kann, wenn die Zeit erfüllt ist, auch wieder das Holz in Silber verwandeln.“

„Dann wäre also der Besitzer der zwölf hölzernen Apostel ein reicher Mann?“

„Reich oder nicht reich. Was hilft es, wenn er nicht den rechten Glauben hat. Er muß durch die Apostel zum wahren Glauben kommen.“

„Und glauben Sie, daß Sie den rechten Glauben haben?“

„Ja, ich oder Sie, einer von uns beiden hat den rechten Glauben. Wer aber von uns beiden die letzten drei Apostel findet, kommt zur letzten Vollkommenheit.“

Und damit trennten wir uns. Am selben Tage hieß es noch, daß der Chasidim Beuthen verlassen wolle.

Ich selbst habe Beuthen seitdem nicht mehr gesehen, und der Chasidim muß doch die drei letzten Apostel gefunden haben. Denn in-  
zwischen kam der große Krieg.

\*

Ob die Apostel restlos von dem jüdischen Händler gefunden wurden, steht dahin. Gewiß ist nur, daß drei der Apostelfiguren sich im Besitz des Beuthener Kunstsammlers Simon Macha befanden.

Ueber ihren Ursprung verlautet nichts Sicheres. Die Sage von den silbernen Aposteln aber findet man in Gramers Chronik von Beuthen erzählt auf Seite 318.

---

---

## Begegnung.

. . . Da schaue ich  
in ein Paar strahlende Kinderaugen,  
und all mein Zorn und meine Bitterkeit  
versinken —  
in diesem offenen Paradies,  
das sich an verbitterte Herzen tastet,  
wie ein kleiner törichter Wunsch,  
der so schön ist.  
Vielleicht weil er nie erfüllt wird?  
Und doch,  
heben Eure stummen Fragen  
nicht eine ganze Welt  
aus den Angeln?  
Da entflieht  
aus meinem müden Blut  
etwas hin zu Euch;  
ein aufflackernder Gruß,  
der aus Jahrtausenden zu kommen scheint,  
um sich an Eurer Ewigkeit  
zu erfrischen.

Johannes Koterba.

# Deutsche Forschungsreise in Zentralasien.

Dr. Emil Trinkler, ein deutscher Geograph, bereifte 1½ Jahre lang die Hochgebirge und Wüsten Innerasiens in Begleitung des deutschen Geologen Dr. de Terra und des Schweizer Kaufmanns W. Bockhard. Der Ausgangspunkt war Srinagar im Norden Indiens, am Fuße des Himalaja. Im Mai 1927 brach die Karawane auf und erreichte nach Durchquerung der Himalajaketten und nach einem Absteher in verschiedene berühmte tibetische Klöster das über 5000 Meter hohe Hochland von Westtibet. Dort ereilte die Forscher der erste schwere Schicksalsschlag. An einer Seuche und Futtermangel gingen sämtliche Faks der Karawane ein. Nur die kleinen zähen Bergchafe haben als geduldige und genügsame Lastträger den Expeditionsteilnehmern das Leben gerettet, wenn auch die Hälfte der Vorräte zurückgelassen werden mußte. Zu Fuß erreichten die Drei schließlich nach großen Entbehrungen durch das Tal des Karakafsch-darya die Karakorumstraße und Chinesisch-Turkistan.

Von den chinesischen Beamten in Jarkend und Kaschgar gastlich aufgenommen, konnten sie sich zunächst ungestört ihren Arbeiten widmen. Dr. Trinkler erforschte vier Monate lang die gefürchtete Takla-Makan, häufig von Sand- und Schneestürmen überrascht, während das Thermometer mehr als 20 Grad unter Null zeigte. Aber das Ziel wurde erreicht, worüber Dr. Trinkler im Buch „Im Lande der Stürme“ (erschienen bei Brockhaus in Leipzig) schlicht, aber fesselnd berichtet. Inmitten der Wüste wurden, unter Sand begraben, die Stätten alter menschlicher Siedlungen entdeckt und ausgegraben. Im Schloß der Jellat-kom, der Henkerswüste, fern von den Stätten jetzigen Lebens, fand man die Trümmer kleiner, buddhistischer Tempel, Bruchstücke lebensgroßer Buddhafiguren und kleine Stuckreliefs von Buddhas, Gandharvas und Amoretten, die Merkmale griechisch-buddhistischer Kultur zeigen.

Aber mitten in der schönsten Arbeit trifft Dr. Trinkler und seine Kameraden der zweite harte Schlag. Man verbietet ihnen zwar nicht gerade, weiter zu arbeiten, aber untersagt das Photographieren und das

Sammeln archäologischer Fundstücke. Nach langen nervenaufreibenden Verhandlungen — Dr. Trinkler nennt sie schlimmer als alle Strapazen der Reise — gelangt es wenigstens, die bereits beschlagnahmten Sammlungen freizubekommen, und Bockhard bringt sie über Rußland sicher nach Hause.

Im allgemeinen waren die Erlebnisse der Expedition nicht gerade erfreulicher Natur, aber zuweilen kann Dr. Trinkler in seinem Buch doch recht spaßige Vorkommnisse erzählen. Als die Forscher die Grenze zwischen Indien und China überschritten, schickte ihnen der Amban, der chinesische Zollvorsteher, eine Schüssel mit Süßigkeiten und 20 Eiern. Auf die Eier freuten sich die ausgehungerten Reisenden besonders, waren dann freilich um so enttäuschter, als sich herausstellte, daß sie sämtlich saul waren. Am folgenden Abend luden die Deutschen den Amban zum Essen. Mit einem fabelhaften, nach großen Entbehrungen besonders köstlich scheinenden Menü vergalteten sie ihm Böses mit Gutem. Wer konnte außerdem wissen, ob die Fäule der Eier nicht dem Geschmack des Beamten am meisten zusagte? Mit Feuereifer stürzte sich der Beamte auf eine gebratene Taube. Da er jedoch nur mit seinem Eßstäbchen umzugehen verstand, glückte es ihm fast, das Tier in die Gesichter der Anwesenden zu schnellen. Als alle endlich gefättigt kräftig aufgestoßen hatten, wie es der chinesische Anstand erfordert, verabschiedete sich der illustre Gast. Einer der Gäste meinte: „Die Tauben scheinen ihm ganz besonders gut geschmeckt zu haben. Ich habe hier einige Tauben gesehen, ich werde sie morgen früh schießen, dann wollen wir sie gut zubereiten und dem Chinesen als Geschenk schicken.“ Dr. Trinkler lag am nächsten Morgen noch im Feldbett, als er bereits schießen hörte. Beim Frühstück erzählte der glückliche Schütze, daß die Tauben unglaublich zahm gewesen seien. Später kam den Forschern allerdings zu Ohren, daß es sich um die Tauben — des Chinesen gehandelt hatte, die er sich hielt, um hin und wieder einmal einen besseren Genuß sich leisten zu können. Der Chineser wird sich für dieses Geschenk kaum bedankt haben, als er die Bescherung entdeckte.

# Die erste Stellung.

Von Friß Dinter.

Trude's Tante wohnte in P . . . . und sorgte für alle. Konnte sie auch. Denn sie war Vorstands-dame in allen caritativen Vereinen. Wozu gibt es denn caritative Vereine? Als dazu, daß die Vorstände mit Allerweltstanten geschmückt sind.

Wenn nun jemand in der Verwandtschaft ein Anliegen hatte, ging er zur Tante. Kennen wir sie Laura. So ging es auch Trude. Als sie die Handelsschule weniger mit Glanz, als mit Ach und Krach absolviert hatte, nahm sie ihre Mutter nach P . . . . mit, und Tante Laura mußte helfen.

Sie hielt Umichau unter den frommen Frauen ihrer Bekanntschaft, denn nur einer frommen Frau durfte man die zarte Jugend einer Sechzehnjährigen anvertrauen, und siehe da, es fand sich eine Drogeriebesitzerin, eine Witwe in den besten Jahren. Der wurde Trude als Kassierererin aufgeschwätzt. Das war Trudens erste Stellung.

Was hat eine Kassierererin in einer Drogerie zu tun? Gewiß, an Lohn- und Vorschubtagen gab es vor dem Kriege viel zu tun. Da kamen die Arbeiter und brachten Geld nach Hause. Da wurde eingekauft. Da holte man beim Drogist alles, was man sonst beim „Kaufmann“ (d. h. beim Krämer) nicht bekam. Da gab es Beilchenseife, Parfüm, Lavendelwasser, essigsaurer Tonerde, Hühneraugenpflaster, Brustpulver, Hauttee, Konfekt mit Parfümgeschmack, Bananenschokolade; es gab ferner alles, was man brauchte, um einen kranken Körper ohne Arzt gesund zu kurieren. So mochte es wohl vorkommen, daß an Lohn- und Vorschubtagen viel zu tun war, und eine Kassierererin wohl zu tun hatte.

Aber Trude's Chefin hatte die Situation bald begriffen. Trude sah nicht dumm aus, auch energisch, wie man halt bei 16 Jahren energisch aussehen kann. Trude wurde Aufsichtsperson. Aufsicht über den ersten Verkäufer. Der hatte Drogist richtiggehend gelernt, war also der Chefin überlegen. Jedes sachmännische Wissen galt einem Chef aber schon vor dem Kriege als verdächtig. Also mußte er überwacht werden. Dazu tippte die Chefin Trude an den Arm und sagte: „Passen Sie mal auf ihn auf, denn er trägt mir sonst den ganzen Laden heraus. Seine Frau ist so fürchtbar eitel, und das Zeug kostet so ja so viel.“

Damit meinte sie die Seifen, Parfüm, Gesichtscreme und sonstige Fette und Öle, die ein Drogist zur Verschönerung der Menschheit feil hält. Na ja, und dem ersten Ver-

käufer sagte sie: „Passen Sie mal auf Fräulein Trude auf. Die kommt mir so vor, als ob sie sehr eitel wäre. Daß sie nichts herausträgt!“ Und das ganze nannte man Geschäft.

Aber wo waren wir denn stehen geblieben? Dabei, was Trude eigentlich zu kassieren hatte. Abgesehen von den Lohn- und Vorschubtagen kam in den übrigen 28 Tagen des Monats jeden Tag ein Duzend Leute etwas gegen bar kaufen. Alle anderen nahmen auf Pump und zahlten an Lohn- und Vorschubtagen. Also war für Trude wirklich nicht viel zu kassieren. Das sah der erste Verkäufer, das sah die Chefin.

Jener sorgte dafür, daß Trudens reger Geist nicht rostete. Er wollte Trude aufklären. Gewisse Geheimwahren führte in der Zeit vor dem Kriege jeder dritte Barbier oder jeder zweite Drogist. Sein Geschäftsgeist sorgte schon dafür, daß auch seine Chefin hinter der Konkurrenz nicht zurückstand. Man durfte doch die Kundschaft nicht abwandern lassen.

Eines Tages kam es so: Der Verkäufer sagte: „Was, Fräulein Trude, Sie wissen nicht, was das ist? Na so etwas ist mir noch nicht vorgekommen. Mit 16 Jahren noch so dumm zu sein.“ Jedesmal also, wenn Kundschaft kam, die sich für derartige Artikel interessierte, rief er die Kassierererin hinter den Ladentisch, damit sie ihm Kistchen und Kästen zureichte. Trotzdem er ja zu nichts maßnehmen brauchte, ließ er sich alle möglichen Meßinstrumente von Trude zureichen, Zollstock, Winkelmaß, Bandmaß, Lineal, Briefwaage usw. Trude fiel einmal darauf herein. Das zweite Mal sagte sie ihm: „Wenn Sie glauben, daß ich zu Ihrer Gesellschaft gehöre, wundern Sie sich.“ Der Krieg zwischen Kassierererin und dem 1. Verkäufer war eröffnet. Sonst aber kam er ihr in keiner Weise zu nahe.

Trude saß an der Kasse und langweilte sich, wenn nicht gerade auf der Straße oder im Laden „was los“ war. Schließlich sah auch die Chefin ein, daß es Trude etwas zu langweilig sei. Daher hatte sie einen kleinen Jungen, der das erste Jahr in die Schule ging. Da setzte sich nun die Chefin selbst an die Kasse, und Trude mußte heraus in die Wohnung, dem Jungen helfen Schularbeiten zu machen. Trude entledigte sich dieser Ueberbeschäftigung folgendermaßen: Sie saß so lange neben dem Sohn der Chefin, bis er fertig war, und las dabei einen Roman. Dabei schlief sie aber regelmäßig ein. Romane

sollen schon vor dem Kriege solche Wirkungen ausgelöst haben. Da weckte der kleine Kerl seine Ausrüstung und sagte: „Schlafen Sie doch nicht, Fräulein.“ Was sollte er auch sagen? Schließlich war es die Wahrheit. Die Fortschritte, die er dabei machte, sich von der Kassiererin beaufsichtigen zu lassen, reichten aber gerade von 12 bis Mittag.

Eines Tages, und das kam oft vor, denn die Chefin hatte einen großen Gemüsegarten, in dem die Drogerielehrlinge Gartenarbeit verrichten mußten. Also eines Tages gab es wieder Schnittbohnen in dem Haushalt der Frau Drogeriebestzerin. Das Geschäft des Schnittbohnenbeschneidens hat die Eigenschaft, daß dabei die Finger der Schneidenden so fleckig werden, daß selbst die beste Drogerie keine Seife auf Lager hat, die imstande ist, diese Flecke in kurzer Zeit zu beseitigen. In Oberschlesien sagt man: „Schnittbohnen bezupfen“.

Jeder drückte sich vor diesem Geschäft, die Köchin, das Aufwartemädchen, die Chefin, die Lehrlinge. So kam Trude dran, an der Kasse in ihren Mußestunden Schnittbohnen zu bezupfen. Trude war aber resolut. Die Köchin flog hinaus, die Schüssel mit den Bohnen hinter ihr her. Soviel wußte die Sechzehnjährige, daß eine Kassiererin keine Schnittbohnen bezupfen braucht, stellte der 1. Verkäufer fest. Die Lehrlinge mußten die Schnittbohnen wieder zusammenlesen.

Nun ging die Chefin inne und überlegte, wozu man eigentlich eine Kassiererin hat. Dabei mußte ihr Tante Laura helfen. Selbstverständlich fragte Tante Laura auch, woran es eigentlich bei „Trudchen“ fehle. Darauf erzählte die Chefin zuerst die Sache mit dem 1. Verkäufer. Weiter kam sie nicht. Denn hier hatte Tante Laura schon ihren Einsatzpunkt gefunden: „Ja, das Mädchen hat eben einen sicheren Halt.“

Das konnte man nun wirklich nicht leugnen. Selbstverständlich hatte auch Trude schon ihren Verehrer. Der aber war noch sozusagen ihr Verhältnis „ohne Beziehungen“. Er holte Trude nach Ladenschluß um 7 oder 8 Uhr ab und brachte sie um 9 Uhr wieder nach Hause. Wenn es spät wurde, war es 9½ Uhr. Das war damals vor dem Kriege so Sitte in einem bürgerlichen christlichen Hause. Das gehörte sich einfach so. Und was sich gehört, das gehört sich.

Ihre Chefin aber hatte Krampfadern. Ja, wohl Krampfadern. Man soll zwar nicht davon sprechen, aber man kann es nicht leugnen, daß es so war. Die Drogerie ging gut. Die Wohnung war tadellos eingerichtet. Bargeld war auch da. Und nur ein Kind. Da kamen aus der Umgebung alle Apotheker, so-

weit sie noch unbeweibt waren, sich die junge Witwe ansehen, und hier war es, wo Tante Laura recht behalten sollte, daß Trude eben noch einen sicheren Halt hatte.

Wie das mal so ist, eine Frau mit starken Krampfadern heiratet man nicht, wenn man selbst Apotheker ist. So bekam Trude halt keinen Chef. Vielmehr hörten nach eintiger Zeit die erst mit so glühender Begeisterung eingeleiteten Besuche der Apotheker und Drogeristen auf. Es gab aber in P. auch Baumeister, Oberlehrer, Ingenieure usw. im erfreulichen Stande der Junggesellschaft. Die hatten einen Zufluchtsort, wo, wie sie sagten, sie sich von den Strapazen des Lebens erholten. Das war ein kleines Lokal mit einer besonderen Hinterstube. Dort trafen sich die jungen Wittwen mit den Herren Junggesellen. Natürlich nur ehrbar. Dafür ist der beste Beweis, daß die Chefin ihre junge Kassiererin mitnahm. Konnte da etwas vorkommen? Ich denke, nein.

Oft wallfahrteten die beiden in das kleine Lokal. Einen Namen hatte es nicht, nur der jeweilige Wirt. Man saß dort lange, um sich zu erholen. Man saß bis 10, bis 11, bis 12. Es wurde 1, auch wohl gar 2 Uhr nachts. Und wenn Trude am Morgen um 7 Uhr die Kasse eröffnen mußte, war sie sehr verschlafen. Aber es machte ihr doch manchmal einen gewissen Spaß, von der Chefin in vorgerückter Stunde in den Vorraum zur Kellnerin geschickt zu werden.

„Ach, gehen Sie doch mal, Fräulein Trude, vorn ins Lokal zur Miese. Die langweilt sich so sehr.“

Und Trude ging zur Miese. Der Herr Baumeister ließ noch für beide eine Tafel Schokolade kommen, und so wurde es wie gestern, vorgestern und immer wieder 2 Uhr.

Weiß Gott, es ging alles in ehrbaren Grenzen zu. Wenigstens ist nie etwas Skandalöses passiert. Trude ist heute vielfache Mutter und weiß es noch wie heute.

Schließlich wurde es Monat Mai, und Trude kam einmal nicht um 9½ Uhr, sondern um 10 Uhr abends nach Hause. Darob große Entrüstung auf Seiten der Chefin und Kündigung von beiden Seiten.

Im Zeugnis — Tante Laura drängte auf gute Formen im Umgang — aber stand: Fräulein Gertrud . . . . . hat in meinem Geschäft die Stellung einer Kassiererin zu meiner großen Zufriedenheit fünf Monate bekleidet. Sie hat sich durch große Ehrlichkeit, Aufmerksamkeit und Fleiß ausgezeichnet. Sie wurde in der Buchhaltung und Korrespondenz verwendet und hat auch Abrechnungsarbeiten pünktlich und mit großem Geschick erledigt . . . . .

Woher ich das alles weiß? Sehr einfach.  
Nach kurzer Zeit bekam ich Fräulein Trude  
als Hilfskraft ins Kassabüro einer großen  
Firma. Da hat sie mir erzählt, daß sie —  
Kassiererin war. Ich wünschte zwei Jahre  
lang, alle Arbeitgeber von zwei Lehrlingen

hätten sterben, aber schließlich ist aus Trude  
doch eine brauchbare Kassiererin geworden.  
Sie kassiert nämlich bei meinem Freunde alle  
Monate das Wirtschaftsgeld als — seine  
Frau.

---

## Bergnebel.

Nebel glitten rings herein  
Von den Tannentwänden,  
Krallten Wald und Wasser ein  
Mit den Geisterhänden.

Wollten auch um's Herz mir gern  
Schleier zieh'n, die feuchten — —  
Herz doch wußte wie ein Stern  
Durch das Netz zu leuchten!

Ewald Artur Hentschel.

---

## Rätsel.

1. Eins-zwei sind ein Bekleidungsstück,  
Drei hat im Leben nicht viel Glück,  
Dem Ganzen aber geht's noch schlimmer:  
Mit Füßen wirts getreten immer.
2. „S“ deckt dich; „D“ nährt dich  
Oder verfehrt dich.  
Steht „M“ dafür,  
Ist es ein Teil von dir.
3. „A“ stellt sich oft bei Krankheit ein,  
Nach „U“ wird oftmals krank man sein.
4. Mit „I“ es durch die Lüfte fliegt,  
Mit „r“ es unter Wasser liegt.
5. Es hängt in der Küche, doch mit einem Fuß  
Man zu ihm hinuntersteigen muß.
6. Nimm mir den Fuß  
Und seh' ein andres Herz mir ein:  
Die ich zerfallen muß,  
Bin nun ein schöner Edelstein.
7. Das Wort mit „f“ im Frühjahr steigt,  
In „m“ sich oft die Dame zeigt.
8. „M“ sieht man ragen,  
„L“ wird getragen,  
„G“ wird geladen,  
„B“ ist ein Faden.
9. „al“: Man kann drin versinken.  
„ne“: Man kann daraus trinken.
10. Du hältst es im Fahrzeug in deiner Hand,  
Mit einem Kopfe ist's dir verwandt.
11. Geht er von dem Dichter fort,  
Steht ein Held an seinem Ort.
12. Das erste macht der Dichter,  
Der Kaufmann macht zwei-drei,  
„Ganz“ bringt oft vor den Richter,  
Doch „b“ fällt aus dabei.

Else Rostalski.



*Lublinitz*



# Lublinitz.

Vor 100 Jahren war in Lublinitz fast jeder fünfte Mensch ein Jude. Es war dies aber nicht immer so. 1756 zählte man hier überhaupt keine Juden, 1780 nur 20, 1782 schon 46 und 1829 sogar 266. Im Jahre 1821 war eine hölzerne Synagoge errichtet worden. Vielleicht die einzigste auf deutschem Boden. Man könnte also Lublinitz ebensogut als Zülz die obereschlesische Judenstadt nennen, wenn der jüdische Zuzug aus dem Osten nicht so plötzlich gekommen wäre. Damit haben fast alle obereschlesischen Landstädte eine starke Vermehrung ihrer jüdischen Bürgerschaft erfahren. Mehnlich als Lublinitz erging es auch dem benachbarten Guttentag (1756 keine Juden, 1829 deren 182), wie überhaupt erst mit der durch König Friedrich II. eingeleiteten Politik der Begünstigung landfremder Elemente die Ostjuden sich in Massen in den kleinen Landstädten Oberschlesiens festgesetzt haben.

Daß der Zuzug nach Lublinitz ganz besonders verlockend erschien, ergab sich aus den Marktverhältnissen. Viele Bürger der Stadt scheinen sich von altersher durch Lohnfuhrwerk erhalten zu haben. Schon Herzog Johann von Oppeln-Ratibor nahm 1500, als er die Stadtprivilegien von Lublinitz erneuerte, von der Stadt die Verpflichtung entgegen, alljährlich eine Fuhr nach Preußen oder Mähren auf eigene Kosten zugunsten des Herzogs auszuführen\*) Damals wurden der Stadt zwei Jahrmärkte bewilligt. Anfang des 19. Jahrhunderts waren es schon 5. Und doch muß man sich, geht man der Geschichte nach, stets die zunehmende Armut des Städtchens vergegenwärtigen. Man hört jahrhundertlang nichts Erwähnenswerthes aus Lublinitz, bis Friedrich der Große kam und mit ihm eine neue Zeit; mit ihr allerdings auch die Juden. Die Gerechtigkeit aber muß es ihnen lassen. Lange Jahrhunderte schien das städtische Leben in Orten wie Lublinitz zu erschaffen, und es ist ein Ehrentitel der obereschlesischen Juden, daß ihre starke Vermehrung am Beginn einer neuen Epoche steht, der sie sozusagen Schrittmacher wurden.

Geht man der Geschichte bis ins kleinste und bis in die kleinsten Städte nach, so sieht allerdings manches anders aus, als man es bisher gehört hatte. So sehen wir in der anderen Stadt des ehemaligen ungetheilten Kreises Lublinitz, in Guttentag um 1800 herum nur zwei Tischler. In der Ueberlieferung

aber erscheint Guttentag immer als die Tischlerstadt. Man sieht, die Ueberlieferung trägt manchmal, so alt ist die bekannte Heimtischlerei von Guttentag garnicht. Sie muß erst nach 1840 entstanden sein. Auch darüber ist man überrascht, daß um 1850 im Kreise Lublinitz etwa 5000 Personen jenseits der russisch-polnischen Grenze ihre Beschäftigung suchten. So wechselt Handel und Wandel, Leben und Treiben im Laufe der Zeit.

Noch von einem anderen Städtel im Kreise Lublinitz sei hier die Rede, von Woschnik. Im 18. Jahrhundert war es Sitte, daß Gleiwitzer und Beuthener Bürger ihre Söhne bei Woschniker Handwerfern in die Lehre gaben, damit sie dort ein tüchtiges Handwerk erlernten. Später sank der Marktstücken Woschnik zu völliger Bedeutungslosigkeit herab, und kaum, daß irgend ein Handwerker außer Bäcker und Fleischer dort seinen Wohnsitz hatte. Wie ist solche Sitte zu verstehen? Soll der Grenzverkehr nach Polen in dem kleinen Woschnik wirklich so groß gewesen sein, daß dort so viele tüchtige Handwerker ansässig waren? Wir gehen nicht fehl in der Annahme, daß, als die Kaiserlichen die gewaltsame Rekatholisierung in den Städten Oberschlesiens um 1630 einleiteten, die Beuthener und Gleiwitzer ihre Söhne in ein abgelegenes Städtchen an der Grenze schickten, wo es wahrscheinlich noch evangelische Schule und Kirche gab, wo sich also ihr Glaubensgut ungestört in den jungen Herzen der heranwachsenden Bürgerjöhne entfalten konnte. Nur so erklärt sich die Lehrerschaft von obereschlesischen Bürgerjöhnen beim Woschniker Handwerk.

Auch in Lublinitz hatten die Pauliner Mönche das Städtchen nach der Reformation verlassen, und als sie zurückkommen wollten, verweigerte ihnen der Rat der Stadt Haus und Hof. Dafür aber vergrößerte der Gutsheer von Lublinitz (L. war eine Mediatstadt), Graf Zellart, die katholische Pfarrkirche um 1650. Brände, Pest und Wirbelstürme zerstörten wiederholt die Stadt. In der preussischen Herrschaft wurde Lublinitz Kreisstadt und erhielt auch Garnison. Den Aufstieg zu einer Mittelstadt verdankt Lublinitz aber erst dem Justizrat Franz von Grottowski, der 1811 das ihm gehörige Schloß L. testamentarisch für eine Erziehungsanstalt für Waisenkinder bestimmte und auch sonst in der Verwaltung seines Besitztums sich sehr geschickt erwies.

Ohne die preussische Regierung wäre Lublinitz wohl nie über den Rahmen einer polnischen Landstadt wie etwa Praska bet

\*) Die Pfarrkirche ist St. Nikolaus, dem Patron der Kaufleute, geweiht.

Landsberg OS. oder Celadz bei Bendzin hinausgekommen. Das moderne Lublinitz vor dem Kriege war der Sitz großer Textilwerke; ein bedeutender Bahnhof und eine

starke Garnison gaben dem Ort den Charakter eines wichtigen Durchgangsverkehrs, der hier nach Czestochau und Lodz abzweigte.

A. S c h y m u r a.

---

## Einheimische und fremde Haustiere.

Von Dr. Ernst Fetge.

Je alltäglicher eine Erscheinung ist, desto interessanter ist sie oft. Es ist eine alte Wahrheit, daß eine Entdeckungsreise in unserer engsten Heimat manchmal die größten Geheimnisse offenbart. Das gilt auch für unsere Haustiere. Wir glauben sie recht genau zu kennen, und doch, wer hat sich einmal die Frage gestellt, woher sie stammen und seit wann wir sie besitzen?

Die Nennung irgendeines Haustieres schafft fast von selbst die Vorstellung, daß es sich um ein Tier handelt, das bei uns nur im Zusammenhang mit dem Menschen denkbar ist und ohne dessen Schutz in der freien Natur nicht lebensfähig wäre. Das Fehlen von Wildformen unserer Haustiere in unserer Heimat mit Ausnahme des Wildschweines kann leicht zu der Annahme führen, daß alle unsere Haustiere aus anderen Gebieten einst eingeführt wurden. Vor nicht langer Zeit, es sind höchstens zwanzig Jahre her, nahm man auch an, daß dem so sei. Doch die immer mehr zunehmende Durchforschung der im Boden versunkenen Zeugen unserer Vorwelt und genauere Rasseuntersuchungen der lebenden Haustiere in den letzten Jahren haben ein ganz anderes Bild ergeben.

Bei der Entscheidung der Frage, welche Haustiere bei uns von Anfang an einheimisch waren, also aller Wahrscheinlichkeit nach auch bei uns gezähmt worden sind, läßt uns die Beobachtung der uns umgebenden Natur scheinbar im Stich. Fast keines unserer Haustiere besitzt außer dem Wildschwein bei uns noch lebende Verwandte in der freien Natur. Unser „Wild“ — Hirsche, Rehe, Füchse usw. — ist nie gezähmt worden, und ohne sorgsame Hege wäre es der vorrückenden Kultur und dem Jagdeifer des Menschen längst zum Opfer gefallen. Für den Landmann ist das Wild im Interesse seiner Saaten ohnehin ein zweifelhafter Freund. Die allmähliche Zurückdrängung der Wälder durch den Ackerbau hat überdies das Großwild, von dem unsere Haustiere abstammen, zum Rückzug gezwungen, soweit der Mensch es nicht selbst ausgerottet hatte.

Trotzdem ist es nicht so schwierig, die Herkunft unserer Haustiere wenigstens an-

nähernd zu bestimmen. Die eine Möglichkeit besteht in der Heranziehung der erwähnten Bodensfunde und geschichtlicher Nachrichten über den einstigen Stand unserer wilden Tierwelt, die andere in der Verbreitung der noch lebenden Wildtiere. Letztere wollen wir zuerst betrachten.

Die wilde Tierwelt jedes Erdgebietes zeigt gewisse eigentümliche Züge, die sie von anderen Gebieten scharf unterscheidet. Der Anblick eines Nilpferdes, eines Elefanten oder eines Papageis gibt sofort die Vorstellung von etwas Fremdartigem, das nicht in unsere Heimat paßt. Umgekehrt empfinden wir beim Anblick eines Rehes, Hasen, Fuchses oder einer Amsel etwas Vertrautes, zu unserer Heimat Gehöriges. In diesen Vorstellungen haben wir unbewußt schon die Entscheidung über die Herkunftsmöglichkeiten auch unserer Haustiere getroffen. Gewisse Tierarten schließen sich gegenseitig in ihrer Verbreitung aus, wo das Zebra einheimisch ist, kommen nie echte Pferde, die Verwandten unserer Hauspferde, vor. Wilde Rinder fehlen überall dort, wo Antilopen verbreitet sind, die in südlichen Gebieten unsere Hirsche und Rehe ersetzen — wohl aber finden oder fanden sie sich überall dort, wo auch echte Wildpferde und vor allen Dingen unser heimisches „Wild“ verbreitet waren. Selbst nach dem Aussterben einer Tierart können wir also schon aus den noch vorhandenen Tierformen schließen, ob die ausgestorbene Art in irgendeinem Lande jemals vorhanden gewesen sein kann.

Als zweite Quelle für unsere Entdeckungsfahrt nach der Herkunft unserer Haustiere bleiben noch die Bodensfunde zu betrachten. In alten Siedlungsresten nach der Eiszeit finden sich zahlreiche Spuren für die wirtschaftliche Kultur unserer Vorzeit, daneben birgt die Erde aber auch die Reste vieler durch Alter, Unglücksfälle usw. umgekommener Wildtiere. Vieles davon, leider nicht alles, ist in unsere Museen gekommen und bildet ein wichtiges Beweismaterial. Noch bis ins Mittelalter hinein berichten viele Schriften über das Vorhandensein von Wildpferden und Wildrindern in unserer

engeren Heimat, und die eine Stammform unserer Haustierwelt, das Wildschwein, hat sich ja bis in die Gegenwart erhalten können. Nach der Eiszeit treten in den menschlichen Siedelungen bereits Zeugnisse für die Anwesenheit von Haustieren auf, zunächst noch primitive Formen und fast nur auf Rind, Schwein und Ziege beschränkt. Viel wichtiger sind für uns aber die vielen Funde von echten Wildrindern und Wildpferden im ganzen deutschen Gebiet, die beweisen, daß es an zähmungsfähigem Wildmaterial nicht gefehlt hat. Ueberall fanden sich Spuren des ausgestorbenen Urwaldrindes — ein Prachtexemplar, ein vollständiges Skelett findet sich im Breslauer Altertumsmuseum — in verschiedenen Spielarten als Beweis einer starken Verbreitung, und ebenso von Wildpferden, sowohl schweren kalblutähnlichen Formen, wie ponyartig kleinen Tieren. Auch viele Berichte von Jagden auf Wildrinder und Wildpferde bis ins 17. Jahrhundert hinein beweisen, daß diese beiden Tierarten bei uns ebenso wenig selten waren wie das Wildschwein. Am längsten haben sich Wildpferde im baltischen Gebiete, dem Lande des ostpreussischen Ritterordens, erhalten, und die letzten Wildrinder scheinen im 17. Jahrhundert im heutigen Polen ausgerottet worden zu sein. Wir können nach allen diesen Zeugnissen als kennzeichnende Tiere unserer Heimat neben Fuchs, Gase, Eichhörnchen, Biber, Hirsch, Reh, Wildschwein auch Wildrinder und Wildpferde aufführen.

Es mag aber auffallen, daß wir zwei andere Haustiere nicht erwähnt haben: das Schaf und die Ziege. Besonders die Ziege tritt in den ältesten Haustierresten, die wir aus unseren Gebieten kennen, in den Pfahlbauten der Schweiz, schon sehr frühzeitig auf. Wenn wir aber die Riste der noch in der Gegenwart verbreiteten oder seit der Eiszeit in Deutschland ausgestorbenen Wildtiere durchmustern, stoßen wir nie auf Wildschafe und Wildziegen. Trotzdem sind beide Formen noch in der Gegenwart weit verbreitet. Sowohl Wildschafe wie Wildziegen finden sich vom Mittelmeergebiet an in allen Hochgebirgszügen Asiens. Ihren Lebensgewohnheiten nach sind sowohl die Wildschafe wie die Wildziegen Bewohner von Hochgebirgen und als solche außerordentlich klettergewandt; in den Alpen und den anschließenden Gebirgszügen des südlichen Mitteleuropa werden sie durch Gemsen und Steinböcke vertreten. Die nördlichste Form der Wildziegen scheint die „*Capra prisca*“ („altertümliche Ziege“) gewesen zu sein, von der Reste im galizischen Karpathengebiet gefunden wurden und die in manchen großhörnigen Ziegen der

Gegenwart noch fortlebt. Diese großhörnigen Hausziegen mit gedrehten Hörnern, die seit der Metallzeit vorkommen, und die jetzt vorherrschenden hornlosen (Saanen-)Ziegen dürften als Abkömmlinge dieser wilden „Urziege“ zu betrachten sein. Die ältere Form der Hausziegen aus der Steinzeit ist kleiner und hat kurze, etwas nach hinten gebogene Hörner, wie sie heute noch bei den Wildziegen des Mittelmeergebietes vorkommen. Auch diese ältere Form der Hausziege läßt sich bei uns häufig beobachten.

Eine ähnliche Stellung wie die Wildziegen nehmen die Wildschafe ein. Die einzige Form unter ihnen, die in die Ebenen hinabsteigt, ist das Steppenschaf des kaspischen Gebietes mit kreisförmig gewundenen Hörnern, die denen unserer Merinoschafe gleichen. Im europäischen Mittelmeergebiet und in den angrenzenden asiatischen Mittelmeerlandern ist das Wildschaf durch die Mufflons, das Muffelwild, vertreten, die in der frühesten Haustierzeit durch irgendeine ausgestorbene Abart eine kleine Schafrasse mit ziegenähnlichen Hörnern geliefert haben, während die feinwolligen Hauschafe der späteren Metallzeit kreisförmig gewundene Hörner wie die erwähnten Steppenschafe und ihre östlichen Verwandten besitzen. Als ein Rest der von den späteren Feinwollschafen verdrängten Nachkommen des Muffelwildes findet sich, freilich wahrscheinlich ebenfalls schon gekreuzt, im Heidegebiet von Hannover und Lüneburg noch das kleine Heidschnudenschaf vor, das anspruchloseste unserer deutschen Schafrassen. Sowohl Schaf wie Ziege können, wenn wir die Verbreitung ihrer Wildformen betrachten, nicht in Deutschland gezähmt worden sein. Auch in wirtschaftlicher Beziehung bilden beide Haustierarten bei uns nur Nebenformen; so besitzen wir in Niederschlesien auf je 100 Hektar landwirtschaftlicher Nutzfläche über 62 Rinder (in Oberschlesien 60), 54 Schweine (Oberschlesien 60), aber nur 13 Ziegen (Oberschlesien 19) und 8 Schafe (Oberschlesien 3,4). Zeitweilig war das Schaf zwar im Laufe des vergangenen Jahrhunderts auch bei uns zu großer Bedeutung gelangt, als die Nachfrage nach Wolle in Europa groß war und durch die Einfuhr nicht gedeckt werden konnte. Mit der Veränderung der wirtschaftlichen Konjunktur ist aber die Schafhaltung in Deutschland wieder ziemlich bedeutungslos geworden und ebensowenig hat sich die Ziege, die „Kuh des kleinen Mannes“, bei uns neben dem Rind als wichtiges Nutztier durchsetzen können.

Ganz anders verhält es sich jedoch mit dem Schwein. In wirtschaftlicher Beziehung

bildet es zusammen mit dem Rinde das wichtigste Haustier in ganz Mitteleuropa. Dieser Punkt ist nicht nebensächlich, denn der Geschmack und die Vorliebe für bestimmte Nahrungstiere bleiben bei allen Völkern merkwürdig beständig. Es hat aller Anstrengungen der Kirche im Mittelalter bedurft, um den Genuß des Pferdefleisches in Deutschland als einer heidnischen Gewohnheit auszurotten, und umgekehrt wird bei uns etwa der Hund, der bei Chinesen und manchen Negervölkern als Vederbissen gilt, heftig verabscheut. Auch das Schwein gilt ja bei den semitischen und mohammedanischen Völkern als „unrein“. Bereits im europäischen Mittelmeergebiet tritt unser Borstenvieh an Bedeutung zurück; erst in China ist es ebenso wichtig wie bei uns. Sind Wildschweine auch überall verbreitet, so schwebt über die Herkunft der ältesten Hauschweine noch ein gewisses Dunkel. Das in den steinzeitlichen Ablagerungen des Alpengebietes vorgefundene „Zorffschwein“, die älteste Hauschweineform dieses Gebietes, zeigt im Schädelbau auffällige Anklänge an die chinesischen und indischen Hauschweine, und man glaubte deshalb lange, daß alle unsere Hauschweine aus dem fernen Osten stammen müßten. Erst in der neuesten Zeit ist es gelungen, die Lösung dieses Rätsels zu finden. Neue Funde ausgestorbener Wildschweine haben gezeigt, daß diese im Mittelmeergebiet sowohl Merkmale unserer Wildschweine, wie der ostasiatischen aufweisen, es sind Uebergangsglieder zwischen beiden. Auch in Südschweden hat man an den ausgestorbenen Wild- und Hauschweinen feststellen können, daß die Zähmung an Ort und Stelle erfolgt sein muß, ja es waren einst noch mehr Hauschweinerassen vorhanden als in der Gegenwart, sie sind aber dann offenbar durch die leistungsfähigeren Formen verdrängt worden.

Die Frage nach einheimischen und fremden Haustieren in Deutschland läßt sich jetzt also schon ungefähr beantworten: Rind und Schwein sind sicherlich von Anfang an Angehörige unserer Heimat, das Pferd mindestens in seiner wilden Form, dagegen sind Schaf und Ziege Fremdlinge. Doch Rind und Schwein sind nicht dasselbe, und selbst der Städter kann ohne weiteres den Unterschied zwischen einem Kaltblüter und einem warmblütigen Pferde erkennen. Schwieriger liegen diese Dinge schon beim Schwein. Aber selbst, wenn wir die Tiere nicht präparieren und uns ihr Schädelknochen genau ansehen, können wir schon äußerlich Unterschiede be-

merken. Unsere wichtigsten Rinderrassen sind gegenwärtig das Rotvieh und das schwarzweiß gefleckte Niederungsvieh, in geringerer Anzahl auch das rotbunte Vieh. Welche Form ist nun bei uns die ursprünglichere?

Wieder müssen wir die ältesten Bodenfunde von Haustieren der Steinzeit zu Rate ziehen und sie geben uns tatsächlich einen Aufschluß. In den ältesten Zeiten tritt zunächst allein eine Rinderart bei uns auf, die nach ihrem inneren Bau auffällig unserem Rotvieh in seinen ursprünglichen, nicht gekreuzten Vertretern gleicht; viel später erst kommen dazu Formen, die sowohl unserem bunten Niederungsvieh als auch den Rindern Spaniens und seiner Nachbargebiete gleichen. Aber selbst dort im Mittelmeergebiet taucht zuerst unser kleines Rotvieh auf, das dann freilich durch das größere Mittelmeerrind verdrängt wurde — genau so wie in unserer Gegenwart das leistungsfähigere bunte Rind unser einfarbig rotes Rind immer mehr zurückdrängt. Wir dürfen also unser Rotvieh, auch wenn es in der modernen Zeit einen schmeren Stand hat, nicht so unterschätzen: es bildet in Wirklichkeit den alten, angestammten Adel unseres Gebietes, das bunte Vieh gehört zu den reich gewordenen Emporkömmlingen. Und spät genug hat man sich darauf besonnen, daß unser angestammtes Rotvieh doch auch seine Vorzüge gegenüber dem anspruchsvollen Niederungsvieh hat. Auch bei unserem Borstenvieh verhält es sich ähnlich: nicht jene parvenühafte dicken „Edel“- und „veredelten“ Landschweine stellen in Wirklichkeit den alten Adel dar, sondern die bescheidenen und anspruchsvollen Landschweine mit hohen Beinen, spitzem Rücken und langem Gesicht. Ihre Bescheidenheit ist ihnen freilich zum Verderb geworden, jene dickbäuchigen Emporkömmlinge haben sie fast überall bei uns verdrängt; aber stellenweise finden sich in Deutschland doch noch Abkömmlinge dieses alten Adels: so in Bayern, in Hannover, Braunschweig und in Württemberg, nämlich die ganz falsch als „unveredelten“ Landschweine bezeichneten Formen mit dunklen Flecken.

Einen langen Weg haben unsere Haustiere zurückgelegt, sie haben alle Irrungen und Wirrungen der menschlichen Kultur mitgemacht. Sie können uns aber trotzdem viel von unserer Heimat erzählen, und eine Entdeckungstour zu unseren täglichen Begleitern offenbart manches Ueberraschende des Alltags.

# Vom Sperber.

Für den Städter tritt der Sperber namentlich zum Winter hin in Erscheinung, da er dann gern in die Gärten und Parkanlagen hinein kommt, wie er hauptsächlich auf Sperlinge jagt. Hier erregt der Vogel gewöhnlich allgemeine Entrüstung wegen seiner sog. Frechheit. Statt daß man sich freut, wenn der gefiederte Räuber unter den lästigen Spaken ordentlich aufräumt, so bemitleidet man meist die armen Kleinvögel und kommt nicht zum Genuße des Anblicks dieses gewandten Raubvogels. Da es nun einmal seine Jagdweise ist, in blitzschnellem Zustoßen, durch alle Hindernisse hindurch das einmal ins Auge gefasste Ziel zu verfolgen, und der im Walde großgewordene Räuber unmöglich wissen kann, daß es Fensterscheiben im Zimmer gibt, er auch nicht ahnt, daß Kanarienvögel ein menschliches Besitztum sind, so kann man es ihm nicht als — beispiellose Unverschämtheit — deuten, wenn er einen gekäfigten Vogel,

der innerhalb des Fensters hängt, als eine geeignete Beute ansieht und in rasender Fahrt darauf loskaut. Die durch solchen Anprall zunächst betäubten Sperber werden oft gegriffen und in zoologische Gärten gebracht, wo sie gewöhnlich bald einziehen, denn sie flattern sich in den üblchen offenen Käfigen zu Tode oder verhungern, weil sie dort entweder keine oder nicht genügend Nahrung zu sich nehmen. Draußen im Freien merkt man den hübschen Burschen, die ein ebenso versticktes Leben führen, wie der Habicht, wenig. Sie betreiben von der Dichtung aus oder um die Gebüsche herum die Jagd, das Weibchen auf größere Vögel bis zur Schwere einer Hausstaube, das Männchen auf allerlei Kleinvögel; Mäuse werden natürlich auch nicht verschmäht. Hier spielt die Ueberraschung des Opfers gleichfalls die Hauptrolle, sodas sich selbst manchmal die Schwalben nicht retten können.

---

## Der Knirps.

Novelle von Herta Pohl.

„Kling — ling — ling“.

Das weiße Zicklein des kleinen Hannes tänzelt zierlich am Rande des verfallenen Steinbruchs entlang. Gelbe schiefrige Kalksteine lösen sich und rascheln in die Tiefe. Unten, auf saftig grünem Grassteppich, der sich freundlich von den fahlen, zerklüfteten Felswänden abhebt, liegt der kleine Hirt auf dem Rücken und blinzelt in die Sonne, die schräge Strahlenpfeile hinter der Ruine eines alten Kalkofens hervor in die frühlingsfrische Landschaft wirft. Den wetternarbigem Filzhut hat der Junge schützend über die braune Stirn gezogen. Eine geschälte Weide mit flatterndem Blätterbusch liegt quer über seinen nackten Füßen. Er träumt mit halbgeschlossenen Lidern in die sonnige Landschaft hinein. Manchmal blinzelt er träge seitwärts, wenn das Glöckchen seiner Ziege in weiterer Entfernung läutet. Mit mutwilligen Seitensprüngen klettert sie geschickt am lehmgelben Abhang hinan. Loses Geröll poltert in die Tiefe.

„Zick, zick, zick“, lockt der Junge und greift nach seinem Hirtenstab. Jetzt ist sie unten angelangt und nascht harmlos und ruhig geworden süße rosa Kleeblüten und die zartgrünen Blättchen der Schafgarbe. Der kleine Hirt hat sich gähmend erhoben. Sein Schattenschild hebt sich verzerrt vom weichen Gras-

boden ab. Der Kopf steckt ungeheuer vergrößert zwischen den Schultern. Die Rückenlinie wölbt sich wie ein sackähnlicher Vorsprung.

Der Kleine hüpfte auf mageren Nacktfüßen ungeschickt am Rande der Wiese entlang. Dann bewegt er sich vorsichtiger vorwärts. Der Boden wird hart und kantig. Ueber die gelbe Wand des Steinbruchs breitet sich ein von Asche und Schlackenstücken grau gefärbter Weg. Die Leute des Dörfchens benützen das ausgebeutete Steinbruchloch zum Ausschütten von Asche und Müll. Der unten angeammelte kleine Aschenberg ist die Fundgrube des Kindes. Dort grub er sich die Blechlocke heraus, die jetzt lustig am Halse der Ziege schaukelt. An einem Glückstage fand er ein spannlanges Gipspferdchen, dem die Hinterfüße fehlten und ein andermal den Rest eines bunten Bilderbuches.

Der Kleine stochert mit seiner Weide in dem schmutzig-grauen Aschenhaufen herum. Seine Wäckchen glühen. Feine Schweßtropfen bilden sich auf der Stirn. Jetzt gräbt er mit Anstrengung eine zersplitterte Schiefer tafel aus dem Geröll. Staub quirlt auf und setzt sich im feuchten Gesicht des Eifrigen fest. Der Hannes wischt sich ungeduldig die Augen und betrachtet dann glücklich mit offenem Mund das Fundobjekt. Er geht noch nicht

zur Schule, trotzdem er acht Jahre alt ist. Wegen Kränklichkeit und Körperchwäche ist er vom Schulunterricht zurückgestellt worden. In der einsamen Hütte, die sich an den Fuß des verfallenen Kalkofens schmiegt, lebt er mit Mutter und Großvater und der weißen Ziege.

Der Junge atmet tief auf. Seine magere Brust dehnt sich mühsam unter dem gesickten, bunten Hemd. Er wird den Großvater bitten, ihm einen Schieferstift aus der Stadt mitzubringen. Dann wird er den Stift steif mit drei Fingern festhalten, wie es der Großvater tut, wenn er seinen Namen mit Kreide auf die Tischplatte strichelt. Und dann wird er ein i versuchen. Mit der Fingerspitze schreibt es der Kleine in die sonnenflimmernde Luft und stößt einen selbstzufriedenen dünnen Pfiff durch die Zähne. Nun späht er nach der Ziege aus und zuckt plötzlich unmerklich zusammen.

Ueber die Wiese bewegt sich das rotseidene Dach eines aufgespannten Sonnenschirmes. Das Kind kennt den Schirm und das junge Mädchen, das ihn in der weißen, ringgeschmückten Hand trägt. Es ist Ilse Stahner, die Tochter des reichen Kalkwerksbesizers, und der Herr im hellen Anzug an ihrer Seite ist wohl der neue Bräutigam, von dem die Mutter erzählte.

Dem Hannes hüpfet das Herzchen unter dem bunten Hemd. Noch steht er halb vom Felsvorsprung verborgen. Aber die beiden, die er mit großen, bewundernden Blicken anstarrt, müssen hier vorüber. Darauf freut sich der Junge. Fräulein Ilse ist so schön wie die Wassernixe in seinem Bilderbuch. Nein viel, viel schöner ist sie mit dem rotblonden Lockengeriesel um die weiße Stirn, den feinen kleinen Füßchen und dem zarten Kleid, das ein schmaler Seidengürtel umschmiegelt. Nun hört er schon ihre Stimme und ihr leises klingendes Lachen. Der Schirm wirft seinen Flackerschatten auf die Stelle, wo der Junge wartet und sein Filzhütchen, das er abgenommen, in den schmutzigen Händen dreht. Da geht ein nervöser, übertriebener Schrei. Das Schirmdach zuckt zurück. Fräulein Ilse streckt die weißen Arme wie abwehrend aus.

„Was für ein häßlicher Knirps! — Komm rasch vorüber, Erwin, — nein, gehen wir zurück!“

„Ich bitte Dich, Ilse! — Sprich doch leiser. Das Kind hört Dich ja.“ Ein langer, erstaunter Blick ihres Begleiters streift die nervös zusammensinkende Gestalt des Mädchens.

„Das ist mir gleichgültig. Er versteht uns doch auch garnicht. — Sieh nur die blöden Augen — hu.“ Sie schüttelt sich und wendet dann ungeduldig ihre Schritte. Die Stimmen verhallen.

Der Hannes starrt lange zu Boden. Dann wischt er sich mit dem Hemdsärmel kurz über die Augen und setzt langsam sein Filzhütchen auf. Es friert ihn plötzlich. Der leise Wind, der die Spitzen der Gräser wiegt, rieselt kalt über seinen Rücken. Er will heim. Er lockt die Ziege, aber mit so leiser, spröder Stimme, daß sie seinem Ruf nicht gehorcht. Da trippelt er ohne Eile über die Wiese. Als er das friedlich weidende Tier erreicht, schlägt er es heftig mit der Gerte. Es bäumt sich erschreckt hoch und entflieht wie rasend. Keuchend folgt ihm der Junge. Wie er endlich die Ziege eingefangen, schlingt er die Arme um ihren weichen Hals und weint jäh und hart auf. . . .

Die Abendsonne streut goldrote Lichter über den armseligen Hausrat in der Hütte am Steinbruch. Auf dem Fensterbrett kauert der Hannes, einen kleinen Fahrmarktspiegel in der Hand. Seufzend schaut er hinein, erblickt aber nichts als ein jetzt blankgewaschenes Gesicht mit trüben, grauen Augen, einer Stumpfnase und schmalen, farblosen Lippen.

„Was treibste“, redet ihn der Großvater an, der von schwerem Tagewerk heimgeschlürft und die lehmgelbe Jacke am Türnagel aufgehängt. „Willst wohl a Spiegel kaputt machen!“

Der Junge antwortet nichts. Viel später fragt er aus beharrlichem, schwerfälligem Sinnen heraus:

„Großvater, was is das — a Knirps?“

„A Knirps“, der Alte schiebt die Pfeife in den Mundwinkel, „hä — hä“, er grinst blöde und spuckt dann energisch aus. „Verpucht noch amaal! A Knirps is eben a Knirps.“

Der Kleine seufzt unmerklich. Er fragt nicht weiter. Später kommt die Mutter. Einen Vater hat der Hannes nicht. — Sie ist noch immer hübsch, die braune Hanne, bewundernd wenn sie das Kopfstuch löst und der rötliche Sonnenglanz die abgehärmten Wangen warm tönt. Wie immer hat sie viel zu tun, denn erst am Abend besorgt sie den kleinen Hausstand. Den Tag über arbeitet sie hart im Steinbruch.

Endlich — es dämmt stark — ruht sich das Mädchen auf dem Holzbänkchen vor der Haustür aus. Mit stumpfem Blick und schwer überhängendem Kopf hockt sie — todmüde. Da schlüpfet es leise heran, und eine Kinderhand legt sich warm auf ihre lederharte Rechte.

„Mutter“, flüstert der Hannes scheu, „Du Mutter, — weest Du's, was a Knirps is?“

Die junge Arbeiterin lächelt müde. „A Knirps — nu das is was Kleenes — Verkimmertes, weeste —“, sie bricht plötzlich ab und streicht mitleidig über das dunkle Kinderköpfchen, das sich jäh in ihren Schoß wühlt.

„Na laß mich aber. Ich muß noch die Ziege melken.“ Doch der Kleine drückt sie mit schwachen, zähen Kräften auf ihren Sitz zurück.

„Mutter, ist's schlimm, wenn man häßlich is?“ Kaum verständlich, bang, fragt er es. Das junge Weib gähnt hörbar. „Frag nich a su viel“, sagt sie nachher: „Gutt is voch nich, wenn man hibsch is.“ Sie streicht sich über die noch immer glatte Stirn und die spiegelnde Pracht ihrer dunklen Zöpfe. Die starken Zähne bohrt sie hart in die Unterlippe, während sie einen bitteren Augenblick an ihren Verführer denkt, der sie süß schmeichelnd „Jungfer Tausend schön“ rief — und doch betrog. Mit einer harten Bewegung schiebt sie das Kind zur Seite.

„Ich wees nich, was das Bürschel hat“, wendet sich in der Küche der Alte an die Tochter. „A is garnicht so wie sonst. Mit der Ziege kam er frieher heim, und nu sitzt a in den Ecken rum und spielt mit nische.“

Die braune Hanne plätschert im Aufwaschschaff. „Keen garnichte sieht man mehr. Vater, macht mal das Ofentrod'l a bissel uff.“ Sie verschnaukt sich seufzend. 's wird ihm wohl jemand gesagt haben, daß er 'n Buckel hat“, antwortet sie nach kurzem Nachsinnen trocken. „A guckt sich immerzu über die Achsel und stellt tumme Fragen.“ Mit herbem Spott: „Bis jetzt wußt er nich, wie hibsch daß a is.“

---

---

## Die Bauernhütte.

Wie sich der Vogel duckt ins Gebüsch,  
So duckt sich die Bauernhütte,  
Strohgedeckt,  
Mit freundlichem Giebel  
Ins Wiesengebreite. —  
Erdebornen,  
Stille atmend an Mutterbrüsten,  
Kräuselt sie zärtlichen Rauch ins Blaue, —  
Taubenschwärme umkreisen sie rauschend,  
Und abends glänzt traulich  
Ihr gelbes Lichtauge  
Hinaus zu den schlafenden Wiesen.

Kärglich und kahl,  
Von Menschen geknietet,  
Steht am Wegrain ein Rotziegelmiethaus  
Und gloht vieläugig  
Und scheel und trübe  
Auf Klee und Ampfer und Glockenblumen;  
Daß sich die seligen Lüfte schämen,  
Die öde Stirn ihm zu kühlen.  
Nicht mag der Birnbaum  
Es schattig betreuen,  
Noch die zärtliche Rebe  
Aufranken am kahlen Gemäuer,  
Dran keine Schwalbe traulich nistet.

Ach, wie freut sich der Murrelwind,  
Wenn er mit sanftem Fittig  
Die Bauernhütte umkolt,  
Mit den Kittersporen im Gärtlein spielt  
Und dem Bauernkinde  
Die steifgeflochlenen Zöpfchen schwingt.

Christine von Winkler.

# Gebräuche des Osterfestkreises im Kreise Gleiwitz.

Von Emanuel Czok.

## I.

Von den vielen alten schönen Volksbräuchen hat sich bei den Richtersdorfer und Ostropoer Bauern noch das „Osterreiten“ bis zum heutigen Tag erhalten. Die Sitte des Osterreitens, eine ursprünglich deutsche Sitte, ist mit den aus Mitteldeutschland und Franken im 13. und 14. Jahrhundert nach dem Osten gekommenen Siedlern auch zu uns gelangt. Es ist nun eine volkpsychologisch merkwürdige Erscheinung, daß dieser schöne altdeutsche Brauch gerade in den deutschen Stammländern zuerst und auch schon seit langem in Vergessenheit gekommen ist, während sich derselbe bei den polnisch sprechenden Bewohnern vieler Ortshaften Oberschlesiens einer großen Beliebtheit erfreute und bis jetzt noch gepflegt wird. Außer in den beiden im Gleiwitzer Kreise belegenen Dörfern Ostropa und Richtersdorf wird dieser Brauch noch in einigen Dörfern des Groß-Strehlitzer und des Ratiborer Kreises, z. B. Groß-Peterwitz, geübt. Die Schönwälder Bauern haben das Osterreiten bereits in den siebziger Jahren, und die Tryneker auch schon in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts aufgegeben. Auch die Behörden glaubten, gegen das Osterreiten einzuschreiten berechtigt zu sein, weil dieses Reiten öfters in ein wildes Wettrennen zum Schluß auszuarten pflegte, wobei häufig Bein- und Schädelbrüche im Gefolge waren. In dem Richtersdorfer Osterritt pflegen sich auch die Gleiwitzer Ackerbürger von der Raudener und Coseler Straße in Gleiwitz zu beteiligen.

Der Zweck dieses Osterreitens war neben dem religiösen (Gottes Segen auf die Fluren herabzuslehen) auch, den Siedlern die Grenzen ihrer Gemarkung zur Kenntnis näher zu bringen und diese Kenntnis auch stets wach und lebendig zu erhalten. So wurde bei Festsetzung der Grenze einer Flurgemarkung auch die Jugend des betreffenden Dorfes hinzugezogen. Beim Segen eines Grenzsteins erhielt der Sohn des betreffenden Siedlers von seinem Vater dabei eine derbe Backpeife, damit er diese Kenntnis auch an seine Kinder und Kindeskinde weiter übermittele. Das Osterreiten in Richtersdorf und Ostropa findet am zweiten Osterfeiertag statt und geht in folgender Weise vor sich:

Um 1 Uhr nachmittag versammeln sich die Bauern auf ihren geschmückten Pferden vor der an der Kieferstädteler Chaussee gelegenen Wegkapelle. Nach einigen Gebeten wird der

Zug vom Vorsänger — spiewok genannt — geordnet. Die Stärke des Zuges übersteigt oft 60 Reiter. Die Führung derselben ist einem älteren Bauern, der den Gemeindevorsteher vertreten soll, übertragen. An der Spitze des Zuges reiten zunächst zwei Bauernsöhne, die mit großen Glocken läuten. An sie schließen sich wieder je zwei Bauernsöhne an, die die vier Kirchensahnen tragen. Alsdann folgen die jüngeren Bauernbur-schen und Pferdefnechte. Erst dann reiten die Bauern des Dorfes, von denen einer das mit einer weißen Stola umwundene Kreuz trägt, das außerdem mit einem Kranz geschmückt ist, den man aus grüner Getreide-saat gewunden hat. Neben dem Kreuzträger reiten der Vorsänger und ein angesehenener Bauer, der die Auferstehungsfigur trägt.

Ist der Zug auf diese Weise geordnet, so reitet die Prozession durchs ganze Dorf, wobei die Bauern Kirchenlieder singen. Vor dem Hause des Scholzen angekommen, macht der ganze Zug halt. Hier kommt seine Familie heraus und küßt das Prozessionskreuz. (So war es wenigstens früher! Jetzt, nachdem Richtersdorf zu Gleiwitz eingemeindet ist und keinen Scholzen mehr hat, entfällt dieser Vorgang). Hinter den Scheunen reitet die Prozession dann dreimal in einem großen Kreis herum. Dasselbe wiederholt sich an den vier Ecken der Feldmark. Dieser Brauch soll die Teilnehmer an die hl. Dreifaltigkeit erinnern. Nach einem längeren Ritt um die Gemarkungsgrenzen macht man in einem an der Flurgrenze belegenen Wäldchen Halt. Dort warten Bauernmädchen mit Stärkungsmitteln und aus Saatengrün gewundenen Kränzen, welche sie ihren Burschen aus dem Zuge umhängen. Dann steigt man wieder zu Pferde, und es geht unter Gesang weiter die Feldgrenze entlang. Einer alten Sitte gemäß macht man noch einmal beim Eintreffen ins Dorf bei einem angesehenen Bauern Raft. Hier erhalten alle Teilnehmer an der Prozession einen Schoppen Bier und Ostereier. Auf der Landstraße kommt dann der Dorfpfarrer mit dem Organisten und Ministranten der Reiterprozession entgegen. Alsdann zieht der Zug unter Abzingen frommer Marienlieder bis zu der Marienkapelle, wo alles von den Pferden steigt, hinkniet und der Pfarrer eine kurze Andacht abhält.

Alsdann zerstreut sich die Prozession. Die Burschen bringen die Pferde in die Ställe, während die Prozessionsmitglieder mit Ge-

sang sich nach der Ortskirche begeben, wo eine Vesperandacht mit Segen den frommen Brauch beschließt. Früher versammelten sich die Alten beim Schulzen, wo bei einem Glase Bier und bei Kaffee und Kuchen, den die Frau des Schulzen spendierte, das Wohl und Wehe der Gemeinde beraten wurde, während die Jugend sich dem Brauche des Spritzens und Begießens der holden Weiblichkeit hingab, wofür sie als Lohn huntbemalte OSTERETER, die sogenannten „krosszonki“, erhielten. Wer die meisten und schönsten hiervon aufzuweisen hatte, war der Held des Tages.

## II.

Es sei hier noch zweiter alter, auf Pferde Bezug habender Gebräuche, welche aber jetzt nicht mehr geübt werden, Erwähnung getan. Bei der Verbundenheit des primitiven Menschen mit der ihn umgebenden Natur und den seine Existenz ermöglichenden Haustieren kann es auch nicht weiter wundernehmen, daß der Bauer der früheren Zeit auch seinem Pferde einen Schutzpatron unter den Heiligen auswählte und es seinem besonderen Schutze anempfahl. Am Tage des hl. Georg (23. April), der hoch zu Roß dem unter den Füßen seines Pferdes sich windenden Ungeheuer seine Lanze in den Rücken stößt, kamen die Ostroppaer Bauern und auch zahlreiche aus der näheren und weiteren Umgegend die-

ses Dorfes mit ihren Pferden zur Kirche, um zu beten und zu opfern. Schon um 4 Uhr erschienen die Bauern zu Pferde, aber nicht wie Andächtige, ruhig und still, sondern lärmend, als ginge es zu einer Lustbarkeit, sprengten sie im Galopp in den Kirchhof, wo auf einem Tische die hölzerne, etwa eine Elle hohe Statue des hl. Georg, des Schutzpatrons der Pferde, stand. Vor dem Bilde stieg jeder ab, hielt das Pferd am Zügel, entete eine Weile zum Gebete nieder und opferte dann auch nach Vermögen Geld oder Eier im Namen des Pferdes. Darauf führte er das Pferd einmal um die Kirche herum, band es an und ging in die Kirche, um dem Gottesdienste beizuwohnen. War er beendet, so jagte man in den Kretscham, wo bisweilen der Rest des Tages mit Trinken verbracht wurde.

(Hier liegt ein ähnlicher Brauch vor, wie das sog. Leonhard-Reiten in Bayern, das, wie auch unser Brauch in Ostroppa, ein Rest alter Frühlingsfeste ist. D. Red.)

## III.

In Zernik wurde bis Anfang der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts am St. Stephanustage (2. Weihnachtstag) den Pferden zu Ader gelassen, um sie vor Drüsen und Roßkrankheit zu bewahren.

---



---

# Silbenrätsel.

Aus den Silben:

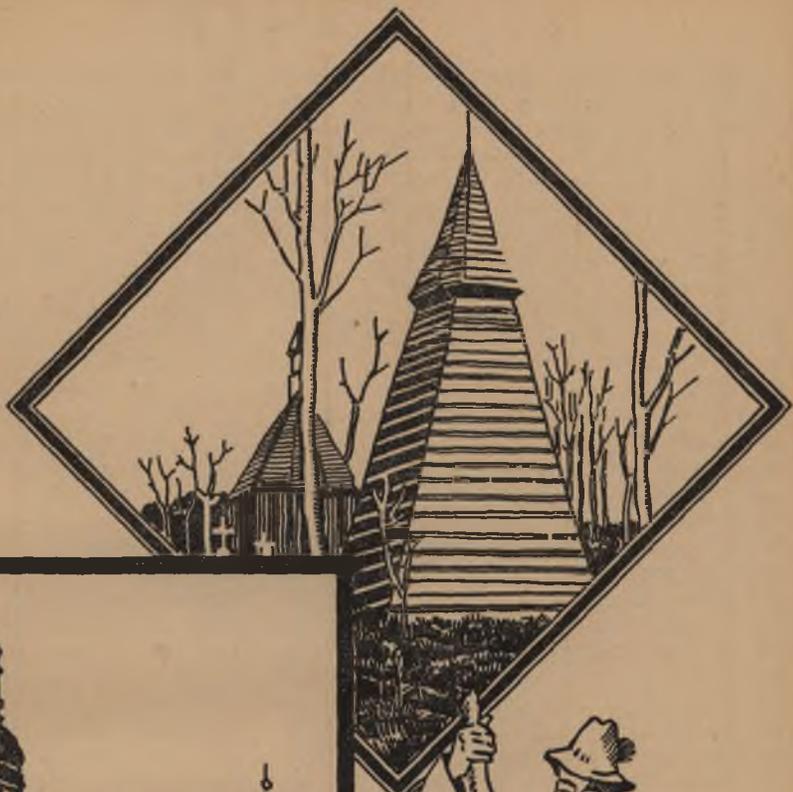
ak, bal, de, den, dur, e, em, ein, gar, gel, gen, gir, gol, hof, i, in, in, in, land, le, lei, lei, lert, lo, ly, ne, ne, nen, nor, nat, re, ro, schau, sa, se, sel, st, sie, stadt, tan, ti, trab, um, vor, war, wich, wie, sollen 18 Wörter gebildet werden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Spruch aus dem Talmud ergeben.

(ch ist dabei ein Buchstabe)

Die Wörter bedeuten:

1. Teil des Heeres, 2. Anzeige, 3. Ort der Seligen,
4. Felsen am Rhein, 5. Deutscher Dichter, 6. Teil eines Gebäudes, 7. Germanische Gottheit, 8. Baum,
9. Europäische Hauptstadt, 10. Berühmter deutscher Kreuzer, 11. Deutsche Heldengestalt, 12. Kleines Raubtier, 13. Einsame Behausung, 14. Stadt in England, 15. Biblische Person, 16. Krebsart,
17. Stadt auf Sizilien, 18. Stadt in Bayern.

Elise Rostalski.



*Pleß.*



# Pleß.

Pleß, die Stadt froher Jagden und weiträumiger Gärten, umgürtet von einem Kranz tiefer Wälder, trägt wie eine Krone den Gipfelkranz der Beskidenberge über sich. Im Laufe der Jahrhunderte wurde ihr die Nähe dieser Gebirgskette, an welcher vorbei die Heerstraße nach Ungarn zieht, zum Schicksal. Und so verzeichnen die Runen im wetterharten Antlitz ihrer Geschichte Krieg, Brand, Belagerungen, Feldlager, Truppenzüge, fliehende Fürsten, im ganzen alles in allem ein von Ketten und Eisen klirrendes Schicksal.

Die Polen und Ungarn belagern unsere Stadt schon 1345, von der wir wissen, daß sie das erste Mal am 2. März 1303 urkundlich genannt wird. Den Schrecken des Krieges muß Pleß 1433 durch die Hussiten auskosten, 1454 durch Herzog Wenzel von Rybnik und 1462 durch Herzog Johann, der seine Stiefmutter, die Herzogin Barbara, bekämpfte. Er soll seine Krieger in Frauenkleider gesteckt haben, die mit Krebsen, Eiern und Butter zum Markt in die Stadt gingen. Von jeher sind viele fremde Fürsten im Laufe ihres kriegerischen Daseins auf Schloß Pleß eingekehrt, so auch Heinrich von Valois auf seiner Flucht aus Krakau, wobei es zur Gründung der Kapelle „Dein Wille geschehe!“ gekommen sein soll, als ihn die Häuser ereilt hatten. 1645 spülte die Brandung des 30jährigen Krieges den General Montecuculi mit viel Kriegsvolk in unsere Festungswerke, von denen ein letzter Rest in Form des alten Stadtgrabens auf der Südseite der Stadt noch erhalten ist. (Keine Mauern, nur Wälle und Palisaden). Und so ging es von Jahrhundert zu Jahrhundert. Auch Friedrich der Große fühlte das Bedürfnis, in das offene Land der Pleßer Herrschaft ein festungsartiges Bollwerk hineinzubauen, konnte sich nur nicht über die Lage desselben klar werden, und so unterblieb der Bau.

Unmittelbar aber mit der Weltgeschichte kam Pleß in Berührung, als am 8. Mai 1915 das Große Hauptquartier der deutschen Heeresleitung in das Schloß des Fürsten von Pleß verlegt wurde. Entscheidungen von gewaltiger Tragweite haben sich hier abgespielt.

In Duzenden von Memoiren bedeutender Staatsmänner und Heerführer, Politiker, Wirtschaftsführer wird unsere Stadt genannt und manche Einzelheit dabei erwähnt. Wohl selten hat eine Stadt von so kleinen Ausmaßen so lange den Brennpunkt, gleichmaßen den Pulsschlag großer Ereignisse gefühlt. Man kann sich daher Pleß ohne das Schloß des Fürsten nicht denken.

Daher ist auch die Geschichte der Stadt aufs innigste mit der des Fürstengeschlechts von Anhalt-Röthen-Pleß, früher Promnitz und Hochberg verknüpft. Seit 1517 gehört Pleß Stadt und Land nicht mehr den schlesischen Herzögen. Damals kauften es die aus Ungarn stammenden Turzos. 1548 ging der Besitz an Bischof Promnitz über. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts gelangten die Grafen Hochberg zu immer größerem Ansehen und Besitztum. Um 1800 war es der Herzog Friedrich Ferdinand von Anhalt-Pleß, der durch seine Vorliebe für Kunst und Wissenschaft seinen Namen für alle Zeiten in die Geschichte Oberschlesiens geschrieben hat. Das von ihm mit wandernden Theatergesellschaften immer wieder besetzte Hoftheater gab viele Jahre lang gleichsam den guten Ton in literarischen Dingen für Oberschlesien an. Zur selben Zeit war es auch, wo sein Kammerassessor, der erste obereschlesische Zinkfabrikant Johann Christian Ruberg alchemistischen Experimenten in Pleß nachging und wo es ihm gelang, in der Glashütte Wessola bei Myslowitz das feinste Glas der preußischen Monarchie zu fabrizieren.

Später entwickelte sich in Pleß für die Söhne des höheren Adels eine sog. Fürstenschule, ähnlich der Ritterakademie in Plegnitz. Noch heute zählt Pleß mit seinen höheren Lehranstalten, 2 deutschen (Gymnasium und Vorschule) und 3 polnischen (Gymnasium, Seminar und Lyzeum) zu den besten Schulstädten Oberschlesiens. So sehen wir in den Mauern einer kleinen Stadt bedeutendere Ereignisse und noch heute ein blühendes Leben, eingerahmt von einem Kranz jagdburchrauschter Forsten, die durch den seltenen Wildbestand der Wisente einen internationalen Ruf sich bewahrt haben. Otto Paul.

# Die Pleßer Wybranzen.

Von G e o r g B ü c h s.

Auf der Südsseite des Pleßer Ringes steht im Schatten alter Bäume, umrankt von Efeu, ein niedriges Häuschen, durch das der Eingang nach dem Fürstlichen Schloß von der Stadt aus führt. Das „Wybranzentor“ wird diese romantische Pleßer Ecke genannt. Dort war einst der Aufenthalt der Schloßwache, die von den sogenannten Wybranzen gestellt wurde. Der Name „Wybranze“ (Wybraniec polnisch) bedeutet der Ausgesuchte, der Ausgehobene. In der polnischen Geschichte werden als Wybranzen die Fußsoldaten bezeichnet, die König Stefan Batory unter den Bauernjungen seiner Kammergüter ausuchte und ins Heer eingliederte. Jeder zwanzigste Mann der Bauern wurde ausgehoben, um Fußsoldat zu werden.

Die Pleßer Schloßwache = Wybranzen sind aus den sogenannten Holumken hervorgegangen, die in der Mitte des 16. Jahrhunderts erstmalig als Schloßpolizei genannt werden. Bis zur Hälfte des 16. Jahrhunderts hatten die Freischolzen der Herrschaft die Verpflichtung, auf das Pleßer Schloß einen Mann mit einer Büchse als Schloßwache zu stellen. Diese Verpflichtung löste Karl von Promnitz ab, indem er vier Holumken anstellte, für die jeder Freischolze einen jährlichen Zins von etwa 2 Talern zu zahlen hatte. Der Holumkenzins erscheint erstmalig im Jahre 1575. Der Name Holumke findet sich allerdings schon im Urbarium von 1548 unter der Aufzählung der Smilowitzer Bauern. Wie aus einem Protokollbuch der Stadt Pleß aus dem Jahre 1662 hervorgeht, wurde im Volksmunde der Holumke auch Wybranze genannt. In seiner handschriftlich niedergelegten Chronik sagt der Fürstlich Pleßische Kammerrat Schaeffer, daß 1657 Räuberbanden die Pleßer Gegend unsicher gemacht hätten, und die Herrschaft darum 20 Wybranzen angestellt habe. Als man 1664 infolge der Türkengefahr für Oberschlesien in allgemeiner Bestürzung war, wurden am Jablunkauer Paß Pleßer Wybranzen unterhalten. Auch später, wie 1680, 1683, 1690, 1703 usw. standen Wybranzen im Solde der Standesherrschaft zur Verteidigung gegen die Türken bezw. die Ungarn.

Von diesem 1709. Jahre ab finden sich erst die Bestallungsurkunden für die Wybranzen der Schloßwache. Am 6. Juli 1709 wird der Schloßkorporal Christoph Hynitsch mit 11 Wybranzen vereidigt. Die Bestallungsurkunden geben uns genauen Aufschluß über die Dienstverrichtungen der Wybranzen.

Ein solches Schriftstück vom 1. Juli 1737, welches den Wortlaut der ersten Bestallungsurkunde mit noch einigen Ergänzungen enthält, lautet wie folgt:

„Demnach S. Hoch Gräfl. Erzell., der Hochgeborne Graf und Herr Herr Erdmann, des Heil. Römischen Reichs Graf von Promnitz, Freiherr, Standesherr in Schlesien zu Pleß, auf Sohrau, Triebel und Raumburg, Herr der Herrschaft Klitschendorf, Peterswaldau, Betschau, Kreppelhof und Jänowitz, Ihro Kaiserl. und Königl. Kathol. Majestät, Geheimer Rat und Ritter des Königlich Polnischen Ordens vom Weißen Adler, den Johann Baumgart vor einen Corporal bei dero Pleßnischen Schlosse gnädig aufgenommen, als wird ihm nachfolgende Instruktion, wonach er sich allerdings zu richten hat, hiermit erteilet. Vor allen Dingen soll er

1. Gott vor Augen haben, sich eines christlich ehrbaren Lebens beseßigen, hingegen alles Völlausens, Fluchens, Schwörens und anderer Lasten und ärgerlicher Unanständigkeiten gänzlich enthalten, mithin nicht allein seinen Untergebenen mit guten Tugenden und exemplarischem Leben vorgehen, sondern auch dabei seines Berufes treulich und fleißig abwarten.

2. Soll er seinen schuldigen Respekt auf Ihro Hochgräflichen Erzellenz, dann auf die verordnete Regierung und Kammer haben und in allen Vorfällen sich dero gnädigen Befehl oder Verordnung erholen und diesem alsdann gehorsamst und getreu nachkommen.

3. Die ihm untergebenen Schloßmusketiere in denen nötigsten Kriegsexercitiis fleißig unterweisen, damit sie auf allen vorkommenden Fall mit dem Gewehr wohl umgehen und solches gebührende brauchen könnten, wobei ihr Gewehr stets geladen, auch nebst der Trommel unterm Schloßtor stets beihändig sein soll. Sonsten aber

4. sie zu einem christlichen, ehrbaren und nüchternen Leben, getreuer und fleißiger Befolgung der ihnen nach Gelegenheit der Zeit auftragenden Verrichtungen, nachdrücklich anhalten, insonderheit aber

5. durch sie der Ordnung nach sowohl des Tages die Schloßtor-, als auch des Nachts die Turmwache mit Ausblasung der Nachtstunden zu rechter Zeit gebührende bestellen und ihnen scharf einbinden, damit sie keinen Fremden und Unbekannten herauf aufs Schloß lassen, sondern, wenn jemand, so ganz fremd wäre, ankommen sollte, sich zuvor, mit

selbigem vor dem Einlaß zu sprechen, heraufrufen lassen. Ingleichen, daferne sie des Nachts auf dem Turme oder obersten Gange etwas sonderliches hören oder sehen möchten, solches ihm alsofort durch einen von der Wache anzeigen lassen sollen.

6. Unter währendem Gottesdienste, und wenn von Sr. Hochgräflichen Exzellenz im Schloß Tafel gehalten wird, soll er die Schloßthore zuschließen, den Schlüssel auf den ersten

funden werden können. Sonsten aber das Schloß bei nächtlicher Weile, wenn es bereits geschlossen, ohne Ihro Hochgräfl. Exzellenz, in der Abwesenheit dero Bevollmächtigten, ausdrücklichen Befehl niemandem öffnen.

8. Auf alle Feuer und Feueressen, sowohl in dem oberen als untern Schlosse, insonders aber auch bei dem Backhaus, Brau- und Malzhause, wie auch den Stallungen, soll er früh und abends fleißige Obacht tragen, be-



Wpbrangen-Tor am Schloß Pleß.

Fall in Sr. Hochgräfl. Exzellenz Zimmer, auf den letzteren hingegen in die Tafelstube hängen und nach verrichtetem Gottesdienste oder vollbrachter Tafel wieder aufmachen lassen, desgleichen soll er

7. allezeit des Abends bei dem Zuschließen der Thore sein, die Schlüssel aber bei sich an einem solchen Orte aufbehalten, daß sie auf allen Fall gleich bei der Hand sein und ge-

sonders wenn Gäste vorhanden und in kurzen Tagen die Lichter und Leuchten im Hofe und auf den Gängen aufgesteckt werden müssen, damit selbige durch die dazu Bestellten zu rechter Zeit angesteckt und nach geschlossenem Thore hinwiederum, wenn es Zeit ist, wohl und mit allem Fleiß ausgelöschet, weithin aller Schaden und Gefahr verhütet werden möge. Zu welchem Ende er dann und wann

auch in die Ställe, wie es daselbst mit dem Feuer gehalten werde, nachsehen, auch das Tabakrauchen im Schloßhofs und Stallungen auf keine Weise gestatten solle.

9. Alle Unsauberkeiten, Gemölde und Gestriebe bei den Schloßhöfen zu rechter Zeit auszuführen, Erinnerung und Anstalt tun, damit der Obereschloßhof und Gänge mittelst fleißiger Auskehr und Säuberung durch die dazu Bestellten allezeit reingehalten werden. Wie dann ferner kein Düngwerk oder Mist im Schlosse geduldet, sondern jedesmal außerm Schlosse ausgeschüttet werden soll.

10. Denen fremden Bauern und andern unbesonnenen Gesindel soll er alles grobe Geschrei mit Ernst einstellen und abschaffen, und alles im Schlosse soviel möglich still und eingezogen erhalten und dazu anmahnen. Sollte sich auch

11. jemand's im Schloß Händel anfangen und zu Tätlichkeit zu schreiten unterstehen, soll er dergleichen Verbrechern und Vergewaltigern der Burgfreiheit ohne Ansehen der Personen allsfort unter die Schloßwache in Arrest nehmen und sich darüber bei Sr. Hochgräfl. Exzellenz oder in dero Abwesenheit bei dero verordneten Regierung fernern Bescheid's erhalten.

12. Soll er fürnehmlich dieses unter anderm der Schloßwache aufs schärfste einbinden, hierauf acht zu haben, damit von Mobilien, Bau- und andern Materialien, essender und anderer Ware nichts aus dem Schlosse zu Sr. Hochgräfl. Exzellenz Schaden verschleppt werde.

Und nachdem ihm auch zugleich die Befehlshaberstelle bei hiesiger Standesherrlichen Kanzlei aufgetragen worden, als wird er

13. dahin bedacht sein, damit bei der Kanzlei an nötiger Aufwartung nichts ermangeln möchte. Zu welchem Ende er entweder selber oder mittelst eines von seinen Untergebenen, wenigstens zu zwei unterschiedenen Malen, vor- und nachmittags, sich bei der Kanzlei anmelden und vernehmen soll, ob nicht einige Boten, Pfänder oder andere Kanzleinotdurften zu bestellen und zu verschaffen sein. Wobei er dann,

14. so oft Sessionen gehalten werden, einen Musketter mit Ober- und Untergewehr an die Kanzleithür stellen und ihm mitgeben solle, die Hineingehenden, wenn es nicht Leute von Ansehen oder Militäroffiziere sind, anzuermahnen, ihre Stäbe vor der Kanzlei abzuliegen, ingleichen niemanden, wer der auch sei, an der Kanzleithür zu horchen zu gestatten, welche Kanzleiwache er, solange die Session währt, zu bestellen und nach Gelegenheit, besonders Winterszeit bei hartem, frostigem Wetter, inzeiten durch andere abzu-

lösen wissen, auch unter andern fleißig zu besorgen haben wird, daß bei kalter Zeit und im Winter das zur Kanzlei destinierte Holz richtig zugeführt, sicher verwahrt und die Kanzlei gehörig beheizet und nicht weniger als wöchentlich durch die Schloßmägde rein ausgekehret werden möge.

Welches alles und was annoch sonst an allerhand Verrichtungen vorkommen und unmöglich so spezial benennt werden kann, wie Sr. Hochgräfl. Exzellenz das gnädige Vertrauen zu ihm setzen, er allezeit unverdrossen zu befolgen und dero Bestes treulich zu befördern, Schaden und Nachteil aber nach höchster Möglichkeit abzuwenden mit einem körperlichen Eide angelobet. Vor solche seine Mühewaltung, die er, als einem treuen Diener zu tun gebühret, versichert, soll ihm folgendes Lohn und Deputat gereicht werden: An Gelde 24 Taler R. oder 28 Flr. 48 Kr. aus unsern Renten. Korn 10 Scheffel, Breslauisch Maß, Heidekorn 4 Sch., Gerste 4 Sch., Erbsen 1 Sch., Hirsens 1 Sch., Butter 2 Fässel, Weißbier täglich ein Topf, Ausschußkarpfen 2 Mandeln, Schwarzen Speisefisch  $\frac{1}{2}$  Zuber, Weißen Speisefisch  $\frac{1}{2}$  Zuber, Schafe 2 Stück, Richter 4 Pfund, Kraut, Rüben und Möhren, jedes 1 Beet, Salz 1 Viertel, Breslauisch Maß, Biveret auf 2 Jahre, ein Paar Strümpfe auf jedes Jahr, ein Paar Schuh auf jedes Jahr.

Urkundlich ist gegenwärtige Instruktion und Bestallung unter Sr. Hochgräfl. Exzellenz Kanzleinsiegel gefertigt und von dero verordnetem Landeshauptmann unterschrieben worden. Geschehen, Schloß Pleß, d. 1. Juli 1737."

Als im Jahre 1744 die preußische Einquartierung dem Grafen von Promnitz die Aufstellung der Wbranzen-Schloßwache untersagte, wendete sich der Graf Erdmann an den König Friedrich den Großen, der unter dem 4. Juni 1744 den Befehl ergehen ließ, daß der Graf die Wache behalten dürfe.

Der Wbranzenkorporal war der unmittelbare Vorgesetzte der Wbranzen. Am 14. Januar 1823 wird durch eine Verfügung des Fürsten das Verhältnis des Korporals zu seinen untergebenen Wbranzen genau geregelt. Der Korporal bestimmte, auf welchem Posten der Wbranze zu stehen hatte, ihm durfte nicht widersprochen werden. Für einen Widerspruch war der Korporal befugt, ohne weiteres einen Wbranzen mit 6—12 Stunden Arrest zu bestrafen. Ein betrunkenener Wbranze wurde sofort arretiert. Das erste Betrunkensein im Dienste wurde mit 24stündigem Arrest, das zweite mit Entziehung des freien Quartiers oder Herabsetzung des Ge-

halts auf bestimmte Zeit, das dritte mit sofortiger Entlassung aus dem Dienst bestraft, da man nicht willens war, „dergleichen incorrigible Subjecte zum allgemeinen Anstoß beizubehalten“. Auf der Straße hatten die Wybranzen vor dem Korporal Front zu machen; er hatte die Hand an die Mütze zu legen.

Carl Weigelt weiß in seinem Werk „Die Grafen von Hochberg“ (Seite 333 und 334) zu berichten, daß die Wybranzen in der Uniform eines französischen Dragoner-Regiments steckten, dessen Inhaber Fürst Friedrich Erdmann bis zum Ausbruch der französischen Revolution gewesen sei. Mit militärischer Pünktlichkeit wechselte alle 2 Stunden in dem Portal des Schlosses die Wache in hellblauem Leibrock mit langen Schößen, weißem Vorstoß, schwarzem Brustlatz, hohen Reiterstiefeln, Dreistuß, Seitengewehr und Karabiner. Weiter sagt Weigelt, daß 1863 zur fünfzigjährigen Feier der Leipziger Schlacht der alte Wybranzenkorporal Reichert aus Pleß als Inhaber des Eisernen Kreuzes in Berlin erschienen sei. Reichert sei auch Inhaber des russischen Georgskreuzes gewesen. Unter den auf die Wybranzen bezugnehmenden Schriftstücken im Fürstlichen Archiv zu Pleß findet sich die Ernennung des Reichert zum Wybranzenkorporal. Sie datiert vom 9. August 1822. Nach Angaben von E. Zellner in „Oberschlesien“, 10. Jahrgang, S. 216, war die Wybranzenuniform aus der Zeit Friedrich Wilhelms III., aus dem ersten und zweiten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts: hellblauer Frack mit dunkelblauen Aufschlägen und Rabatten, weiße Paspeln, weiße, flache Knöpfe, weiße Lederhosen in kniehohen Schaftstiefeln und dreispitziger Hut mit blau-gelber Kokarde, den Promnitzschen Farben. Die Mannschaft hatte über der linken Schulter ein weißes Bandelier mit Ka-

rabinerhaken, einen Karabiner mit Feuerschloß und einen kurzen französischen Infanteriefäbel in naturfarbener Lederscheide an einem Bandelier unter dem Frack getragen. Eine Patronentasche hat merkwürdiger Weise gefehlt. Der Hut ist bis zum Jahre 1847 mit der Spitze nach vorn, dann



Wybranzen-Lorwache des Fürsten Pleß  
(Korporal Reichert)

aber auf Befehl des neuen Herrn von Pleß, Reichsgrafen Hans Heinrich X. von Hochberg, quer getragen worden. Die Wybranzen wohnten in einem Häuschen in Altdorf, in der Nähe der heutigen Gastwirtschaft „Zum müden Jäger“. Nach Zellner („Oberschlesien“ X., S. 316) hat die Schlosswache 1875 noch bestanden, wurde dann aber allmählich aufgelöst, die Mannschaft teils pensioniert, teils zum Schloßdienst verwendet.

## Zwölf Hufeisen.

Humoreske von Gertrud Grabowski.

Blau und wolkenlos wölbte sich der Junihimmel über der Stadt, die noch halb im Schlafe lag. Lerchen stiegen über sprossenden Saaten auf; leuchtend hob sich der Hüttenkranz, der im Osten die Stadt umschlekt, aus den Morgennebeln. Noch stand die Sonne tief. Die Villa des Manenrittmeisters v. Unstädt, die draußen vor der Stadt lag, erreichte sie nicht, aber helles Tageslicht umflutete sie und langte hinauf zu den Fenstern, hinter denen Otto v. Unstädt seine wohlverdiente

Ruhe genoß. Ein Lichtstrahl weckte ihn auf. Mit einem Ruck war er in die Höhe gefahren:

„Schon 20 Minuten nach vier! Beinahe hätt' ich's verschlafen. Schöne Geschichte das!“

Er sprang mit beiden Füßen zugleich aus dem Bette, fuhr in die Morgenschuhe und rief den Diener herbei. Die scharfen, blauen Augen in dem gebräunten, rässigen Gesicht blitzten zornig.

„Sturmzeichen!“ dachte der Diener und langte nach dem Frottiertuch. Und während er nach dem gewohnten kalten Gruß die muskulösen Glieder seines Herrn kräftig bearbeitete, machte der seinem Zorn Luft:

„Der Blaschik hat wieder nicht geweckt! Der Kerl ist der reine Trottel, wird alle Tage dämlicher . . . Werde ihm mal 'ne exemplarische Strafe diktieren müssen, daß sein Gehirn sich aufrichtet!“

Der Diener kam indessen nicht aus seiner Ruhe. Er hatte die Prozedur beendet und brachte die lederbesetzten Reithosen. Im Hofe holte der Bursche die braune Stute aus dem Stalle. Leicht verklang der Hufschlag auf dem festgewalzten Sande.

Das Soldatengesicht überslog ein leises Lächeln. Darin war der Blaschik groß, das mußte man ihm lassen: Die Pferde und die Reithosen, die pflegte er! Ruf mir den Burschen, Gustav!“

„Zu Befehl, Herr Rittmeister.“

Der Bursche stand in seiner weißen Drillingjacke auf dem Hofe und legte gerade der Braunen das Sattelzeug auf, als ihm der Diener den Befehl überbrachte: „Du, der Alte ist mächtig fuchtig, sollst gleich mal zu ihm rauskommen.“

„Na, ja . . . weck schon, was er will — 's is wegen dem Becken! Is er sehr wilde?“

„Was geht's mich an.“

„Na, da halt mal so lange das Biest — 's is leicht bockig.“ In der nächsten Minute stand er vor dem Bestrengen.

„Warum hast du heute nicht geweckt?“

„Ich habe verschlafen.“

„Darf ein Soldat verschlafen?“

„Nein, Herr Rittmeister.“

„Verdienst du nicht, daß man dich an den Ohrklappen aufhängt?“

„Zu Befehl, Herr Rittmeister.“

Ein unglaublich verschmitzter Ausdruck lag in den wasserblauen Augen. Der Rittmeister lief erregt hin und her: „Was sollte man mit diesem Urbild der Dummheit anfangen?“ Er blieb vor dem Burschen stehen, sah ihm drohend in die Augen. Kerzengerade standen die Schnurrbartenden:

„Du mußt jedenfalls 'ne exemplarische Strafe haben, daß siehst du doch ein, Kerl, was?“

„Zu Befehl, Herr Rittmeister.“

Ein leises Wetterleuchten kam und ging in den gebräunten Zügen des Rittmeisters, das sich in ein vergnügliches Schmunzeln auflöste: „Du gehst heute nach der Fasanerie, so lange, bis du zwölf Hufeisen gefunden hast, verstanden?“

„Zu Befehl, Herr Rittmeister.“

„Und nun: marsch, kehrt!“

Die Hacken klappten zusammen. Geräuschlos, mit kazenartiger Geschmeidigkeit verschwand die große, vierschrötige Gestalt.

„Das ist noch gut gegangen“, sagte er unten zu dem Diener.

Eine Viertelstunde später trabte der Rittmeister zum Hofstor hinaus. Ein heißer Tag stieg auf. Blaschik putzte seine Pferde, legte sich dann im Stalle auf die Streu, um über die ihm auferlegte Strafe eine Betrachtung anzustellen. So einfach, wie sie aussah, war die Sache nicht, Donnereschlag! Auf dem Wege nach der Fasanerie lag der Exerzierplatz der Manen, wohl möglich, daß der eine oder andere der Gänle ein Hufeisen verloren hatte, aber zwölf! Er kratzte nachdenklich seinen blonden, dünnbehaarten Kopf. Und während er aus seiner kurzen Pfeife dicke Rauchwolken in die Luft paffte, starrte er zur Stalldecke empor, als könne ihm von dort eine Erleuchtung kommen. Und sie kam ihm! Ein pffisches Lächeln erschien um seinen bartlosen Mund, die schimmenden, wasserblauen Neuglein blinzelten vergnüglich: „Wozu hatte man einen Schatz?“

In der Sonnenglut nach der Fasanerie laufen, das soll mir der Alte mal vormachen.

Der feurige Sonnenball verschwand hinter der fernen dunklen Waldlinie. Ein wunderbarer Juntabend stieg herauf. Starke Duftwellen fluteten auf den Flügeln der Abendwindes heran. Alle Fenster der Villa standen weit offen, als der Rittmeister, erhitzt und staubig vom langen Ritt, in den Hof sprengte. Er glitt behende aus dem Sattel und warf dem herbeigeiltten Burschen die Zügel zu: „Da, reib mir die Braune ab und führe sie etwas herum; wir sind scharf geritten.“ Dann stieg er hinauf in seine, im ersten Stockwerk belegene Zimmer. Er vertauschte den Waffenrock mit der bequemen Utewka und sog behaglich die milde, würzige Abendluft ein.

„Ihr Kerls habt's besser als unsereiner“, sagte er gutgelaunt. Und dann stelen ihm die Hufeisen ein: „Donnerwetter, das hätt' ich beinahe ver vergessen! Schien mir ein schlechtes Gewissen zu haben, der Blaschik. Gustav, ruf mir den Sünder!“ Der hatte schon auf den Ruf gewartet. Schnell wie der Blitz war er oben, stand in strammer Haltung, mit unschuldvoller Miene, vor dem Rittmeister. „Hast du die Hufeisen?“

„Jawohl, Herr Rittmeister.“

„Hast du sie auch nicht aus der Schmelde geholt?“

„Nein, Herr Rittmeister . . . es sind aber bloß sieben.“

„Na, schadet nichts. 's gut, mein Sohn. Kehrt!“

Das ließ sich der Bursche nicht zweimal sagen. Geräuschlos fiel hinter ihm die Tür ins Schloß. Ein tiefer Atemzug stieg aus der breiten Brust, ein schlauers Lächeln teilte die bartlosen Lippen.

Der Rittmeister blieb am Fenster stehen, das auf den Hof ging, und sah zu, wie der Bursche die Braune langsam herumsührte und ab und zu das weiche Fell zärtlich streichelte. Dann antwortete die Stute mit einem freundlichen Wiehern. Ja, für seine Pferde konnte er keinen besseren Burschen finden!

Während er das dachte, drückte sich etwas an seine Knie. Eine weiche Kinderhand schob sich in die seine: „Papa . . .“

„Ach, du bist's, mein Junge?“

Wie weich die Stimme des Soldaten klingen konnte! Er nahm seinen Jungen auf den Arm und blieb am Fenster stehen.

„Papa, der Blaschk hat so viele Hufeisen. Weißt du, die Franzel aus der Schmiede hat sie ihm gebracht — da kann er mir doch eins schenken, nicht wahr, Papa?“

Der Rittmeister stellte mit scharfem Ruck das Kind auf die Erde, das, ganz verschüchtert, sich zur Seite drückte. Leise pfliff er durch die Zähne, drohend sträubten sich die langen Schnurrbartenden: Das war doch toll! Und dann neigte er sich zu dem Kinde: „Wie sagtest du, Kurtchen, die Franzel hat sie ihm gebracht?“

„Ja, Papa, und da kann er mir doch eins schenken . . .“

„Ja, ja, du sollst eins haben, mein Junge.“

Der Rittmeister trommelte einen Marsch auf die blanken Fensterscheiben. „Da hatte ihm der Kerl eine Nase gedreht, und er konnte ihn nicht mal zur Rede stellen. Er hatte ja die Wahrheit gesagt: „Geholt“ hatte er die Hufeisen nicht! hm . . . ja . . . hätt' die Frage anders stellen müssen! Und dann erschellte sich sein Gesicht: Der Bursche war jedenfalls gescheiter, als er aussah — echtes, knorriges Bauerntum! Ja, ja, der Mensch kann so dumm sein, wie er will, er muß sich nur zu helfen wissen!“

---

---

## Beim Wunderdoktor Friede.

Von Paul Kutzer.

Ja, Meister Joachim Friede im Zeiskengrund oder Fiezenhau bei Dittersdorf, das war einer! Ein Heilkünstler, wie es keinen zweiten gibt! Und war nur von Beruf ein gewöhnlicher Zimmermann in der Jugend gewesen, der sich aber doch die Schäferweisheit und Kräuterheilkunde als gewinnbringenden Verdienst angeeignet hatte. Scharenweise strömte man ihm zu und mancher, der vom Arzt im Städtlein ausgegeben war, verdankte ihm wunderbare Heilung. Aus Wien kamen sie, Breslau, Beuthen, dem fernen Mähren und anderen Gegenden. Professoren wurden neugierig und überzeugten sich von seiner Kunst. Feine Damen mit zartem Teint und Spitzenschleiern im Gesicht nahen sich ihm aus dem Kurort Gräfenberg und Lindewiese. Wenn er aber gerade in der Schänke saß beim geliebten Gläschen Schnaps und Pech auf dem Stuhle hatte, dann konnten sie wohl warten und hatten das Nachsehen. Am Sonntag praktizierte er beim Gastwirt Stehr in Freiheit.

Ein kleines, lendenlahmes, vierschrittiges Männlein war's nur, der viel schnupfte und die Sandauer Dose als Lieblingsgegenstand stets bei sich in der Rocktasche führte. Wieviel er des schwarzen Staubs seinem Gesichtserker zugeführt hat im Laufe des Lebens, das läßt

sich in Pfund und Zentnern nicht berechnen. Denn nach jedem Wort und jeder Wasserbesichtigung nahm er eine beruhigende und bekräftigende Priesse. Auf einem Pürschgange hatte er eine Rippe gebrochen. Denn er war ein leidenschaftlicher Jäger und Wildddieb. Und die geschwähzige Mär erzählt, daß seine Frau die Hasen ihm mit samt dem Fell gebraten hat. Das Gewehr unter dem rechten Arm und Mantel versteckt, ging er seinen gefährvollen Waldgang.

Gegen Reiche konnte er grob und ganz ungeschlacht werden. Gegen Arme war er meistens mild und verlangte von ihnen keine Bezahlung.

Die Nachbarhäuser beherbergten über Nacht die vielen Fremden, die des andern Tags früh wieder zum Wanderstab griffen. Aus allen umliegenden Dörfern und Städten kamen sie massenhaft herbeigeströmt und nahmen zu ihm ihre letzte Zuflucht. Der kleine Zeiskengrund hatte die beste Aussicht, in unserer Landschaft ein berühmter Wallfahrtsort für Kranke zu werden. Und das allein bewirkte das kleine unscheinbare Männlein, der Wasserdoktor Friede, mit seiner Geistesmacht, mit der er über Menschen und Tiere gebot und die bösen Dämonen beherrschte und verschuchte, mit seinen oftmals vielverlach-

ten, sympathetischen, einfachen Mitteln und Hausrezepten, seiner alten Schäferweisheit.

Friede gab seinen Vertrauten an, die nach dem Grunde seiner Künste forschten, daß er ein Sonntagskind sei und daher Glück habe. Daß er in drei Teufelsnamen getauft sei. Daran aber wären seine Paten schuld. Er sei imstande, das Wetter zu machen und seinem Nachbarn das Getreide aus Rache verhegeln zu lassen, daß kein Halm mehr stehe.

Friede war ein Spasmacher durch und durch, der seine Leute neckte und narrete und sie kannte und ihnen manchmal einen harmlosen Schabernack spielte. Weibern, welche keine Butter fertigten, empfahl er, des Mitternachts aufzustehen und nachend zu buttern. Das helfe allemal. Kein Wunder daher, wenn mein lieber Berichterstatter bis heute noch nicht recht weiß, ob Friede es mit dem lieben Gott oder dem Teufel hielt. Er entscheidet sich am Liebsten für das letztere, denn mit rechten Dingen ging es nun einmal nicht zu!

Den ungestümen Fragen seiner Leute, die Geheimnisse seiner Kunst zu verraten, begegnete er allemal mit den abwehrenden Worten: „Lieber Franz, ich möchte es dir ja ganz gern sagen, aber es ist besser, wenn du es nicht weißt!“ Da begnügte sie sich mit seinem Schmeigeln und staunten in Einsalt weiter über seine Zauberkünste!

Kurtort hat Friede überhaupt alles. Flechten und Hühneraugen nahm er mit Leichtigkeit weg. Er stillte den Blutumlauf, indem er das Kreuz über das verwundete Glied machte und sein einfaches Sprüchlein sagte: „Wunde stehe still!“ Seine Kur entbehrte manchmal nicht des Verb-Romischen. Hatte er mit seiner Pinzette das Blut aus dem Finger des Patienten gezapft, so sagte er mit schauerlichen, unheimlich neckender Stimme: „Nun schreibe mit diesem Saft deinen Namen!“ — Hatte jemand einen steifen Hals, so ließ er ihn auf die Seite sich setzen, ging mit drohend-ernsthafter Gebärde auf ihn los mit dem Beile und tat so, als wollte er dem Betroffenen den Kopf abhacken. Blitzschnell flog dann natürlich der Kopf des Ausgerenkten herum und — das Uebel war geheilt! — Den kranken Zahn faßte er mit zwei Fingern an Daumen und Zeigefinger, drehte mit letzterem an ihm herum, blickte den Patienten scharf an und — die Schmerzen waren vorüber.

Einer Frau sagte er direkt ins Gesicht: „Ihr Mann, liebe Mutter, sind Sie nicht böse, daß ich es Ihnen sage, hat sich schon einmal gehängt! Nicht wahr?“ Die Frau stand es unter Tränen im Auge und meinte,

sie wäre noch zur rechten Zeit gekommen, um ihn abzuschneiden.

Vor allem aber war Friede ein Meister in der Wasseruntersuchung. Das konnte keiner wie er. Sogar aus Amerika sandte man Fläschchen zur Untersuchung. Er konnte das Wasser von Mann und Frau, Mensch und Vieh unterscheiden und ließ sich darin kein X für ein U machen.

Bei Gallenstein war es grünlich. Da durfte man keinen Pfropfen aus Fläschchen stecken, sonst trieb es ihn mit Kraft heraus. Nach Schlaganfall entstanden Blasen und Perlen wie bei Einsachbier. Er sah, ob die Perlen zergingen oder sich drehten. Daran konnte er Auszehrung feststellen. Vor allem aber mußte das Wasser moussieren. War dies nicht der Fall, dann stand der Tod vor der Tür. Mein Berichterstatter, dem das Warten bei Friede immer zu lange dauerte, hatte eine List erfunden, um eher dran zu kommen. Unter seinen mitgebrachten Fläschchen befand sich nämlich auch eins, welches durch seine hellere Flüssigkeit von den andern etwas abstach. Es war Rochusbranntwein, vom Dürr-Kunzendorfer Gastwirt aus echtem, guten Getreidekorn bereitet. Friede, als erfahrener „Spirittist“, griff immer sehnsuchtsvoll zuerst nach diesem lockenden Fläschchen!

Mancher Ull wird von der schwierigen Wasseruntersuchung erzählt. Einmal waren drei Bauern aus Thomasdorf im Gasthause gewesen und hatten tüchtig getrunken. Unterwegs kamen sie auf einen seltsamen Gedanken: „Wie wär's“, sagte der eine, „wenn wir Friede einmal einen Schabernack spielen und unser Wasser gemeinsam in einem Fläschchen ihm zur Untersuchung schicken. Gesagt, getan. Am dritten Morgen schickte der erste Bauer sein Fläschchen mit dem Dienstmädchen zum zweiten und dieser zum dritten und jeder gab das Wasser und 20 „Greizer“ Trinkgeld dazu.

„Der Bauer N. N. schickt mich und will wissen, was er für eine Krankheit hat“, richtete das Dienstmädchen vorschrittmäßig aus und überreichte das Fläschchen.

Friede stutzte, als er es zur Untersuchung in die Hand nahm und prüfend zwischen den Fingern wie gewöhnlich drehte. Er schüttelte den Kopf. Diese Mischung war ein schweres Rätsel. Da meinte er plötzlich: „Wo drei Schweine an der Arbeit gewesen sind, da kann auch ein viertes noch in Tätigkeit treten.“

Merkwürdige Geschichten werden von Friedes Zauberkünsten erzählt, die er ausgeübt hat. Einmal waren Knaben in seinem Garten Pflaumen kahlen. Seine Tochter machte ihn darauf aufmerksam. Er aber

meinte: „Daß sie nur ruhig oben sitzen! Das schadet nichts! Sie kommen ja doch die ganze Nacht nicht herunter.“ Tatsächlich war es so. Wie angewachsen und verzaubert saßen sie da auf dem Pflaumenbaum und konnten nicht herunter, so daß Friede am andern Morgen früh die Eltern von ihnen herbeiholen ließ, die ihnen einen ungnädigen Empfang mit Ohrfeigen bereiteten.

Friedes Frau mußte in „schwierigen Fällen“ manchmal die Leute im Warteraum ausbuchen. Friede stand dann hinter einem Vorhang verborgen und hörte zu. Darauf verschwand er um die Ecke und kehrte nach einiger Zeit aus der Richtung des Waldes wieder. „Natürlich“, meinte er, „kann das Wasser des Mannes nicht anders aussehen, wenn er von der 10. Sprosse der Leiter gefallen ist!“ Die Botenfrau wunderte sich dann sehr über seine Unwissenheit.

Einst ging Friede frühzeitig in den Wald, um eine Stange Holz zu stehlen. Unterwegs aber erwischte ihn der Förster und wollte ihn verprügeln. Da wandte Friede seine Zauberkunst an und sprach den „Diebssegen“ über ihn. Sofort blieb der Förster wie angewurzelt stehen und war den ganzen Tag angewachsen, den Stecken hoch in der erhobenen Hand. Und zwar von früh 8 bis abends 10 Uhr. Nur ab und zu schickte Friede seine Frau dahin, um sich nach seinem „werten Befinden“ zu erkundigen.

Mannigfaltige, seltsame Anekdoten kursierten über Friede. Davon einige: Einem Manne in Thomaskorf, der einen „Hexenschuß“ erhalten hatte, empfahl er, im Hause der Hexe die Augen niederzuschlagen. Der Mann, zu Hause angekommen, sah plötzlich einem dreibeinigen Hasen durchs Fenster nach, auf den ihn die Frau aufmerksam gemacht hatte. Darüber schimpfte Friede sehr, als er es hörte und meinte: „Narr, hättest du meine Worte befolgt, so hing die Hexe jetzt im Schornsteine, denn der Hasen war der Teufel, der deine Frau holen wollte, und den du durch deinen Blick verjagt hast!“

Eine Frau hat einmal um ein Mittel gegen die Bauchschmerzen ihres Mannes. Er verordnete Kolanterblätter, gekocht und heiß zu trinken. Nach einiger Zeit kam die Frau wieder, und Friede erkundigte sich nach dem Befinden des Mannes. „Nun ja, es geht ihm besser!“ war die Antwort. „Ich habe ihm alle „Kalenderblätter“ gekocht, und er hat auch schon die „Bratel“ davon (Umschlagdeckel) verschluckt, und das hat geholfen!“ . . .

Des Wunderdoktors erbittertester Feind war der Kreisarzt Frömel in Freiwaldau. Denn dieser sah in ihm einen Kurpfuscher und verbot ihm, seine Kunst in der Stadt aus-

zuüben, so daß er auf sein Revier beschränkt blieb. Dann hat er ihn aber selbst holen lassen, als er zweimal schwer krank war.

Friede, der größte Konkurrent der studierten Aerzte, ist 65 Jahre alt geworden. Sein Tod (1904) war tragisch. Auch der Allgewaltige hatte eine empfindliche Achillesstelle. Auf einem sommerlichen Pirschgange hatte den Barfüßigen eine Schlange in die rechte Ferse gebissen, die ihm unversehens im Gefsträuch von hinten gefolgt war, in ihm einen Feind witternd und so den Tod ihrer Gefährten rächend. Alles Ausschneiden war vergeblich. Nach zwei Stunden war Friede eine Leiche.

Aus diesen volkskundlichen Darstellungen ersieht man, daß Friede nichts weiter als Mutterwitz und die Kenntnis der Hypnose besessen und in seiner Praxis angewandt hat. Er ist der Ausgangspunkt von manchen Sagenbildungen geworden, von Anekdoten, die man behaglich schmunzelnd erzählt, wie etwa eine humorvolle Geschichte von Rübezal oder Till Eulenspiegel. So ersieht man daraus, daß die Quellen der Volkskunde in unserem Berglande noch reichlich fließen, und daß an die Stelle des verlassenden mythologischen Erbgutes der Vorfahren vielfach scherzhafte Volksgeschichten getreten sind. In die Hütten und Höhlen der Armut muß man hinabsteigen, zu den Waldleuten in kleinsten Stuben, wo das Sonnenlicht nur schief durch fast blinde Fenster fällt, zu Gebirglern, die nur von Kartoffeln und trockenem Brot leben. Zu Leuten des Waldes, die selbst ein rauhes Runzelgesicht haben, wie eine knorrige Waldwurzelflechte und einen langen Wirrbart wie Rübezal.

---

## Der merkwürdige Name.

Zwei dörflische Eheleute, welche die Taufe ankündigten, kamen zu ihrem Pfarrer, meinten aber, daß sie unterwegs den Namen, welchen sie dem Sprößling geben wollten, vergessen hätten, daß er aber aus der Bibel sei.

Da gab es nun ein großes, helfendes Ratzen. Alle alt- und neutestamentlichen Namen wurden durchforcht, aber der gewünschte war nicht darunter.

„Könnt ihr nicht“, meinte der Pfarrer, „mir wenigstens eine Andeutung geben?“

„Nun ja, es „hubte“ sich halt dabei asu gut“, entgegnete die Frau.

„Ihr meint doch nicht etwa „Beelzebub?“ rief entsetzt der Pfarrer.

„Ju, ju, dar woarsch!“ sagte erfreut die Frau.



*Rybník.*



# Rybnik.

Nicht nur 1921, sondern schon einmal im Spätmittelalter ist um die Herrschaft und Stadt Rybnik nicht so sehr als Mittelpunkt eines der vielen Pfaffenherzogtümer (der Przymiskiden) von Oberschlesien als vielmehr um die Oberherrschaft dieses südöstlichen Teils unserer Heimat sehr erbittert und leidenschaftlich gekämpft worden. Dabei muß man sagen, daß damals die Stadt an sich kaum größer als irgend ein Dorf in der Nähe war. Sie zählte um 1470 kaum 300 Einwohner. Innungen gab es damals überhaupt nicht. Nicht einmal einen einzigen Markt besaßen die Rybniker, an dessen Tage sie ihrem städtischen Wesen einen besonderen Ausdruck hätten verleihen können. Aber auch die in nächster Nähe der Stadt gelegene Burg des Herzogs von Rybnik mochte ebenfalls keineswegs einen überwältigenden Eindruck gemacht haben. Zwar war sie sehr stark befestigt, daß ihre Einnahme nicht leicht fiel. Aber Schätze und Reichtümer hatten die Pfaffen, deren Stretklust und kriegerischer Sinn einen höheren Wohlstand nicht aufkommen ließen, dort sicher nicht aufstapeln können.

Sehen wir uns die Stadt um 1470 näher an, so fällt auf, daß mitten auf dem Ringe neben dem unscheinbaren Rathause eine kleine Kapelle stand, eine beachtliche Seltenheit für Schlesien, wo es Kirchen mitten am Ring nicht gibt. Ueberhaupt geht der Ort, der in seinem Wappenbilde den Fisch, das hauptsächlichste Nahrungsmittel seiner ersten Entstehungszeit, führt, in dunkle Vorzeit zurück. Rybnik soll dort erbaut worden sein, wo früher nur Teiche waren. Eigentümlich ist es auch, daß 1228 das Kloster der Prämonstratenserinnen von Rybnik nach Czarnowanz bei Oppeln verlegt wurde. Die Gegend muß damals noch bei Rybnik sehr unwirtlich gewesen sein.

Viele Jahrhunderte lang war die Burg zu Rybnik das sichtbare Hoheitszeichen der Herrschergewalt über das ganze Land im Flußgebiet der Ruda, Blisctyna, Rudka und Olsa. Die etwas abseitige Lage von der großen Rauffahrtsstraße Oppeln—Gleiwitz—Kraakau, welche die Rybniker Gegend wirtschaftlich vertrocknen ließ, nachdem schon vorher die Hussitenstürme in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts den letzten Rest der großen Fischteiche vernichtet hatten, war wie geschaffen, die Pfaffenherzöge zu einer Art von besseren Raubrittern und politischen

Strauchdieben absinken zu lassen. Selbst der polnische Geschichtsschreiber Dlugosz kann sich den Niedergang der letzten Herzöge von Rybnik aus dem Geschlecht der Przymiskiden nicht anders erklären. Die viel verschlungene politische Laufbahn der letzten Herzöge Wenzel und Johann von Rybnik, die bald zu Polen, bald zu Böhmen neigten, und die in dem großen Streit zwischen Georg Podiebrad aus Ungarn und seinem Gegenspieler Matthias öfter als jedes Jahr die Fahnen wechselten, wirkt auf den Leser wie ein moderner Roman, etwa aus dem Jahre 1921, wo auch mancher im Laufe eines Jahres von den Farben seiner Fahne diese oder jene strich.

Schon der Vater der letzten Herzöge Wenzel und Johann, Nikolaus von Jägerndorf (gest. 1452) tanzte zweimal aus der Reihe, indem er zweimal eine unebenbürtige Frau nahm, zuletzt sogar eine Bürgerwitwe aus Krakau (Barbara), die schon nach zweijähriger Herzogswürde sich so sehr in ihre Rolle hineingefunden hatte, daß sie nach dem Ableben ihres Mannes ihren Witwenstuhl Pleß mit streitbarer Hand gegen ihren Stiefsohn, der sie belagerte, verteidigte. Nach der Eroberung von Pleß ließ Herzog Johann seine Stiefmutter einfach mit Sack und Pack nach Krakau schaffen, woher sie gekommen war. Er selbst verwickelte sich in endlose Partiekämpfe und wurde 1474 gezwungen, kinderlos abzutanken. Noch schlimmer ging es seinem ebenso kinderlosen Bruder Wenzel, der nach endlosen Reibereien, die denen sehr ähnlich sind, in welche der neurasthenische Herzog Nikolaus II. von Oppeln verwickelt war, vom Herzog Heinrich von Münsterberg gleich einem Strauchdiebe 1474 gefangengesetzt und einem elenden Tode ausgeliefert wurde. Die Unruhe, die von den beiden genannten Herzögen über das ganze oberschlesische Land gebracht wurde, paßte zwar zu dem Charakter der damaligen Zeit, der ganz Schlesien zum Tummelplatz der böhmischen und polnischen Heere machte, aber sie mag wohl mit der Hauptgrund gewesen sein, weshalb die Stadt Rybnik noch viel weniger als andere oberschlesische Städte zu Wohlstand gelangte.

Nach den Pfaffen waren die Herren des Herzogtums, zu dem auch Rybnik, Sohrau und Pleß gehörten, in kurzer Folge hintereinander der Ungarnkönig Matthias Corvinus, Heinrich von Münsterberg, Viktorin von Münsterberg und Kasimir, Herzog von Teschen. Mit Jägerndorf zusammen gehörte

Park und Schloß des Fürsten von Pleß.



Ober bei Cosel.



Zimmer im Jagdschloß Promnitz bei Meiß.



Pfarrkirche Kreuzburg O.S.

es auch zu jenem Teile des vom letzten ober-schlesischen Piastenherzog Johannes vereinigten Herzogtums Oppeln-Ratibor, über das dieser mit dem Markgrafen Georg von Brandenburg die bekannte Erbverbrüderung abschloß. Als 1532 dieser letzte Piastensproß in Oberschlesien starb, fiel zwar das Herzogtum Oppeln-Ratibor an die Krone Böhmen und damit an das Haus Oesterreich, die auf der genannten Erbverbrüderung aber ruhenden Ansprüche der Markgrafen von Brandenburg, deren bedeutungsvolles Wirken wir in Tarnowitz gesehen haben, nahm 1740 mit kriegerischer Hand der Preußenkönig Friedrich II. wieder auf.

Inzwischen war die Stadt Rybnik zwar nicht gewaltig, aber immerhin doch gewachsen. Sie hatte es bereits auf vier Märkte gebracht. Eine Garnison belebte das Bild der Stadt. Rings herum in den Wäldern blühte rasch eine lebhaftige Glasindustrie auf, deren letzten Reste in der Glashütte Stein noch vor wenigen Jahren vorhanden waren. An der Stelle der einstigen Burg wurde 1788, nachdem der Staat die Herrschaft Rybnik gekauft hatte, ein staatliches Invalidenhaus errichtet, von dem noch weiter unten die Rede

ist. Später diente dann dieses stattlichste Gebäude von Rybnik als Sitz der Gerichtsbehörden. Die Geschichte der Stadt im 19. und 20. Jahrhundert sind zu bekannt, als daß sie nach dem farbenreichen Ausschnitt der Wenzel-episode aus der Zeit des Spätmittelalters noch Aufmerksamkeit erregen könnten, abgesehen von den dramatischen Episoden des Abstimmungskampfes, der sich im Sommer 1921 hier abspielte.

Zu erwähnen wäre noch, daß die erste ober-schlesische Altertumsausstellung im Jahre 1913 zu Rybnik stattfand, zu einer Zeit, als Heimatkunde in Oberschlesien noch nicht eine so gangbare Münze war als heute. Gerade diese Ausstellung hatte den Beweis erbracht, daß inzwischen ein bodenständiges Bürgertum von städtischer Prägung in dem einst so unansehnlichen Städtchen herangewachsen war. Noch heute zehrt das städtische Leben von diesem Bürgertum, dem es in jeder Beziehung verpflichtet ist. Was Fürstenhaus und örtliche Lage nicht fertiggebracht hatten, das hat Bürgerfönn und städtisches Gemeinwesen nach und nach geschaffen, nämlich eine wohlgeordnete, aufstrebende Mittelstadt.

Ditto Paul.

---

## Mit segnender Hand.

Gertrud Grabowski

Jubelnde Stimmen erwachen —  
 Ueber das ruhende Land  
 ist der Frühling geschritten,  
 leise, mit segnender Hand.

Erschauern empfangt die Erde  
 seinen belebenden Hauch,  
 mit lichtem Hochzeitschleier  
 schmücken sich Baum und Strauch.

Vom Schlaf befangen noch zögern  
 die Blumen alle im Hag,  
 heben träumend die Köpfe —  
 Horch! kling'ts nicht wie Lerchenschlag?

Tief innen, in dunkler Erde,  
 der schlummernde Keim sich regt —  
 Ueber ein kleines Weilchen  
 das Feld voller Segen steht.

Ueber ein Weilchen, ein kleines,  
 fernher aus heil'gem Land,  
 ist die Liebe gekommen  
 leise, mit segnender Hand.

# Kanonikus Dr. Franz Heide

Stadtpfarrer von Ratibor (1836—1867).

Von Prof. Dr. Paul Klemen z.

Ein Mann, der für Ratibor und Oberschlesien eine so große Bedeutung erlangt hatte, daß er zweimal ohne sein Zutun für Bischofsstiftung in Aussicht genommen war, verdient es wohl, daß wir sein Andenken in einem ober-schlesischen Heimatkalender erneuern, nachdem bereits über 60 Jahre seit seinem Tode verfloßen sind, ohne daß man, soweit ich sehen kann, an dem 50. oder 60. Todestage seiner gedacht hat.

Die Hauptquelle für unseren Gegenstand ist immer noch das kurze Zeit nach Heides Tode von H. Sterba, damals Kaplan in Altendorf, veröffentlichte Lebensbild „Kanonikus Dr. Franz Heide“ (Breslau 1868), das dann später August Meer in seinem bekannten Buche „Charakterbilder aus dem Klerus Schlesiens“, 1. Band (Breslau 1884) in größtenteils wörtliche Anlehnung für die betreffenden Artikel benutzt hat. Hierbei dürfte eine kritische Nachprüfung noch manches zu berichtigen und zu ergänzen finden, wie schon die falsche Angabe des Geburtsdatums beweist.

Franz Heide, der mit Ausnahme eines Jahres sein ganzes Wirken als Priester und Lehrer der Stadt Ratibor gewidmet hat, ist trotzdem kein geborener Oberschlesier. Die saubere freundliche, in reizvoller und fruchtbarer Landschaft gelegene Stadt Frankenstein, die schon manchen zu hoher Würde und Bedeutung gelangten Mann aus ihren Mauern hervorgehen sah, ist seine Vaterstadt. Dort wurde, laut Taufbuch der kath. Pfarrkirche, dem Hausbesitzer und Bohlenfuhrmann Karl Heide am 3. Juni 1800 ein Sohn Josef Karl Franz getauft\*), der am Tage vorher, am 2. Juni,

\*) Von den drei verschiedenen angegebenen Geburtsdaten Heides kann nur dieses das richtige sein. Sterba (1868), Meer (1884) und Welkel (Gesch. des Archipresbyterats Ratibor 1885) geben als Geburtsdatum an: 2. Juni 1801, offenbar sich stützend auf das gleichlautende Datum in mehreren Jahrgängen des Schematismus der Breslauer Diözese (z. B. 1847); auch auf seinem Grabsteine heißt es: geb. 2. 6. 1801; und die Notiz im Nekrolog des Schles. Kirchenblattes vom 6. 4. 1867, er sei im Alter von 65 Jahren, 9 Monaten gestorben, würde gleichfalls zu diesem Datum passen. Und doch

geboren war, wie ja die Katholiken damals ihre Kinder gewöhnlich bald nach der Geburt zur Taufe brachten. Wie er alle seine älteren Brüder verlor, so auch in jungen Jahren seine Mutter. Kein Wunder also, daß ihn der Vater mit größter Sorgfalt behütete und erzog. Zu den Freunden seiner Knabenjahre gehörte der aus dem nahen Dorfe Tarnau stammende, gleichaltrige Franz Winkler, mit dem er anscheinend schon in frühester Kindheit verkehrte, besonders aber engere Freundschaft schloß, als Winkler nach Frankenstein in Pension kam und später sein Mitschüler und Hausgenosse im Konvikt zu Glas wurde. Dieser Franz Winkler, der gleichfalls nach Oberschlesien ging und durch seine Tüchtigkeit und vom Glück begünstigt, rasch ein Hauptvertreter und Förderer der Montanindustrie und 1840 geadelt wurde, ist der Begründer der bekannten von Tiele-Winklerschen Herrschaft.\*\*)

Von Kaplan Steiner in Frankenstein in den Anfangsgründen der lateinischen Sprache vorbereitet, bezog Franz Heide mit 12 Jahren das Gymnasium zu Glas und wohnte in dem von dem strengen, aber edlen und frommen Regens und Religionslehrer Herzog geleiteten Königl. Konvikt, insgemein bis in die neueste Zeit „Seminar“ genannt. Der strebsame Schüler brachte jedes Jahr mit dem Versetzungszeugnis ein Schulprämium nach Hause, was ihm auch bald eine sogen. Fundations- oder Freistelle in dem genannten Konvikt einbrachte.

Schon damals zeigte er einen Sinn für Naturschönheiten und Lust zum Wandern, die viel mehr an den modernen Wandersport der heutigen Jugend, als an die bis spät ins 19. Jahrhundert hinein in den meisten Kreisen wahrzunehmende Gleichgültigkeit gegen Naturwanderungen erinnern. Er ging nicht nur oft zu Fuß von Glas über Wartha nach Frankenstein, sondern besuchte mit gleichgesinnten Freunden die schönsten Punkte der damals so wenig bekannten Grasschaft Glas, den Zobten u. a. Später suchte er gern auf seinen Erholungsreisen die Alpenländer auf.

\*\*) Ueber ihn hat kürzlich Ludwig Chrobok in Heft 12 der Beiträge zur Heimatkunde von Mitehowitz (1930) S. 11—14 gehandelt.

Mit einem Zeugnis ersten Grades — es gab deren damals drei — wurde er von Direktor Koske vom Gymnasium zur Universität entlassen mit nur noch zwei Mitschülern, da die Freiheitskriege sehr vermindern auf die Frequenz des Gymnasiums gewirkt hatten. Sein Ziel stand ihm längst fest; es war innerer Beruf, der ihn zum Studium der kath. Theologie hinzog, dem er von 1821 bis 1824 an der Universität Breslau oblag. Mit welchem Ernst und Eifer, bezeugt am besten der Schritt, den er mit gleichgesinnten Freunden, darunter der spätere Fürstbischof Heinrich Förster, tat. Die Befehung der katholisch-theologischen Fakultät ließ damals viel zu wünschen übrig, nicht ohne Verschulden der staatlichen Behörde. Sie zählte im ganzen nur sechs Professoren in durchweg vorgerücktem Alter, meist ohne wissenschaftlichen Ruf, durch kärgliche Besoldung zur Uebernahme von Nebenämtern gezwungen.\*\*\*) Das blieb nicht ohne schädliche Rückwirkung auf die wissenschaftliche Ausbildung der Studenten, unter denen sich viele schlecht vorbereitete Ausländer befanden, die bei dem Mangel an Priestern leicht ein geistliches Amt zu erlangen hofften. Und so rich-

teten jene Jünglinge eine Bittschrift an die geistliche Behörde, die in dem Wunsche gipfelte, man möchte die Anforderungen inbezug auf die wissenschaftlichen Kenntnisse beim Konkursexamen und auf die sittlich-religiöse Reife verschärfen und keinem Theologen ein Stipendium verleihen, der nicht wenigstens ein Zeugnis 2. Klasse vom Gymnasium aufzuweisen habe. Heide trat nach dem 6. Semester ins Alumnat und wurde am 18. April 1825 von Fürstbischof von Schimonski zum Priester geweiht. Im Kreise seiner Angehörigen und Freunde feierte er in Frankenstein seine Primiz.

Nur dreiviertel Jahre wirkte er als Kaplan in Klein-Dels bei Ohlau, wohin noch drei Kirchen und Schulen eingeparrt waren, so daß es an Arbeit nicht fehlte. Heide erfüllte sie willig und freudig, in bester Harmonie mit seinem alten Pfarrer Barndt lebend, und wäre gern hier länger geblieben. Aber die geistliche Behörde glaubte seine nicht unbemerkt gebliebene geistige Begabung besser auszunutzen, indem sie ihm die schwierige Stellung eines Religionslehrers am Gymnasium zu Ratibor übertrug. Trotzdem zwei Drittel der Schüler katholisch waren, war er bei dem stiftungsgemäß evangelischen Charakter der Anstalt der einzige katholische Lehrer. Aber er löste seine Aufgabe zu allseitiger Zufriedenheit. Neben dem Religions- und hebräischen Unterricht erteilte er auch deutschen und griechischen in den Mittelklassen. Und obwohl er daneben noch die Funktionen eines Kaplans an der Pfarrkirche übernahm, fand er noch Zeit, sich mit wissenschaftlichen Studien zu beschäftigen. Insbesondere war es die damals noch so arg vernachlässigte Geschichte Schlesiens, die ihn schon auf der Universität anzog. Und mit welcher Gründlichkeit er hierbei auf das Quellenstudium zurückging, beweist der Umstand, daß er selbst gegen 100 Originalurkunden aus dem 14. und 15. Jahrhundert entdeckte und sie dem Provinzialarchiv, mit dem er in reger Verbindung stand, übermittelte. Als Frucht seiner Geschichtsstudien veröffentlichte er 1833 einen Aufsatz über die Gründung des Cisterzienserklosters Rauden und später in den Schlesischen Provinzialblättern „Beiträge zur Geschichte Oberschlesiens“. Seinen Lieblingswunsch, eine Geschichte Oberschlesiens überhaupt zu schreiben, konnte er bei seiner sonstigen vielseitigen Arbeit unmöglich verwirklichen; dankbar haben die bekannten Forscher auf dem Gebiet der schlesischen Geschichte und Kirchengeschichte Prof. Dr. Rit-

hat Heide selbst beim Eintritt in das Alumnat (30. Oktober 1824) in das Buch: Alumnat semin. cleric. Bratisl. (II. c. 3) eigenhändig eingetragen; natus die secund. Junii 1800; ebenso steht in dem Buche: Alumnat commensales (II. c. 6): Franciscus Heide nat. II. Junii 1800. Und dazu stimmt die klare Eintragung im Frankensteinner Kirchenbuch, daß am 3. 6. 1800 der am 2. 6. geborene Josef Karl Franz Heide getauft worden ist. Wenn ich früher (Frankenst. Heimatblätter, März 1927) als Geburtsdatum Heides den 22. 6. 1803 angab, an welchem Tage ebenfalls dem Vater Heides ein Sohn Franz Florian Alois (hier also Franz zuerst) getauft wurde, so hatte ich mich dazu durch Sterbas Angabe verleiten lassen, daß vor unserm Franz Heide 5 Brüder desselben Namens ganz jung gestorben seien. Dies muß ein Irrtum sein; ich habe in den Frankensteinner Kirchenbüchern nur 3 Söhne des Lohnfuhrmanns Heide gefunden: 23. 10. 1798 Franz Josef Heide geb. und getauft; 2. 6. 1800 unser Josef Karl Franz; 22. 6. 1803 Franz Florian Alois; der 1. und 3. starben als kleine Kinder. — Wie noch zu Lebzeiten Heides das irriige Datum 2. 6. 1801 in den Schematismus gekommen ist, weiß ich nicht.

\*\*\*) Vergl. Dr. F. C. Movers, Denkschrift über den Zustand der kathol.-theolog. Fakultät an der Univ. zu Breslau 1845.

ter und Pfarrer Augustin Welzel (Zmorau) seine Vorarbeiten benutzen können. Aber so aufreibende Arbeit geschah auf Kosten seines ohnehin nicht allzu robusten Körpers. Auch eine Badekur in Salzbrunn behob seine Kränklichkeit nur wenig, und so sah er sich im März 1831 veranlaßt, sein Lehramt am Gymnasium aufzugeben und die Stelle des Raturatus an der Stadtpfarrkirche zu übernehmen.

Aber er blieb mit der Schuljugend in Berührung. Noch im selben Jahre wurde ihm die Aussicht über den 36 Schulen umfassenden Schulinspektions-Bezirk Ratibor übertragen, überwiegend Landschulen mit Kindern, deren Muttersprache Polnisch war. Und so ging auch Heide, um sich, gewissenhaft wie er war, ein selbständiges Urteil bilden zu können, an die Erlernung der polnischen Sprache, in der er es, wenn auch nicht zur Fertigkeit, doch soweit brachte, daß er seiner Aufgabe in der Schule und Kirche genügen konnte. Er zeigte bald seine pädagogische und verwaltungstechnische Tüchtigkeit und hat in den 20 Jahren seines Amtes als Kreis Schulinspektor manche nützliche Neuerung im Schulwesen seines Bezirks angeregt.†) Immer mehr lebte er sich in die ihm liebgewordenen Verhältnisse ein, sodaß er eine Anfrage des Provinzialschulkollegiums, ob er die Leitung des Lehrerseminars in Oberglogau — die Seminar Direktoren waren damals durchweg Geistliche — übernehmen wolle, ablehnte. Im Jahre 1836 starb der Stadtpfarrer Johannes Kolondet, der letzte Prälat des ehemaligen Ratiborer Kollegiatstifts,††), der ihm schon während seiner

†) Einen interessanten Beweis hierfür liefert sein 1836 in den Schles. Prov.-Bl. veröffentlichter Aufsatz: „Ueber das Schulwesen in Oberschlesien“ mit besonderer Beziehung auf den Kreis Ratibor“. Mit Stauten ersehen wir daraus, daß H. schon damals manche ganz modern anmutende Einrichtung getroffen hatte: die Anlage einer Baumschule bei fast jeder Schule des Kreises, Gelegenheit zur Fortbildung der Lehrer durch die Errichtung einer kleinen „Schullehrerbibliothek“ in seiner Behausung, deren Verzeichnis jeder Lehrer hatte, Zirkulieren einiger wichtigerer pädagogischer Zeitschriften und Bücher, Abhaltung vierteljährlicher Konferenzen aller Lehrer des Bezirks in der Kreisstadt unter seiner Leitung.

††) Es interessiert vielleicht die Leser hierbei zu erfahren, daß diese Würde ursprünglich an die alte Schloßkapelle zu Ratibor geknüpft war. Letztere hatte der

Krankheit die Verwaltung der Pfarrgeschäfte vertrauensvoll anvertraut hatte. Und gleiches Vertrauen bewies die geistliche Behörde, als sie ihm um diese Zeit die erledigte Stelle des Propstes an der Berliner Hedwigskirche anbot, mit der zugleich die Würde eines Fürstbischöflichen Delegaten und Ehrendomherrn von Breslau verbunden war. Wenn er sie aus denselben oben erwähnten Gründen ablehnte, so konnte er das nicht, als ihm die Stadtpfarrei Ratibor selbst, die er ein Jahr lang administriert hatte, 1837 übertragen wurde. Hier hatte er sich schon als Hirt und Führer bewährt, sein Seeleneifer hatte sichtlich neues Leben in die große Gemeinde gebracht und stärkere religiöse Betätigung erzielt. Aber auch über seine Gemeinde hinaus nahm er an den religiösen, sozialen und politischen Fragen, die gerade damals Oberschlesien und zum Teil ganz Deutschland berührten, tatkräftigen Anteil, wozu ihn schon seine äußere Stellung als Fürstbischöflicher Kommissar des 9. Archipresbyterate umfassenden Kommissariats Ratibor veranlaßte. Immer wieder nahte die Versuchung, Ratibor zu verlassen. Wie ihn 1843 die Preussische Regierung bei der Vakanz einer Domherrnstelle in Breslau vorschlug, so suchte ihn auch der neue Oberhirt, Fürstbischof Melchior von Diepenbrock (seit 1845) für sein Domkapitel zu gewinnen. Aber er mußte sich damit begnügen, ihn zum Ehrendomherrn zu ernennen (1846), da Pfarrer Heide beidemal seiner Gemeinde treu blieb.

Gegenüber der zunehmenden Trunksucht des oberschlesischen Landvolks und der niederen Kreise der Stadtbewohner unterstützte er aufs kräftigste die Mäßigkeitsbestrebungen des bekannten Pfarrers und Prälaten Fiebel in Pieskar und regte den weiteren Ausbau der Marienkirche in Pischow an als eines Denkmals des Dankes für die Ueberwindung der Brannmeinepest. Als endlich der Mißwachs des Jahres 1847 jene schreckliche Erscheinung des Hungertyphus in Oberschlesien hervorrief, der besonders die Kreise Ratibor, Pleß und Rybnik heimsuchte, da veranlaßte er mit Fürst von Sichnowsky und Oberlandesgerichtsrat Teppe-Łaski die Gründung eines Frauenbundes zur Sorge und Pflege für Hunderte von verwaisenen Kindern und regte den Samariterfeldzug an, den Dr. Künzer mit 21 Barmherzigen Brüdern gegen diese furchtbare Krankheit unternahm. Und als es galt, Waisen unterzubringen, dachte er an seine wohlhabende und mildtätige Frankensteiners Heimat, durchzog mit einer Schar

verwalter Kinder die Kreise Glatz und Frankenstein, da und dort eins zurücklassend, bis sie verteilt waren. Der ihm damals verliehene Aplerorden war der Ausdruck verdienter Anerkennung, und wie huldvoll sich König Friedrich Wilhelm IV. kurz vorher gegen ihn gezeigt hatte, hat A. Meer a. a. D. geschildert.

Bald darauf erschütterten die politischen Stürme von 1848 das ganze Land, und wiederum gebrauchte Kanonikus Heide sein Ansehen und seine besonnene Mäßigung, um die aufgeregten Gemüther zu beruhigen. Als Stellvertreter des zum Abgeordneten gewählten Fürsten von Sichonowsky nahm er auch an einigen Sitzungen des Frankfurter Parlaments teil. Eine besonders ehrenvolle Auszeichnung wurde ihm im Jahre 1852 von der theologischen Fakultät der Universität Breslau zu teil, die ihm in Anerkennung seiner kirchengeschichtlichen Studien und seines eifrigen Wirkens den Titel eines Dr. theol. h. c. verlieh. Vielleicht hing dies auch mit seinem Eintreten für den katholischen Standpunkt und für den schlesischen Klerus zusammen, das er in zwei literarischen Feinden befundete, in die er einerseits durch Superintendent Nedlich in Ratibor anlässlich einer von ihm veranlasseten Mission in Ratibor, andererseits durch eine Schrift von Prof. Dr. Reinke in Breslau verwickelt wurde. In beiden Fällen verhielt er sich so maßvoll und verständlich, wie es seinem Grundsatz entsprach: „Dulden nicht — nein, lieben sollen wir alle Menschen, welchen Glaubens sie auch sein mögen, als unsere Brüder; . . . dulden nicht — bekämpfen müssen wir den Irrtum und die Sünde mit Waffen, die Christus uns gebracht.“

Bei dieser auf weitere Kreise wirkenden Tätigkeit vernachlässigte er durchaus nicht etwa seine Gemeinde. Da gab es keinen Verein, keine Anstalt, die nicht ihm entweder ihr Entstehen oder ihre Förderung verdankten. Daß ihm, dem langjährigen Schulinspektor und Mitglied der städtischen Schuldeputation, hierbei das Schulwesen besonders am Herzen lag, war nur allzu begreif-

streitbare Bischof Thomas II. von Breslau aus Anlaß seiner Ausöhnung mit dem Herzog Heinrich IV. von Breslau zum Dank für den ihm vom Herzog Miesko von Ratibor im Jahre 1288 zu einem Kollegiatstift erhoben. Später wurde diese Stiftung erweitert und mit der Stadtpfarrei verbunden. Die Säkularisation machte 1810 auch diesem religiösen Institut ein Ende, dessen letztes Mitglied Solondek war.

lich. Er regte den Ausbau der katholischen Stadtschule zu einer Rektoratschule an, aus der sich später das städtische Realgymnasium entwickelt hat; er ließ sich die Pflege der Handwerker-Fortbildungsschule angeheißigen; er übernahm das Amt des Vorsitzenden im Verwaltungsrat der Taubstummenanstalt, die schon 1836 in Ratibor errichtet worden war, und um auch die Ausbildung der weiblichen Jugend zu fördern, schuf er mit hochherziger Unterstützung seines Freundes, Fürstbischofs Heinrich Förster, die Schule und das Kloster der Ursulinen in Ratibor, dessen Vollendung er nicht mehr erleben sollte. Sein eigenstes Werk ist auch, um andere Vereine zu übergehen, die auf Anregung der Regierung durch ihn bewirkte Gründung eines Zweigvereins des Schlesischen Provinzialvereins für Besserung entlassener Strafgefangener.

Daß ein solcher um Kirche und Staat so hochverdienter Mann auch einem Bischofsstuhl nur zur Zierde gereicht hätte, darüber waren sich die maßgebenden Kreise längst klar geworden, und so überrascht es uns nicht, zu hören, daß er sowohl 1853 nach dem Tode des Kardinals Diepenbrock als persona grata auf die Kandidatenliste für Breslau gesetzt wurde, als auch 1857 vom König Friedrich Wilhelm IV. selbst für den erledigten Bischofsstuhl von Culm vorgeschlagen wurde. „Ein Baum, der 31 Jahre an demselben Flecke gestanden, läßt sich nicht mehr in ein anderes Erdreich verpflanzen, er verkümmert und stirbt ab.“ Mit diesen Worten lehnte er die ihm zugedachte hohe Ehre ab. Ja, in seiner selbstlosen Bescheidenheit konnte er sich nicht einmal entschließen, sich malen zu lassen, als der Magistrat seiner Vaterstadt Frankenstein den Sitzungsaal des neuen Rathauses mit den Bildnissen hervorragender Frankensteiner zu schmücken beschloß und ihn um sein Porträt bat. Er zog vor, anstatt seines Bildes 200 Taler zum Zweck einer Prämienstiftung für die oberste Klasse der katholischen Stadtschule, die er einst selbst besuchte, zu übersenden.

Ueber den Charakter und die Persönlichkeit Heides brauchen wir kaum noch Worte zu verlieren. Wenn im allgemeinen die Thaten eines Menschen ihn besser kennzeichnen, als es Worte vermögen, so dürfte das über seine rastlose, umfassende Tätigkeit Gesagte ein hinreichend anschauliches Bild seines Wesens ergeben haben. Schon seine äußere Erscheinung offenbart Klugheit, Energie, aber auch Milde. Der im Beruf gewissenhafte, für seinen Stand und die Kirche kraftvoll eintretende Mann war zugleich ein herzensguter,

fröhliche Geselligkeit im engeren Kreise liebender Mensch, ein treu ergebener Freund, ein großherziger Wohlthäter. Seine einfache, mäßige Lebensweise half ihm, die angeborene Schwäche und Anfälligkeit seiner Konstitution öfters überwinden. Aber ein hartnäckiges Brustleiden verschlimmerte sich im März 1867 durch eine Erkältung zu lebensgefährlicher Krankheit, der er am Feste Mariä Verkündigung, am 25. März 1867, erlag, nachdem ihm wenige Tage zuvor sein treuer Freund und Nachbarpfarrer, Erzpriester Krause in Slawkau, die Sterbesakramente gespendet und sein geliebter Freund und Ober-

hirt Förster noch an seinem Sterbebett erschienen war. Nicht weniger als 140 Priester gaben ihm das letzte Geleit. Das Schlesiſche Kirchenblatt vom 6. April 1867, das eine ausführliche Schilderung dieses großartigen Leichenbegängnisses gibt, konnte mit Recht hinzufügen, daß die Domherrn Heide und Fieſek die beiden Hauptſäulen waren, auf denen das religiös-kirchliche Leben Oberschlesiens in jener Zeit beruhte, und daß die Schilderung des Lebens und Wirkens Franz Heides ein Stück oberschlesiſcher Diözesengeschichte in bewegter Zeit darstellt.

## Schlesiens Militär um das Jahr 1800\*).

Von A. Strukat.

Bei einer Einwohnerzahl von 6 Millionen unterhielt der preußische Staat um das Jahr 1800 ein Heer von 200 000 Mann, was damals und auch heute kaum bei einem anderen Reiche vorkommen dürfte. Es galt noch immer der Grundsatz Friedrichs des Großen: „Die Anzahl der Truppen, welche ein Staat unterhält, muß im Verhältnis zu den Truppen seiner Feinde stehen; er muß dieselbe Stärke aufweisen können, wenn er nicht unterliegen will.“

Wenn der preußische Staat bei seiner Verarmung diese Armee unterhalten konnte, so beruhte das auf einer besonderen Einrichtung. Während zur Zeit des siebenjährigen Krieges jede Kompanie zwei Drittel Ausländer und nur ein Drittel Landeskind hatte, verhielt sich die Zahl der ersteren zu den letzteren nun wie 9:11. Preußen hatte in jener Zeit durchaus keinen Ueberschuß an Menschen, und wenn man einen Ausländer einstellte, brauchte man kein Landeskind von seiner Arbeit nehmen. Die Ausländer waren, wie Franz von Kleist sagte, Fremdlinge, wenn sie kamen, und Hausväter bei ihrem Tode. Die Inländer wurden nun, um Unterhaltungskosten zu sparen, in weitgehendstem Maße beurlaubt. Wenn die großen Truppenbesichtigungen vorüber waren, ent-

ließ man wenigstens die Hälfte der Inländer in die Heimat auf mehr als 10 Monate; hatten sie dann an der folgenden Besichtigung teilgenommen, so begann wieder ihr Urlaub. Manchen war es sogar gestattet, auch während der Besichtigung zu Hause beim Pfluge zu bleiben.

Die Provinz Schlessen, die ein Viertel der Gesamteinwohnerzahl des preußischen Staates besaß, hatte auch den gleichen Prozentsatz an Militär. Die Militärangelegenheiten unterstanden dem am 25. Juni 1787 begründeten Ober-Kriegskollegium, dessen Oberpräsident der Herzog von Braunschweig und dessen Vize-Oberpräsident der General von Nöllendorf war.

Die schlesiſche Infanterie setzte sich zusammen aus elf Regimentern und zwei Brigaden, eine zu zwei, die andere zu drei Füsilierbataillonen; das ergab rund 30 000 Mann nur an Gemeinen und Scharſchützen. Feld- und leichte Infanterie unterstanden je einem Inspekteur. Diese beiden Offiziere leiteten die gesamten militärischen Angelegenheiten ihres Dienstbereichs, in dem sie Reisen unternahmen, um sich von der Befolgung ihrer Anordnungen zu überzeugen. Die in Schlessen stehenden Truppenteile waren folgende:

### Oberschlesiſche Inspektion:

Name des Regiments:

Garnison des Grenadier- und der beiden ersten Musketierbataillone:

Garnison des 3. oder Depotbataillons:

1. von Savrat	Glaz	Silberberg
2. „ Stranzen	Cojel	Neisse
3. „ Klinkowström	Brieg	Frankenstein
4. „ Schönfeldt	Neisse	Neisse
5. „ der Marwitz		
6. „ Grawert	Glaz	Silberberg

\*) Wir geben dieser Abhandlung deshalb Raum, weil sie einen genauen Einblick gibt in die wirtschaftliche Verflechtung des Militärs mit dem Berufsleben und in das damalige Inoalibverforgungswesen.

## Niederschlesische Inspektion:

Name des Regiments:	Garnison des Grenadier- und der beiden ersten Muserierbataillone:	Garnison des 3. ober Depotbataillons:
7. von Treuenfeld	Breslau	Cosel
8. Fürst von Hohenlohe		Breslau
9. von Grewentz	Glogau	Glogau
10. von Steinwehr	Schweidnitz	Nimptsch
11. Graf von Wartensleben	Liegnitz	Striegau

Von der leichten Infanterie gehörten zur **Oberschlesischen Füsilierbrigade:**

1. Bataillon Fürst von Anhalt-Platz: Breslau,
2. Bataillon Baron von Puttlitz: Neumarkt.

**Niederschlesischen Füsilierbrigade:**

3. Bataillon von Pelet: Bunzlau,
4. Bataillon von Kühle: Löwenberg,
5. Bataillon von Rabenau: Jauer.

Die schlesische Kavallerie bestand aus zehn Regimentern und zwar vier Kürassierregimentern, die längst ihre „im Frieden äußerst lästigen, im Kriege wenig nützenden Panzer“ abgelegt hatten, zwei Dragoner- und vier Husarenregimentern. Die Kürassierregimenter hatten fünf Eskadronen von je 144 Gemeinen, die beiden anderen Truppengattungen je zehn Eskadronen zu 132 Mann. Die gesamte schlesische Kavallerie belief sich auf 10 000 Mann und wurde in zwei Inspektionen geteilt:

**Oberschlesische Inspektion:**

1. Kürassier-Regiment von Holzendorf: Oppeln, Neustadt, Falkenberg, Krappitz.
2. Kürassier-Regiment von Berg: Ratibor, Ratscher, Leobschütz, Oberglogau.
3. Husaren-Regiment Prinz Eugen von Württemberg: Ranslau und in Südpreußen.
4. Husaren-Regiment von Wolfradt: Gleiwitz, Beuthen.
5. Husaren-Regiment von Schulz: Bernstadt, Dels.

**Niederschlesische Inspektion:**

6. Kürassier-Regiment von Dolfsz: um Breslau.
7. Kürassier-Regiment von Heißing: Ohlau, Strehlen.
8. Dragoner-Regiment von Brittwitz: Lüben, Haynau.
9. Dragoner-Regiment von Boß: Sagan, Grüneberg.
10. Husaren-Regiment von L'Estocq: Wohlau, Gubrau.

Feldartillerie besaß Schlessien fast garnicht. Erst im Jahre 1789 rückte das zweite Feldartillerie-Regiment nach Breslau in Garnison. Seine Stärke war die sonst bei der Artillerie übliche, in jeder der 10 Kompanien 160 Kanoniere und 22 Bombardiers (Unteroffiziere). Jede der acht schlesischen

Festungen hatte eine Kompanie Garnison-Artillerie, ausgenommen Brieg, das nur ein Kommando von 24 Mann besaß.

Der Lage der Provinz als Grenzland entsprechend war besonderer Wert auf Festungen gelegt, die samt ihrem Ingenieurkorps einem besonderen Detachement im Oberkriegskollegium unterstanden. Fast die Hälfte der preussischen Festungen befanden sich auf schlesischem Boden. Vier lagen an der Oder (Cosel, Brieg, Breslau und Glogau), zwei in der Ebene (Neisse und Schweidnitz) und zwei waren Bergfestungen (Glatz und Silberberg). Drei Mineur-Kompanien waren in Neisse, Glatz und Schweidnitz verteilt.

Auch an der Versorgung der Militär-Invaliden, die schon unter Friedrich dem Großen einen bedeutenden Fortschritt gemacht hatte, war Schlessien beteiligt. Das Kreuzburger Armenhaus wurde für diese Zwecke angekauft, und im Jahre 1786 erwarb der König ebenfalls dazu die Herrschaft Rujau für 120 000 Taler. Für den Ertrag daraus wurden 500 Invaliden versorgt. Ganze Arbeit war aber damit noch immer nicht geleistet. Es wurde deshalb im März 1788 eine Anzahl von Kammer-Referendaren und Assessoren in alle schlesischen Kreise gesandt, die alle Invaliden, Mann für Mann, auf das eingehendste vernehmen sollten. Im Juni konnte die General-Nachweisung über alle Militär-Versorgungsberechtigten eingereicht werden, und die unerwartet hohe Summe belief sich auf 9786 Mann. Wenn auch ein Drittel, 3004 Mann, im Besiz eigenen Vermögens war oder ein Handwerk verstand, so blieben noch immer 6782, welche dem Staat zur Last fielen.

Die Versorgung geschah auf eine vierfache Art. Die beiden ersten Maßnahmen waren alt: Der „Guadentaler“, eine laufende Rente, und zweitens die Unterbringung der Invaliden bei Zivilbehörden wie Post, Polizei, Steuer, Justiz u. a. So waren in Schlessien 700 Stellen bei Steuer und Zoll für diese Leute vorbehalten, ebenso die Besetzung von 20 Postämtern. Neu war die dritte Art der Versorgung, die Einrichtung der Invaliden-Kompanien. Von den größeren, der Kavallerie, Artillerie und den Füsilier-Bataillonen vorbehalten, mit einem Führer, 2 Offizieren und 121 Un-

teroffizieren und Gemeinen, kamen fünf auf Schlesien, und zwar waren je eine in Schlawa, Patschkau, Ziegenhals und zwei in Habelschwerdt. Diese großen Invaliden-Kompanien waren eingerichtet durch das Reglement vom 4. August 1788, ihnen folgten die kleinen vom Jahre 1793, die, 40 Mann stark, jedem Feld-Infanterie-Regiment angegliedert waren. Ihr Endzweck ist, daß alle solche Invaliden, welche zum Felddienste untauglich geworden, erforderlichen Falles aber hinter Wall und Mauer zu setzten und solchergestalt das Vaterland zu verteidigen annoch geschickt sind, an diese Kompagnien abgegeben werden sollen. Der Sold und die Subordination bleiben dieselben, dagegen sich von selbst versteht, daß bei diesen Kompagnien nicht sonderlich auf das Uebersetzen gesehen werden soll, nur sollen sie im Sommer hin und wieder ein paarmal laden, um das Schießen nicht ganz zu verlieren.“ Die Hauptsache war, daß man die Leute durch Einstellung in diese Kompagnien vom Betteln abhalten wollte, das übrigen in diesen Fällen streng bestraft wurde.

Die vierte Versorgungsart endlich war das 1790 mit 35 000 Talern errichtete Invalidenhaus in Rybnik, dessen jährliche Aufwendung 6000 Taler betrug. Die Insassen desselben erhielten keinen Sold, aber wöchentlich zwei Silbergroschen für Bier und Tabak (vergl. Aufsatz Rybnik).

Die Versorgung dienstunfähiger Offiziere geschah durch Anstellung im Zivildienst oder bei den Invalidenkompanien oder durch Zuteilung von Pensionen oder Wartegeldern.

Für die Zwecke der Heeresergänzung war der ganze preußische Staat durch das Kantons-Reglement vom 12. Februar 1792 in Kantonskreise geteilt, das in Schlesien aber noch nicht eingeführt war; es galten hier noch die älteren Bestimmungen von Friedrich dem Großen. Hiernach ergänzten sich in der

#### Oberschlesischen Infanterie-Inspektion:

Regiment Nr. 1 in der ganzen Grasschaft Glas,

Regiment Nr. 2 in den Kreisen Beuthen, Pleß und Groß-Strehlitz,

Regiment Nr. 3 in den Kreisen Brieg, Ohlau und Kreuzburg,

Regiment Nr. 4 in den Kreisen Grottkau und Frankenstein,

Regiment Nr. 5 in den Kreisen Leobschütz und Cosel,

Regiment Nr. 6 in den Kreisen Tost, Lublitz und Rosenberg;

von der

#### Niederschlesischen Infanterie-Inspektion:

Regiment Nr. 7 in den Kreisen Liegnitz, Lüben und Trebnitz,

Regiment Nr. 8 in den Kreisen Meisse, Münsterberg und Breslau,

Regiment Nr. 9 in den Kreisen Glogau, Guhrau und Schmiebus,

Regiment Nr. 10 in den Kreisen Neumarkt, Goldberg und Striegau,

Regiment Nr. 11 in den Kreisen Wohlau, Steinau und Militzsch.

Die Füsilier-Battillone hatten keine Kantone, sondern wurden aus der Armee durch Inländer ergänzt.

#### Von der

Oberschlesischen Kavallerie-Inspektion ergänzte sich:

Kürassier-Regiment von Holzendorf in den Kreisen Oppeln und Falkenberg,

Kürassier-Regiment von Berg im Kreise Ratibor,

Husaren-Regiment Prinz Eugen v. Württemberg wie Infanterie-Regiment Nr. 6, 7 und 8,

Husaren-Regiment v. Wolfradt wie Infanterie-Regiment Nr. 1 und 2,

Husaren-Regiment von Schulz wie Infanterie-Regiment Nr. 1 und 6.

#### Von der

Niederschlesischen Kavallerie-Inspektion ergänzte sich:

Kürassier-Regiment von Dolfs in den Kreisen Oels, Wartenberg und Namslau,

Kürassier-Regiment von Heißing in den Kreisen Strehlen, Nimptsch und Namslau,

Dragoner-Regiment von Prittzwitz in den Kreisen Sprottau und Freystadt,

Dragoner-Regiment von Voß in den Kreisen Sagan und Grüneberg,

Husaren-Regiment von L'Estocq wie Infanterie-Regiment Nr. 8 und 9.

Das Artillerie-Regiment in Breslau hatte sein Canton in Südpreußen mit Ausnahme von 40 Mann, auf die später eingegangen wird.

Befreit von der Rekruten-Gestellung waren:

1. Die Stadt Breslau mit ihren Vorstädten als Haupt- und Residenzstadt sowie wegen ihres wichtigen Handels und Gewerbes;

2. die sechs Gebirgskreise, besonders die Kreise Schweidnitz, Bolkenhain, Landeshut, Reichenbach, Hirschberg, Jauer und ein Teil der Kreise Bunzlau und Löwenberg wegen der hier eingerichteten Leinwand- und Schleierweberei und der Spinnereten. Diese Kreise müssen jedoch zusammen jährlich 60 freiwillige Rekruten liefern, die früher zur Garde (daher der Name Königsantone), dann aber zum Regiment Prinz Heinrich kamen. Die beiden letzteren Kreise stellten auch die vorhergenannten 40 Rekruten für das Breslauer Artillerie-Regiment;

3. alle adligen und bürgerlichen Besitzer von Rittergütern sowie die Freirechtergüter in der Grafschaft Glas, weil der Adel ohnehin freiwillig in der Armee Dienste nahm und die bürgerlichen Gutsbesitzer schon als Landwirte dem Staate nützten;

4. alle wirklichen Bürger in den Städten und alle eingeseffenen Landwirte auf dem Lande im Interesse der Landwirtschaft;

5. alle einzigen Söhne von Landwirten, soweit sie nicht größer waren als 5 Fuß und 10 Zoll, aus dem vorgenannten Grunde. Diese Befreiung galt auch für diejenigen Landwirtsöhne, die Brüder hatten, wenn sie diese oder die Eltern ernähren mußten oder als Schwiegersöhne eines Landwirts diesem in der Wirtschaft halfen;

6. alle Rentiers und Kapitalisten von 6000 Taler Vermögen aufwärts, „nicht, weil der Reiche dem Staate mehr wert ist als der Arme, sondern weil Reiche ihre Kinder zum Besten des Landes gut erziehen und etablieren können“;

7. alle königlichen Bedienten, königlichen Wirtschaftsbeamten und Magistratspersonen bis zum Ratskanzlisten, Wundärzte als Assesoren des Medizinal-Kollegiums, nicht aber Unterbeamte;

8. alle Kaufleute, „auch Weinhändler und Materialisten, die guten Handel führen, nebst ihren Dienern und Kindern, zur Begünstigung des Handels“;

9. alle Söhne von Forstbedienten, „weil sie anderweitig zur Rekrutierung des Feldjäger-Korps bestimmt sind“;

10. alle Geistlichen, Schullehrer und deren Kinder, „aus Achtung für die Religion und um die Erziehung der Jugend nicht zu fördern“;

11. alle Manufakturisten und Fabrikanten, vorzüglich in Wolle, Baumwolle und Seide, und deren Söhne, ingleichen alle Künstler und Handwerker, doch die gemeinen Handwerker ausgenommen, wegen des einleuchtenden Nutzens, den sie dem Lande schaffen“;

12. „alle Weber und Bleicher, die allein von der Profession leben, zur Beförderung der Leinwandfabrik“;

13. alle Tuchmacher, Tuchscherer, Tuchbereiber und -Walker, Schönfärber und ihre Gesellen, um den beträchtlichen Handel mit Wolle und Wollfabrikaten auch weiter zu fördern;

14. alle Eisen- und Kupferhammerleute, alle Bergleute und Galmengräber, „weil

diese Leute nicht in Menge zu haben sind und äußerst geschont werden müssen“;

15. die Städte Reichenstein und Silberberg, doch müssen sie seit 1754 zusammen jährlich sechs Mann zur Artillerie stellen;

16. „alle ausländischen Kolonisten und deren mitgebrachte Kinder, um das Land zu bevölkern und die Ausländer zum Anzuge in dasselbe zu bringen“. Ihre im Lande geborenen Kinder waren aber gestellungspflichtig;

17. die in den Jahren 1749 bis 1754 und 1764 angelegten böhmisch-mährischen Kolonien in Hussineß, Friedrichstabor, Friedrichsgrätz, Friedrichstal und Podiebrad wegen besonderer Privilegien, die sie bei ihrem Anzuge erhielten; Inländer aber, die sich in diesen Ansiedlungen niederließen, blieben nach wie vor gestellungspflichtig;

18. die sogenannten Herrenhuter Brudergemeinden zu Neusalz, Gnadenfrei, Gnadenberg und Pacolowitz, ebenfalls wegen verliehener Vorrechte und wegen ihrer bedeutenden Fabriken;

19. alle Livreebediente der Herrschaften, wenn sie nicht eine Größe von 5 Fuß 5 bis 7 Zoll haben, weil sie den Adligen unentbehrlich sind. Für Kinder dieser Bediensteten galt die Ausnahme nicht;

20. nur bedingt galt Militärfreiheit für Studenten. Wenn sie nicht auf Grund einer der vorgenannten Ausnahmen frei waren, wurden sie es durch das Studium. Die Befreiung vom Militärdienste hörte aber für sie auf, wenn sie das Studium aufgaben oder wegen schlechter Führung oder unzureichender Leistungen entlassen wurden.

In den einzelnen Kantonen wurden Listen geführt, welche die Personalien der Gestellungspflichtigen enthielten. Alljährlich im November oder Dezember hielt der Kantons-offizier des Regiments mit dem Landrat eine Kantonsrevision ab, die in den Städten im Rathause, auf den Dörfern im Gerichtskretscham stattfand. Die Eingetragenen mußten sich hier einstellen. Man berichtigte die Listen, strich die nicht militärtauglichen Leute und bestimmte eine gewisse Anzahl, die im nächsten Jahre in das Regiment treten sollte.

Es war in der Hauptsache das Verdienst Friedrichs des Großen, wenn die Provinz Schlessen sich recht schnell in das Wesen des preussischen Staates hineinfand und seine Truppen denen altpreussischer Provinzen in keiner Weise nachstanden.

# Das schlaue Bäuerlein.

Ein oberösterreichisches Märchen aus Caband bei Gleiwitz. Von E. Czok.

Vor vielen Jahren, noch zu Zeiten der Leibeigenschaft, pflügte ein Bauer das Feld seines Gutsheeren. Hierbei stieß der Pflug gegen einen harten Gegenstand, und als er ihn herausgrub, war es ein eiserner Kasten, gefüllt mit lauter Talern und Dukaten. Er freute sich zuerst über den Fund. Aber er wurde dann traurig und nachdenklich; denn er konnte nicht allein den schweren Kasten heimbringen, und zudem war seine Frau sehr schwachhaft und hätte das Geheimnis nicht verschweigen können. Und zu jenen Zeiten war das Recht sehr streng. Das Verschweigen eines Fundes bezw. Verheimlichung desselben vor dem Gutsheeren wurde strenger als Diebstahl, nämlich mit der Todesstrafe bedroht.

Als er nun abends nach Hause gekommen war, setzte er sich an den Tisch und versiel in tiefes Sinnen und Grübeln. Teilnahmsvoll fragte ihn seine Frau, warum er so traurig und schweigsam sei. Der Mann wollte zuerst mit der Sprache nicht recht heraus. Aber als die Frau immer hartnäckiger auf ihn einbrang, sagte er zögernd leise zu ihr: „Liebe Frau, wenn ich wüßte, daß du das Geheimnis auch bewahren kannst, so würde ich es dir anvertrauen. Ich habe heute beim Ackern des Feldes am Walde in der Erde einen Schatz gefunden und denke darüber nach, wie wir ihn unbemerkt nach Hause schaffen, daß ihn uns niemand wegnehmen kann. Wenn du aber nicht schweigt und irgend ein Sterbenswörtchen davon verklauten läßt, so wird uns unser Gutsheer nicht nur den Schatz, sondern auch unser eigenes Hab und Gut wegnehmen und mich auf den Galgen bringen.“ Die Frau versicherte hoch und heilig, daß sie schweigen würde wie ein Grab, schwelgte im Borgenuß der Annehmlichkeiten, welche sie sich mit Hilfe des gefundenen Schatzes anschaffen wollte. Der Mann mußte ihr als Lohn für ihr Schweigen ein neues Kleid, neue Schuhe und einen Hut, wie die Gutsheerin selber einen trägt, versprechen.

Am Tage darauf fuhr der Bauer zum Jahrmarkt nach dem nächsten Städtchen. Als er nach Hause kam, erzählte er, daß ihm am Wege allerlei seltsames begegnet sei, und wie er gesehen habe, daß am Markte im Städtchen die Polizei ihren Gutsheeren verhaftet habe, weil er vom Stande eines Weinwandhändlers einen Ballen Weinwand heruntergezogen habe.

„Erzähle aber um Gottes willen niemandem ein Wörtchen davon. Uebrigens ist heute nacht auch Vollmond, und so wollen wir heute

abend bei günstiger Zeit den Schatz vom Felde am Waldrande holen. Mach' dich also zurecht, denn wir müssen dazu gewisse Vorbereitungen treffen. Du mußt dir ein frischgewaschenes weißes Hemd über deine Kleider anziehen. Ich werde den Wagen anspannen und du wirst die Peitsche und die Zügel in die Hand nehmen und vorn kutschieren.

Während die Frau mit dem Wagen zum Hauptort hinausfuhr, brachte der Bauer unbemerkt einen Eimer mit warmer Düngergauche und einem Strohwisch auf dem Wagen unter. Dann schärkte er ihr ein, sich unter keinen Umständen umzudrehen und nach rückwärts zu schauen.

Als sie nun ein Stück Weges so gefahren waren, tauchte der Mann den Strohwisch in den Faucheeimer und besprenkte damit kräftig die Pferde und die auf dem Kutscherbock sitzende Frau. „Mann, Mann, was ist denn das, es riecht ja hier so arg nach Schwefel“, rief die Frau bestürzt. „Sei nur unbesorgt“, erwiderte der Mann, „die Hölle geister schwärmen in der Luft umher und wollen uns durch ihren Gestank von der Hebung des Schatzes fernhalten.“

Nach einer Weile, als sie ein weiteres Stück Weg gefahren waren, gab der Bauer noch einen kräftigen Guß aus dem Faucheeimer nach vorn, so daß das Hemd der Frau mit lauter gelben Flecken bedeckt war. „Mann, siehe nur, was kommt da für ein warmer Regen herab, der macht ja lauter gelbe Flecken auf meinem Hemde“, rief die Frau erstaunt. — „Um Gotteswillen, Weib, sei doch augenblicklich still. Wir sind in der Nähe der Hölle angelangt. Das ist nämlich ein Hölle Regen. Die bösen Geister gönnen uns den Schatz nicht und suchen uns dadurch zu erschrecken, damit wir umkehren sollen und den Schatz nicht heben.“ Als sie weiter an dem Waldteiche vorbeifuhren, erblickte die Frau einen in ein Fischneß gefangenen und zappelnden Hasen. Sofort hielt sie an und rief ihrem Manne zu: „Sieh mal, Mann, ein Hase hat sich im Fischneß gefangen; gehe, hole ihn, der soll uns einen schmackhaften Braten liefern!“ „Fahr' nur sofort weiter“, rief ihr erregt der Mann zu, „und sieh dich nicht um. Die Hölle geister sind dicht hinter uns her, und wenn du dich umdrehst, so erwischt dich der Teufel und dreht dir den Hals um.“

Als sie ein Stück weiter in den Wald gefahren waren, erblickten sie an den zwischen den Bäumen ausgezogenen Dornen Fische und Krebse hängen. Sofort rief sie wieder ihrem Manne zu, was sich da für schöne Fische

in den Dohnen gefangen hätten. Barsch befehl er ihr aber, nur weiter zu fahren und sich nicht um das Blindwerk der Hölle zu bekümmern. Eine Weile später erblickte sie das Wildgatter, auf dessen Stangen lauter Würstchen hingen. „Ach, was für wunderschöne Würstchen dort am Zaune hängen. Ich möchte, ach, so gerne welche essen, gehe und hole mir doch welche.“ — „Daß du dich ja nicht unterstehst, vom Wagen herabzusteigen. Das ist ja alles Blindwerk der Hölle“, erklärte ihr der Mann. „Die Teufel wollen dich damit betören, denn sobald du vom Wagen heruntersteigen würdest, würden dich die Höllengelster sofort packen und mit dir zur Hölle abfahren.“

Als sie nun bald darauf am Waldestrand, wo der Schatz vergraben lag, angekommen waren, stiegen sie vom Wagen herab. Mit einem mitgebrachten Spaten grub er an der Stelle, die er durch Auslegen eines Steinnes kenntlich gemacht hatte, den Schatz heraus. Unter völligem Stillschweigen luden sie den schweren eisernen Kasten auf den Wagen herauf und fuhren damit heim.

Zu Hause damit angekommen, war es nur ihre große Sorge, ein Versteck zur Aufbewahrung ihres Schatzes ausfindig zu machen. Der Mann wollte ihn in der Scheune, die Frau aber im Stalle verstecken. Sie stritten sich lange hin und her und konnten doch nicht einig werden. Währenddem war Amin, der Hoshund, durch die nicht geschlossene Thür mitten in die Stube hereingelaufen und begrüßte sie durch freudiges Bellen. Der Bauer sah darin einen Wink des Schicksals und meinte zu seiner Frau: „Unser Amin soll uns angeben, wo wir unseren Schatz verstecken sollen.“ Er richtete diese Frage auch an den Hund, und dieser, auf den Hinterbeinen in der Mitte der Stube sitzend, blickte zu seinem auf ihn einsprechenden Herrn empor, indem er lebhaft mit dem buschigen Schwanz wedelte und damit auf den Fußboden klopfte. „Also siehst du“, sagte der Bauer zu seiner Frau, „hier in der Mitte der Stube, zeigt uns der Amin, sollen wir den Schatz aufbewahren.“ Also gruben sie auch an dieser Stelle ein tiefes Loch, senkten da den eisernen Kasten mit dem Gelde hinein, füllten das Loch wieder mit Erde zu und Amin klopfte mit seinem Schwanz den Boden hübsch glatt und eben.

Da bekanntlich Weiberzungen nimmer ruhen, so dauerte es auch gar nicht lange, da hatte die Frau das Geheimnis von dem gefundenen Schate ihrer Nachbarin, natürlich unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit, anvertraut. Kaum verging eine Stunde, so sprach bereits das ganze Dorf davon. Als der Mann davon erfuhr, war er sehr ärger-

lich darüber und verprügelte seine Frau ganz jämmerlich dafür. Diese lief nun voller Zorn, um sich für die erhaltenen Prügel an ihrem Manne zu rächen, zu dem Gutsherrn und zeigte ihren Mann an, daß er einen Schatz auf dem Felde der Gutsherrschaft gefunden, diesen aber nicht abgeliefert, sondern für sich behalten habe. Der Gutsherr ließ sofort den Bauern vor sich in die Kanzlei holen und herrschte ihn an: „Ist es wahr, daß du vorgestern einen Schatz auf meinem Acker am Walde ausgegraben hast?“ „Nützig hätte ich es gar sehr, gnädiger Herr, in meiner Not könnte ich ihn sehr gut brauchen; aber wer hat es denn erzählt?“ „Leugne es nicht, denn deine Frau hat es ja selber gesagt.“

„Das wundert mich nicht“, erwiderte der Bauer mit einem mitleidvollen Seitenblick auf seine ebenfalls in der Kanzlei in der Ecke stehende Frau. „In letzter Zeit ist mit meiner Frau eine merkwürdige Veränderung vorgegangen; sie zeigt ein sonderbares Wesen und schwächt ganz ungereimtes Zeug. Die Aermste hat offenbar Schaden an ihrem Verstande erlitten.“ „Was, du Lump, du elender“, brauste die Frau nun auf, „du willst mich hier als Lügner oder gar als verrückt hinstellen? Warte nur, dir will ich es eintränken!“ Der Gutsherr fragte sie nun, wann ihr Mann den Schatz geholt habe und die Frau entgegnete: „Das ist an jenem Tage gewesen, an dem der Herr Graf auf dem Jahrmarkt im Städtchen von der Poltzei eingesperrt worden ist, weil er dem Weinwandkrämer einen Ballen Weinwand vom Stande „heruntergezogen“ hat.

Der Gutsherr machte nun große Augen, und es drängte sich ihm zur Gewißheit, daß die Frau doch nicht recht bei Verstande sei, als sie noch die Geschichte von dem Teufelspuk, dem Hölle Regen, den im Fischneß zapplenden Hasen, den in den Dohnen hängenden Fischen und den Würstchen auf dem Wildgatter erzählte. Er fragte sie dann noch, wo der Mann den Schatz versteckt habe, und als die Frau sagte: „Dort, wo der Amin die Erde mit dem Schwanz glattgeklopft habe, traute er der Sache doch nicht ganz und schickte den Dekonomen mit dem Schaffer, nach dem Schatz zu suchen. Diese drehten bei ihrem Suchen die ganze Hundebude um, stocherten und gruben auch darunter in der Erde nach, fanden aber natürlich nichts. Als sie nun dem Gutsherrn von der Ergebnislosigkeit ihrer Nachforschungen berichtet hatten, entließ dieser die beiden Theleute mit ermahrenden Worten, sich nunmehr zu vertragen und in Frieden zu leben.

Der Bauer verblieb also im ungestörten Besitz des gehobenen Schatzes und konnte sich damit ein angenehmes Dasein bereiten.

# Eine umgekehrte Geschichte.

Von Eise Rostalski.

Diese Geschichte hat sich am 25. Oktober 1924 auf einer Landstraße im Kreise Rybnik zgetragen und ist eine richtige Jügergeschichte. Bloß umgekehrt.

Herr Theobald Flohrke aus Dresden hatte fünfundsanzig Jahre lang mit Erfolg in Schuhwische en groß gemacht. Da im Kriege der „Abtuglich sächsische Hoflieferant“ Th. Flohrke bedeutende Heereslieferungen hatte, blühte sein Geschäft. Er hatte aber nicht nur bedeutende Heereslieferungen, sondern auch einen bedeutenden Kopf; denn bekanntlich sind die Sachsen helle. Also brachte er es fertig, aus dem allgemeinen Krach nicht nur den Glanz seiner Schuhcreme, sondern auch den seines Hauses zu retten, sodas er nach der Inflation kapitalkräftiger als je dastand. Für ein paar hunderttausend Schachteln Schuhwische erwarb er ein hübsches Herrenhaus in Oberschlesien, das ihn durch seine großen Waldungen und noch größeren Ländereien zum Großgrundbesitzer machte. Von diesem Tage ab begab sich etwas Besonderliches in dem bedeutenden Kopfe des schwarzen und braunen Schuhwischeherstellers: ein Hirsch spukte darin, der zwar nicht kapitalkräftig wie Herr Flohrke, dafür aber desto kapitaler war.

Dieser hatte sich für einen „Molang“, wie Herr Flohrke sagte, dem neuen Besther der Waldungen gezeigt, jedoch bei näherem Hinsehen schleunigst Kehrt gemacht. Dieser stolze Hirsch wurde von nun an die unglückliche Liebe des hellen Sachsen. Er hatte es feinerzeit für außerordentlich richtig befunden, das sein letzter „Geenich“ beim Abgange gemüthlich gesagt hatte: „Macht euch euren Dreck alleine!“ Denn wozu brauchte man einen König? Regieren war sicher leichter, als Schuhwische en groß herzustellen. Doch als Herr Flohrke selbst so etwas wie ein kleiner König geworden war, änderte er gründlich seine Ansicht. Er fand nun, das es recht schade um den entschwindenden Adel war, denn „von Flohrke“ hätte bedeutend besser geklungen. Sein bedeutender Kopf aber fand bald einen Ausweg: er war nun Rittergutsbesitzer, und mit oder ohne „von“ — er brauchte ein Wappen. Ursprünglich hatte er an den Wolf als Wappentier gedacht; denn das es diese interessanten Tiere noch massenhaft im dunklen Oberschlesien, „am Ende des Reiches, fern von gebildeten Menschen“, gab, wußte er aus den Erzählungen seiner entsetzten Freunde. Mit angenehmem Gruseln hatte er daher die Autofahrt nach seinem neuen Besitz angetreten, denn ein sächsischer

Schuhwischefabrikant en groß fürchtet sich nicht einmal vor obereschlesischen Wölfen. Um ganz wahr zu sein: Herr Flohrke war zum Schluß doch recht angenehm enttäuscht, als statt des erwarteten Rudels Wölfe nur der kapitale Hirsch von ihm kurze Notiz genommen hatte.

„Diesen Hirsch muß ich haben!“ sprach er großartig und wies mit königlicher Gebärde gebieterisch in die Richtung des verschwundenen Wildes.

„Erstcht können!“ erwiderte respektlos der einheimische Chauffeur, den Herr Flohrke mit übernommen hatte. „Das is der, was noch jedem durch die Pappen gegangen is!“ Herr Flohrke schwieg würdevoll und dachte geringschätzend: „Na ja, auch Oberschlesien vielleicht!“ Er wußte mit einem Male, wie sein Wappen ausfallen würde, besah später flüchtig sein neu erworbenes Schloß, trank ohne Verständnis den feinen Bohnenkaffee und zog sich in sein „Arbeitszimmer“ zurück. Hier dachte er heftig und erfolgreich nach. Als der Diener vier Stunden später vorsichtig anfragte, ob der Herr Abendbrot befehle, winkte dieser mit einem Bleistift ärgerlich ab:

„Stören Sie mich nicht! Sie sehen, ich habe eine wichtige Arbeit vor!“ Der Diener ließ ihn allein, blieb aber vor der Tür stehen. Nicht um zu horchen, sondern um dreimal hintereinander den Kopf zu schütteln. Sein neuer Herr hatte auf dem großen Tische in der Mitte des Zimmers eine komische Pyramide aus sechs großen Schachteln Schuhcreme aufgebaut gehabt. Ueber diesen Schachteln schwebte, von einer starken Schnur gehalten, vom Kronleuchter herab der geschnitzte Hirsch aus dem angrenzenden Wohnzimmer. Um den Herrn des Hauses aber waren unzählige Zettel verstreut gewesen. Der Diener kopschüttelte sich langsam nach der Küche hin und besprach dort mit der Köchin eingehend diese interessante Sache. Herr Flohrke jedoch atmete in diesem „Molang“ erleichtert auf: Endlich, nach siebenundachtzig Mißerfolgen, hatte er seine kunstvolle Arbeit vollbracht. Ueber die Schuhwischepyramide sprang in elegantem Bogen der bewußte Hirsch; d. h. er sollte springen. Es kann jedoch nicht geleugnet werden, das Herr Flohrke zwar ausgezeichnet schwarze und braune Schuhwische fabrizieren, aber nicht ganz so gut zeichnen konnte. Sein Hirsch sah daher außerordentlich einem anderen Tiere ähnlich, wenn auch nicht gerade einem Wolf, der ja sowieso nicht elegante Luftsprünge macht. Das springende

Tier stand überdies in seltsam inniger Verbindung mit der Pyramide. Da nämlich das helle Tageslicht von links auf den Tisch fiel, war die rechte Hälfte der sechs Schuhcremeschachteln (im Kleinverkauf 50 Pfg. pro Stück!) in sanftes Dunkel getaucht und zeigte den markanten Namenszug ihres Erzeugers fast nicht mehr. Auf der weißen linken Hälfte der Schachteln las man daher in großen lateinischen Buchstaben das sonst verpönte Wort: „Floh.“ Und das darüber springende Tier sah auch nicht anders aus.

Herr Flohrke fuhr am nächsten Morgen schleunigst nach Dresden zurück; er hätte wahrscheinlich dieses Mal ein Rudel Wölfe lieber an seinem Wege gesehen, als den dämonischen Hirsch. Als er „seine“ Waldungen hinter sich hatte, schwur er es sich zum zweiten Male zu, jedoch dieses Mal ganz leise, damit es Antek Schimek nicht hörte:

„Den Hirsch muß ich haben!“ In Dresden angelangt, ließ er sein Wappen ausführen; der Künstler, der das übernahm, war wieder einer von denen, die in dieser Geschichte den Kopf schütteln. Doch was half es ihm? Der Auftraggeber ging nicht von einer einzigen Linie des genialen Flohsprunges ab, und Kunst geht nach Brot.

„Mir kann's egal sein!“ dachte der junge Künstler, ganz ähnlich wie Antek Schimek, die Hauptsache ist, es bringt etwas ordentliches ein. Und es brachte. Herr Flohrke ließ das kostbare Wappen in einen sehr großen Dorn stechen; den dazu gehörenden Ring legte er nicht einmal ab, wenn er in die Badewanne stieg. Außerdem wurde es in geriebenem Silber so groß wie ein Wagenrad hergestellt; das Geld dazu war ja vorhanden.

Die Fabrik war ihm nach und nach zur Nebensache geworden. An jedem Morgen begab er sich statt in sein vornehm eingerichtetes Kontor zu einem Kunstschützen; denn ohne Kunst ging es nun einmal nicht bei ihm. Als er drei Wochen lang täglich seinen künstlerischen Schießübungen obgelegen hatte, dankte er dem Lehrmeister für weiteren Unterricht. Der Mann schüttelte natürlich wie alle anderen den Kopf über diesen Unsinn und dachte ebenso wie seine Vorgänger: „Na, mir kann's egal sein!“ Herr Flohrke zweifelte nicht mehr an seinem Siege über den vermaledeiten Hirsch, packte das große silberne Wappen behutsam ins Auto und noch behutsamer seine Büchse: im tiefsten Innern hatte er nämlich eine tolle Angst vor dem gefährlichen Dinge. Auch Antek Schimek sah mit großem Respekt danach hin; er fand, sein neuer Herr hantierte ganz merkwürdig damit herum. Sie begaben sich etwas zweifelnd auf die Fahrt, kamen jedoch ohne Unfall in „Flohrke's Ruh“,

wie das Schloß nun hieß, an. Der berühmte Hirsch war diesmal nicht zur Begrüßung erschienen und steigerte selbstverständlich durch dieses spröde Verhalten den Wunsch nach seinem Besitze. Herr Flohrke ließ den silbernen Wappenschilde über dem Eingangsportal befestigen, was die Köchin zu dem Diener sagen ließ:

„Haste gesehen, Johann? Ein dicker Floh hopft jetzt über unserer Tür, — der Neue wird, was immer, da verrückt!“ Herr Flohrke aber hatte seinen Spitznamen weg; er hieß von nun an in den Gesprächen seiner oberflächlichen Dienerschaft nur noch „der Floh“. Er ließ sich bald nach der Ankunft zu dem Förster fahren und fragte ihn, wann und wo er den Hirsch schießen könne. Der Förster sah ihn zuerst ziemlich dumm an, begriff jedoch bald die Sache und lachte laut:

„Ja, Herr Flohrke, wenn ich das wüßte, dann wäre der Hirsch schon längst in die höheren Jagdgründe hinübergewechselt. Das ist ein ganz doller Kerl! Seit fünf Jahren jagen wir ihn vergeblich; er ist klüger als wir alle.“ Herr Flohrke aber hatte ja mit sich selbst Nicht nach dem dunklen Oberschlesien gebracht und ging daher mit geschwollenem Selbstbewußtsein auf die Jagd. Er hatte die Sache aber schon am fünften Tage satt. Als er von dem vergeblichen Warten hundemüde gerade einmal die Augen zumachte, krachte es im Walde, und der Hirsch trat dicht vor ihm auf die Richtung. Der Schuhwischfabrikant en gros dachte im Nu an seinen schreckhaften Traum; er wußte, daß Träume des ersten Tages im neuen Ort prompt in Erfüllung gehen. Deshalb hob er nicht die schußbereite Waffe, sondern warf sie in großem Bogen von sich und sich selbst so platt, als es ihm möglich war, auf den runden Bauch. Der Schuß krachte gewaltig, der Hirsch stob davon, und Herr Flohrke atmete auf: das Biest hatte ihn glücklicherweise nicht für eine Schuhcremepyramide gehalten. Seine Jagdleidenschaft wandelte sich nach diesem Erlebnis zu lodern dem Haß; er setzte einen Preis von fünfhundert Mark auf den Kopf des Hirschens, sagte aber gleich dazu, daß er nicht nur den Kopf, sondern den ganzen Körper des Rebellen für die 500 Mark haben wollte. Nun ging ein komischer Wettstreit los; der Förster, Antek Schimek und selbst der würdige Diener Johann gingen, so oft es ihr Dienst irgend erlaubte, auf die Pirsch. Selbstverständlich jeder für sich allein. Sie durchstreiften jede Ecke des Forstes, trafen aber nicht einmal eine Spur des Hirschens; nur einander trafen sie in der stehenden Nacht zu ihrem allergrößten Mißvergnügen. Sie schüttelten natürlich ausgiebig ihre Köpfe

und sagten, das gehe nicht mit rechten Dingen zu. Wer konnte wissen, ob der Hirsch überhaupt noch da war? In diesem „Momang“ rauchten die Zweige, und vor den Jägern stand greifbar nahe das gespenstische Tier. Es sah flüchtig von einem zum andern, machte kehrt und verschwand unangetastet im Dunkel des nächtlichen Waldes.

„Hab' ich's nicht gesagt?“ schrie der Förster wütend, „der Kerl ist klüger als wir alle zusammen. Der lacht sich jetzt eins ins rechte Hinterblatt. Ich danke für Backobst und Pfeife auf die 500 Mark von dem verrückten Floh. Weidmannsheil, meine Herren!“ Damit verschwand auch er. Antek und Johann hörten ihn tatsächlich pfeifen und traten beirrt den Nachhauseweg an.

„Habt ihr ihn?“ fragte am nächsten Morgen Herr Flohrke, wie er nun jeden Morgen gefragt hatte. Johann machte runde Augen.

„Zu Befehl, nein, Herr Flohrke. Wir haben bloß seinen Geist gesehen.“ Herr Flohrke freute sich, daß andere das gleiche Pech wie er hatten, und lachte leutselig.

Der Hirsch jedoch hatte ein besseres Gedächtnis. Vielleicht hatte er eine Wut auf die Sachsen im allgemeinen oder nur auf Herrn Flohrke im besonderen; wer kann das wissen? Sicher und durch die Zeitung vom 26. 10. 1924 beglaubigt ist folgendes Ereignis:

Herr Flohrke kam sechs Wochen nach seiner verunglückten Hirschjagd wieder einmal von Dresden herunter ins dunkle Oberschlesien. Anton Schimek chauffierte das gedeckte Auto, und er sowohl als auch sein Herr waren nichtsahnend wie neugeborene Waisenknaben. Die Maschine fraß brav ihre vorschrittsmäßigen Kilometer, der Wald wurde dichter. Da begab sich das Wunderbare, das Umgekehrte. Herr Flohrke im Innern des Wagens betrachtete inbrünstig seinen wappengeschmückten Onyxring, als ein lauter Ruf Anteks ihn aus seinen angenehmen Gedanken riß. Auf der Chaussee, dem Auto entgegen, kam der Hirsch. Er „schritt majestätisch daher“, wie es so schön heißt; er beeilte sich garnicht. Da packte Herrn Flohrke und seinen Chauffeur die abgeklauter Jagdleidenenschaft. „Fahr zu, Antek, fahr zu!“ schrie Herr Flohrke. Antek gab Vollgas; das Auto raste. Der Hirsch blieb mitten auf dem Wege stehen und erwartete das weitere. Antek fühlte schon die 500 Mark in seiner Brusttasche knistern; aber seine Freude hatte zu früh gekräht. Der Hirsch stand nur solange still, bis ihm der Wagen ganz nahe war; dann tat er einen Hochsprung (wie auf dem Wappen) und war auch schon oben auf dem Berdeck. Herr Flohrke schrie wie ein Wahnsinniger; aber das nützte ihm garnichts. Der ungebetene Gast brach durch das Berdeck und

saß plötzlich bei dem Schuhwichseerzeuger en gros. Dieser konnte nur gerade noch schaundernd an die Schuhwichsepyramide denken, ehe er von dem König des Waldes regelrecht aus dem Auto geholt wurde. Zerschunden und mit leicht blutender Stirn fand er sich im Chausseegraben wieder und seufzte erleichtert auf. Gott sei Dank, daß er mit dem gräßlichen Tiere nicht weiter zu fahren brauchtel. Er rappelte sich auf und hinkte mühsam seinem entchwundenen Wagen nach; allzuweit war es nicht mehr weit zur Försterei, Gott sei Dank! Das letztere dachte auch Antek Schimek. Zuerst wäre er vor Schreck beinahe an einen Baum gerannt; dann aber hüpfte ihm das Herz vor Freude. Es war nicht mehr weit zur Försterei, Gott sei Dank! Er fuhr so schnell, daß nicht nur ihm, sondern auch seinem sonderbaren Fahrgast Hören und Sehen verging, und hielt knappe zwei Minuten später vor dem Forsthaufe. Der Förster war der Meinung, sein Herr wäre vorgefahren, und kam schnell heraus. Das sich ihm bietende Bild veranlaßte ihn zuallererst, ein Kreuz zu schlagen.

„Herr Ferschter“, schrie Antek lachend, fix, fix, daß wir ihn kriegen, dann teilen wir die 500 Mark!“ Der Förster raste ins Haus nach der Büchse; der Hirsch aber war auch diesmal klüger. Kaum hielt der Wagen, als er abermals einen eleganten Sprung tat und damit das reizend zugerichtete Gefährt verließ. Der Schuß, den der Förster auf ihn abgab, schlug vier Meter hinter ihm in einen Baum ein. Zuerst flüchtete er in langen Sähen, verlangsamte jedoch bald seinen Schritt und schüttelte kräftig — wen wundert das? — seinen Kopf. Aber nicht aus demselben Grunde wie die Menschen in dieser Geschichte, sondern weil er die Teile des Berdecks loswerden wollte, die sich bei seinem Sprunge aus dem Wagen in seinem Geweih festgeklemmt hatten. Er schüttelte und schüttelte, doch los wurde er sie nicht. Es war ein heiteres Bild, nur nicht gerade für den armen Floh. Der nämlich war langsam hinkend vorwärts gekommen und erblickte jetzt sein kopfschüttelndes Wappentier. In seinem Schrecken kehrte er nicht um und verbarg sich auch nicht hinter einem Baume, sondern gab sich heftig und erfolgreich Mühe, schneller zu laufen. Dummerweise gerade auf den Hirsch zu, was dieser falsch verstand und übernahm. Er senkte sein autoverdeckgeschmücktes Haupt und sing an, den Schuhwichsefabrikanten Theobald Flohrke zu jagen. Der Floh „floh wie ein gehektes Wild“; er spürte keinen Kopfschmerz und hinkte nicht mehr. Er raste vor dem rasenden Hirsch her und erklimmte in seiner Todesangst wahrhaftig eine ziemlich hohe Kiefer.

Der wütende Hirsch blieb kopfschüttelnd noch eine ganze Weile am Fuße des Baumes stehen und wartete, ob Herr Flohrke „von allein“ herunterkäme. Als es ihm zu lange dauerte, bummte er sein Gehörn mit solcher Wucht an den Stamm, daß der arme Floh oben in seinen Grundfesten erzitterte. Der Baum tat auch wirklich dem Hirsch den Gefallen, die Reste des Autoverdecks bei sich zurückzubehalten. Der Hirsch warf sein befreites Haupt in den Nacken, sah den zitternden Herrn Flohrke noch einmal starr an und verschwand auf Nimmerwiedersehen. Was übrigens der unglückliche Schuhwichsefabrikant an groß nach einiger Zeit gleichfalls tat. Er war nicht „von allein“ von der hohen Kiefer heruntergekommen; doch dies-

mal nicht, weil er nicht wollte, sondern weil er nicht konnte: Antek Schimek mußte ihn herunterholen und tat es grinsend. Schon in den Zweigen der lieblich umklammerten Kiefer machte er Schluß mit Oberschlesien, in dem es umgekehrt zugin. Setne sächsischen Freunde hatten recht gehabt: es war furchtbar dort und für einen gemütlichen Sachsen, und sei er noch so helle, unmöglich, dort zu leben. Darum verkaufte er schleunigst den schönen Besitz und verdiente daran ein Erkleckliches; er ließ seinen silbernen Wappenschild abnehmen und drehte für immer dem Lande den Rücken, in dem er zwar keine Wölfe angetroffen hatte, dafür aber von einem rabiaten Hirsch „erjagt“ worden war.

---

## Weg-Gefährten.

Sag, lieber Freund,  
wie kommt es nur,  
daß in Gedanken ich  
so oft bei dir verweile,

daß meine Seele nach dir ruft,  
wenn an mir fremde Menschen  
achtlos vorübereilen?

Mir fehlt dein Blick,  
der Blick des Einen,  
der mich hört,

wenn meine Seele  
im Leben der heiligsten  
Unheiliges zerstört.

Sag, lieber Freund!  
wie kommt es nur,  
daß ich mich manchmal  
vor dir schäme,

wenn deines Blickes gläub'ger Glanz  
auch dann noch wunderbar erstrahlt,  
da ich mich groß und stolz erwähne.

Sag' nicht, mein lieber Freund,  
daß du mit deiner Liebe so  
bist her zu mir gekommen.

Ist's nicht dein Hang zu Gott,  
der gleichen Weg  
wie ich genommen?

Trotzdem . . . . .  
Du weißt wie ich:

Auch wenn zwei Weg-Gefährten mich  
[begleiten,  
wird jeder seinen Rhythmus schreiten.

Johannes Koterba.

# Sohrau O.-G.

Wer sich der Stadt Sohrau von herkommend nähert, sieht über den vielen kleinen, nur ein Stockwerk zu ebener Erde aufweisenden Häusern der Stadt die hohe, auf gotischen Grundrissen aufgesetzte Kirche. Wenn dann der Blick hinabgeleitet auf die Hausreihen, die in kleinstädtischer Gemütlichkeit allesamt mit der Dachseite und nicht der Giebelseite zur Straße stehen, so glaubt man sich in die Zeiten versetzt, wo Gewatter Schuster und Schneider durch ihre Zünfte ein strenges Stadtreglement führten.

Und wirklich sieht die Geschichte dieser Stadt so aus: Ihr Rückgrat war ursprünglich ein solides Wollweber- und Tuchmacherhandwerk. Noch im 18. Jahrhundert zählte Sohrau über 100 Tuchmacher, eine stattliche Zahl. Schon 1361 genossen die Wollweber von Sohrau den besonderen Schutz des Herzogs von Ratibor, und es scheint, als ob sie sogar in der Herzogstadt Ratibor selbst besondere Vorrechte neben den dortigen Tuchmachern gehabt haben. In keiner ober-schlesischen Stadt rechts der Oder mit Ausnahme natürlich von Oppeln, spielt die Tuchmacherei eine so große Rolle als in Sohrau. Dafür zahlten die Sohrauer ihren Herzögen auch besondere Steuern und Abgaben. Eine Stadt aber, die pünktlich ihren Zins darbringt, wurde frühzeitig schon reich begnadet, und so finden wir schon 1306 einen Stadtvogt von Sohrau, das damals also schon eine Stadt mit allen Rechten gewesen sein muß.

In der späteren Zeit und besonders, als Polen und Böhmen (Hussiten) abwechselnd das Land verheerten, hatte die Stadt viel zu leiden, aber die Zünfte sorgten eifrig dafür, daß die Stadt wehrhaft blieb. Eine hohe Mauer umgab sie und nur zwei Tore durchbrachen diesen starken Mauerwall, während

der Kern der Stadt selbst planmäßig den Grundriß der deutschen Kolonialstadt aufwies, nämlich acht quadratisch fortstrebende Straßen an den vier Ecken des Ringes. Erst spät ist die Mauer niedergelegt worden. Suchte die Stadt Verbindung mit den außerhalb derselben liegenden zwei Weilern Zostawa und Kliszczowka.

Als ringsherum die Städte Ratibor, Gletwitz und Rybnik an Einwohnerzahl wuchsen und der Industriebezirk immer mehr Menschen zu ernähren hatte, stellte sich Sohrau von der Tuchmacherei auf den Lebensmittelmarkt um. In der Mitte des 19. Jahrhunderts, als durch die Angliederung des Freistaats Krakau an Oesterreich die Ausführung von Tuchen aus Oberschlesien nicht mehr lohnte, wurde Sohrau Hauptapfelplatz für landwirtschaftliche Erzeugnisse, besonders Butter, Eier und Geflügel. Auch große Schweinemärkte bürgerten sich ein. Diese Umschichtung der Erwerbsverhältnisse von Sohrau ist also erst verhältnismäßig jungen Datums. Die Tuchmachergilde aber bewahrt noch in ihrer Lade die uralten Privilegien und Rechte aus der Zeit, da Oberschlesien eigene Herzöge hatte. Wo Markt, da auch Juden. Deshalb weist Sohrau schon im 18. Jahrhundert eine starke Judenschaft und von jeher eine Synagoge auf.

Durch seine Zugehörigkeit zum Gebiet des Herzogs von Ratibor hat Sohrau immer in der Geschichte in der böhmischen Einfluszone gelegen. Daher meldet die Chronik der Stadt Sohrau von Welzel viele Ereignisse, die in die Geschichte Böhmens gehören. Besonders das Vorhandensein von Urkunden in tschechischer Sprache fällt für diese jetzt zu Polen gehörige Stadt auf, die von allen von Polen in Besitz genommenen am meisten westlich liegt.

---

---

## Italiener in Oberschlesien.

Von Walter Krause.

Die schlesischen Studenten in Italien lernten nicht nur italienische Wissenschaft, sondern auch die dort blühenden Künste kennen. Was Wunder, wenn sie später, in die Heimat zurückgekehrt, Künstler aus dem Süden zur Ausführung von Kirchen- und Schloßbauten, zur Ausmalung und Ausschmückung der Innenräume ins Land riefen. Besonders in der Renaissance- und Barockzeit, also im 17. und 18. Jahrhundert, geschah dies häufig, und es ist noch manches Denkmal dieser Meister erhalten. Bei Falken-

berger und Schedlauer Schloßbauten sind z. B. Italiener beschäftigt gewesen, Kirchenarbeiten führten „welsche Meister“ in Ratibor, Oppeln, Oberglogau, ja selbst in Peiskretscham aus. Daß sich die fremden Künstler teilweise in unseren Städten sogar sesshaft machten, das hat Prof. Dr. Pažak für Oppeln nachgewiesen. Als „welsche Maurer“ lebten hier selbst um 1700 Paolo Signo, Domenico Signo und Martino Pellegrino mit ihren Familien. Ihre Taufen, Hochzeiten und Sterbefälle sind in

Wallfahrtskirche St. Lorenz bei Orzesche, Kr. Rybnik.



Zwischen Bahnhof Moler und Troplowitz (Kreis Leobschütz).



Wallfahrtskirche in Pischow, Kreis Rybnik.

Friedhof und evangelische Kirche in Karlsruhe O. 12



*Sohrau.*

den Dppelner Kirchenbüchern verzeichnet. Bei der Gründung einer Maurer- und Steinmehzinnung in Dppeln waren diese Ausländer maßgebend beteiligt, wie aus dem deutschen Privileg von 1707 hervorgeht. Die Italiener genossen ein solches Ansehen, daß Einheimische sich gern mit italienischen Namen schmückten. Der in der Oberglogauer Gegend häufig tätig gewesene Maler Segantini, der keineswegs unbedeutend war, ist allem Anschein nach ein Schlesier, seinen wirklichen Namen kennen wir jedoch nicht.\*) Ueberhaupt läßt sich in Zweifelsfällen schwer feststellen, welcher Nation dieser oder jener italienische Namensträger zuzurechnen ist, da sich unter den vermeintlichen Italienern auch Slovenen, Kroaten und andere Fremdstämmige befanden.

Die Künstler waren Schrittmacher für die Handelsleute, nur traten letztere noch zahlreicher auf als erstere. Da ist wieder an erster Stelle Dppeln zu nennen. Bibliothekar Fr. Raminsky hat in seinen Forschungen\*\*) neben einheimischen auch zahlreiche italienische Kaufleute um 1700 festgestellt, es sind dies die Galvi, Martini, Pelegrini, Puffimontter und Signi. Ebenso wie die Künstler bei der Gründung der Maurerzinnung eine große Rolle spielten, so haben sich offenbar die fremden Kaufleute um das Dppelner Reichskrämermittel verdient gemacht. So brachten beide hochentwickelte Wirtschafts-Organisationsformen in unser Land, das damals, nach dem großen Kriege, in dieser Beziehung eine Niedergangszeit durchmachte. Wenig später erschienen in Ratibor die Galli, die Bordolo und Toscano. Durch Handel mit Wein und Spezereiwaren wurden sie reich, erwarben Bürgerrecht, bekamen Einfluß und haben durch kirchliche und caritative Stiftungen ihr Andenken verewigt. Die Galli kamen auch nach Gleiwitz, in ihrer Weinhandlung am Ringe hat sich manches Stück Gleiwitzer und oberschlesischer Geschichte abgespielt. Sie, die selbst abltger Abstammung zu sein behaupteten, hatten Verkehr mit den Adels- und Offiziersfamilien der Umgegend, zwei ihrer Töchter wurden von Angehörigen der Larischs und Raczejs geheiratet. So könnte man sie die oberschlesischen Jügger nennen. Auch mit dem berühmten Breslauer Handelshaus Molinari haben sie manche Ähnlichkeit, nur daß ihr Stern frü-

her erlosch als der der Molinari.\*) Ausgestorben sind beide Geschlechter noch nicht. Selbst ein Städtchen wie Tarnowitz hatte seinen welschen Kaufmann. 1690 saß dort Bernharbo Bordolo. Wenn sich auch z. B. in Brünn schon 1604 italienische Handelsleute nachweisen lassen, so scheint es doch festzustellen, daß die meisten erst nach dem dreißigjährigen Kriege hereinkamen. Sie konnten damals mit frischem Kapital Wiederaufbauarbeit in Handel und Wirtschaft leisten. Der Handelsschwerpunkt lag um 1700 kaum noch am Mittelmeer, der Verkehr mit der neuen Welt brach sich mächtig Bahn.

Als Handelsprache hatte das Italienische in ganz Europa Bedeutung, viele Bankausdrücke erinnern heute noch daran. Die Geldgeschäfte selbst scheinen in erster Linie von italienischen Juden ausgeübt worden zu sein. Die Stadt Dppeln zahlte z. B. 1655 Zinsen an einen Juden Moses in Venedig.\*\*\*) Auch politische Korrespondenzsprache war das Italienische, wie Briefe etwa im Dppersdorfer Schloßarchiv zu Oberglogau (die Dppersdorfer waren mehrfach Landeshauptleute oder sonst hohe Beamte) beweisen.

Einen großen Anteil an der italienischen Einwanderung in Schlesien hatte schließlich der Adel. In der kaiserlichen Armee dienten zahlreiche Offiziere aus italienischen Gebieten. Besonders während des dreißigjährigen Krieges fanden sie als treue Katholiken Verwendung im Heeresdienst und lernten da unsere Heimat kennen. Einzelne haben sich später hier angekauft, haben geheiratet oder mögen auch zuweilen für geleistete Dienste mit oberschlesischen Gütern belohnt worden sein. So wurden angesehene Familien\*\*\*\*) wie die Celari, Bernini, Colonna, Brunetti, Cropello, de Ponte, Gianini und viele andere bei uns heimisch, sind allerdings inzwischen meist längst untergegangen. Erst in preussischer Zeit wanderten ein die Zerbont di Sposetti, die Ballestrem, die Castiglione. Den Ballestrem, die von einem in fridericianische Dienste getretenen sardinischen Offizier abstammen, war noch eine bedeutende Rolle in der oberschlesischen Industrie vorbehalten. Ihr Beiname ist in der Castellengo-

\*) Mit den Molinari's ist auch der jetzige Oberpräsident von Oberschlesien Dr. Lufaschek verwandt.

\*\*) Die Gleiwitzer Juden Lichtwitz reisen noch um 1800 zweimal nach Venedig um Seide. D. Red.

\*\*\*) Allerdings befanden sich unter diesen Zuwanderern auch Abenteurer schlimmer Art, wie z. B. der angebliche Kaiserenfel Leon Cropello de Medici, der schließlich in die Familie Kochwitz einheiratete. D. Red.

\*) Sollte dies zutreffen, so könnte man annehmen, daß sein oberschlesischer Name Zygau urpränglich hieß. D. Red.

\*\*) Sonderheft von „Volk und Heimat“, Jahrg. 1926, Aus der Geschichte der Reichskrämerhäuser zu Dppeln.

grube festgehalten. Es sei bemerkt, daß viele dieser Adelsfamilien mit Stolz den germanischen Ursprung ihrer Geschlechter betonen. Tatsächlich ist ja der gotische und langobardische Blutsanteil in Oberitalien bedeutend. Als Bergwerksleute kamen übrigens Italiener, häufig „Baten“ genannt, schon sehr früh nach Schlesien; in den Goldbergwerken um Ziegenhals und Zuckmantel fehlen sie auch nicht.

Die Reihe wäre nicht vollständig, wenn wir nicht der welschen Landstreicher gedenken; in der kleinen Grenzstadt Myslowitz führt man 1699 Klage über ihr Erscheinen. Sie traten dort neben Goralen und deutschen Vagabunden in größerer Zahl auf. „Notwelsch“ heißt bekanntlich die Gaunersprache.

Wir sehen, nicht nur den Deutschen zieht es mächtig ins Land der Zitronen, dem Südländer geht es mit dem Norden ebenso. In der Neuzeit — vor dem Kriege — traten die Italiener als Bahnarbeiter, Figurenhändler, Musikanten, als Eis- und Südfruchthändler und Konditoren bei uns auf. Von den italienischen Besatzungstruppen während der Abstimmungszeit interessierten sich einige Offiziere für die Spuren ihrer früher hier gewesenen Landsleute und forschten diesen nach. Einen gewaltigen Eindruck machte auf sie besonders die Burg Tost, die ja Jahr-

hunderte lang dem aus Rom stammenden Geschlecht der Colonna gehörte. Nach einer römischen Sage sollen die Colonna bis in die Zeit des Kaisers Augustus zurückgehen.

Schließlich hat es im Alerus fast immer auch in unserer Heimat Zuzug aus Italien gegeben. Das brachte das Verhältnis der katholischen Kirche zum italienischen Kirchenstiat mit sich. Diese Spuren zu verfolgen, die bis in das 14. Jahrhundert zurückreichen, wo italienische Priester und Mönche den Peterspfennig von den Gläubigen erheben kamen, wäre ein Kapitel für sich. Denn schließlich blieb ja diese Art Zuzug eine internationale Erscheinung, die nicht nur in Oberschlesien wahrzunehmen war, sondern in fast allen Ländern der katholischen Christenheit.†)

†) Der Verfasser hat einen Bestandteil unserer Industriebevölkerung zu erwähnen vergessen, der seit etwa 1872 in Oberschlesien Fuß gefaßt hat. Es sind dies die auf besonders schwierige Gesteinsarbeiten im Schachtabbau angelegten italienischen Bergwerksarbeiter, deren Nachkommen heute noch in Oberschlesien zu spüren sind. Sie haben sich rasch mit den Oberschlesiern vermischt. Als Gastwirte z. B. aber waren sie noch nach dem Kriege in Beuthen, Kattowitz und Hindenburg wohnhaft. D. Red.

## Im schwarzen Walfisch zu Ascalon.

(Reiseerlebnis aus der Kriegszeit.)

Es ruht sich alles ab. Die Stadt Ascalon ist längst nicht mehr. Sie heißt heute anders. Der Walfisch kommt an den Ufern des gelobten Landes überhaupt nicht vor, und ob der Walfisch von Natur aus überhaupt noch schwarz ist, kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen. Auch das Lied vom „Walfisch zu Ascalon“ hat sich abgemüht, wie überhaupt alle Studentenlieder, weil ja auch das ganze Studentenleben so eine Art Rausch in romantischem Fahrwasser mit Biergeruch war. Heutzutage sieht man richtige Studenten nur noch in „Alt-Heidelberg“. In Heidelberg selbst habe ich keinen einzigen gesehen, dafür um so mehr Studentinnen. Später traf ich mal eine auf der Fahrt von Heidelberg nach Kattowitz.

Es war in einem August des Weltkrieges. Ich hatte ein paar Russen, die nach Böhmen ausreifen wollten, aus dem Glazer Ländchen abzuholen. Sie waren inzwischen ein zweites Mal geflohen, diesmal aber wirklich über die Grenze. Meine Mission, sie abzuholen, war

zu Ende. Am liebsten wäre ich den Russen nach ins Oesterreichische gewandert, so nach altgewohnter Art mit Rucksack und Wanderstab. Aber als Soldat hat man mehr Rücksichten zu nehmen als die Mutter von sechs wohlherzogenen Töchtern. So fuhr ich denn ohne die Russen im sogenannten Bäderzuge von Glatz nach Reife. Den Oberschlesiern dürste er bekannt sein.

Nur einige Stichworte zur Erinnerung. Augusthimmel mit Sonne. Rauchende Pörlinnen. Parfüm, dazu Geschrei von aufgeregten Reiselöwen. Wie es großsprechende Salonlöwen gibt, gibt es auch Reiselöwen. Wallfahrer. Urlauber. Hochofensiedehitze. Dunkel von Menschen. Rink und rechts fliegen die Wälder und Höhen vorbei, als wollten sie die sich drängende Menschheit auslachen. Ueber dem Schnellzug wanderten Wolken. In einer Ecke schmökerte eine Studentin.

Im Gespräch erfuhr ich es erst, daß es eine war. Ihr Fach war Pädagogik, Philo-

sophie und Erdkunde. Als Soldat hat man im Zuge immer die angenehme Pflicht, sich belehren zu lassen. Ich war schon auf eine Lektion aus der Philosophie gefaßt und schwur im Stillen tausend Eide, daß sie mit Descartes anfangen würde. Ich hatte falsch geschworen. Sie warf sich großzügig-weltgewandt auf die Erdkunde.

Um Fremdworte zu vermeiden — wie göttig und menschenfreundlich — wurde mir auseinandergesetzt, daß ihr Lieblingsfach die Erforschung der Erdoberfläche sei. Ich muß ganz kreuzdämlisch in eine Ecke geschickt haben, denn mit einem wehmütig-mitleidigen Lächeln sagte sie ganz mit der Miene einer Märtyrerin: „Dieses Gebiet ist ja so gut wie erforscht, wenigstens mit den schwachen Mitteln unserer Menschheit nur noch stückweise zu ergänzen. Aber als mein Ziel denke ich mir, das Volk aufzuklären über das, was es noch nicht weiß, was ihm so nahe liegt.“

Also ich sollte das erste Opfer ihrer Volksaufklärung werden. Ich hatte ein Gewehr und ein Seitengewehr, etliche scharfe Patronen und durfte mich nicht wehren. Leise versuchte ich zu pfeifen, das Lied vom „Waldfisch zu Ascalon“. Aber der schüchterne Versuch erstickte im Lärm des Schnellzuges.

Die Aufklärung begann.

„Kennen Sie Tarnowitz, junger Mann?“

Der junge Mann nickte aus Verzweiflung.

„Dann werden Sie gewiß noch nicht erfahren haben, daß sich unter Tarnowitz die großartigste Höhle befindet, die Sie sich denken können.“

Der junge Mann fuhr ordentlich auf. Was wußte der denn, wie groß er sich die großartigste Höhle denken konnte. War das nicht ein ganz unphilosophischer Einbruch in seine Phantasie? Aber bis zum Protest kam der junge Mann nicht. Er war Soldat. Und ehe Soldaten wieder aufmucken können, müssen sie erst wieder drei Monate entlassen und vier mal neu gewaschen und gekleidet sein. Also, die Aufklärung ging weiter:

„In einem breiten Stollen, breit wie ein Flußbett, vereinigen sich viele Grubenabwässer zu einem gewaltigen Strome. Viele hundert Meter tief fließt das Wasser durch einen unterirdischen Kanal dahin. Die Strömung ist eine so gewaltige, daß Rähne, mit denen man den unterweltlichen Fluß befahren wollte, an den Felsenwänden zerschlagen würden. Der Luftzug ist so stark, daß offene Fackeln zur Erluchtung der Galerien und Höhlen ausgepustet werden wie sturmflackernde Streichhölzer. Elektrische Lampen aber sind so schwach, daß sie den Kanal nicht von einer Felsenwand zur andern beleuchten können. Und dieser großartige Fluß zieht sich viele Meilen unter der Erde hin, bis er dann nach mehreren kühlen Wasser-

fällen und heftigen Strudeln im Dramatal ans Licht tritt.“

Der also aufgeklärte junge Mann machte ein unbeschreiblich angeregtes Gesicht. Um überhaupt den Faden der prächtig prasselnden Phantasie nicht abreißen zu lassen, fragte er, nein, stammelte mehr ehrfürchtig: „Und gibt es da auch Fische, Vögel und sonst welche Tiere?“

„Ganz gewiß, ganz seltsames Getier lebt in den stilleren Wassern des unterirdischen Flusses und an den mit Algen, Moos und Schlamm belebten Felsengründen. Das eigenartigste aber ist ein scheuer seltener Vogel, der am First der Galerien nistet. Er gleicht am meisten der Gule, hat aber den Ruf eines Papageis und das Federkleid eines Raben.“

Jetzt hatte der junge Mann genug. Das roch denn doch zu sehr nach Jules Verne. Nun Rache. Eine Flucht war nicht möglich. Drum doppelte Rache. Der junge Mann nahm ein Notizbuch vor.

„Zum Dank für die schöne Aufklärung will ich Ihnen, Fräulein, auch etwas erzählen. Es wird für Sie von großem Nutzen sein. Daher möchte ich Sie bitten, Notizen zu machen. Es ist eine alte, uralte Schrift, in denen Aufschluß gegeben wird über die alten Vakterer, die Keilschriften und Ausgrabungen im Lande der Babylonier. Schon mein Vater hat die Schrift als eine Art wissenschaftliches Geheimnis überliefert erhalten von seinem Vater.“

Da war es aus mit der Ruhe der Studentin. Sie brückte dem jungen Mann die Hand, und die ganze Wagenabteilung hörte bald aufmerksam zu, mit Papier und Bleistift in der Hand, als der junge Mann zu diktieren anfing, so wie man am Telephon Namen zu buchstabieren pflegt:

„Issdor, Max, — Stegfried, Casar, Hermann, Wanda, Adam, Richard, Zacharias, Eduard, Nathan, — Wilhelm, Adolf, Ludwig, Franz, Issdor, Stegfried, Casar, Hermann usw.“ Es war das Lied:

Im schwarzen Waldfisch zu Ascalon,  
Da kneipt ein Mann drei Tag,  
Bis daß er steif wie ein Besenstiel  
Am Marmortische lag.“

Das ganze Abteil schrieb im Schweitze des Angesichts mit. Denn ein Bäderzug setzt sich meist aus Intelligenzen zusammen, bis auf Feldgraue, die aufgeklärt werden müssen. Bei der nächsten Strophe:

„Im schwarzen Waldfisch zu Ascalon,  
Da sprach der Wirt: Halt an!  
Der trinkt von meinem Vaktererschnaps  
Mehr, als er zahlen kann! . . .

merkten schon etliche Fahrgäste, was los war, die Studentin aber schrieb weiter, ehernen.

heiligen Forschererst auf der Schweiftriefenden Stirn. So muß ungefähr Dabilo ausgesehen haben, als sie Samson das Haar abschälte. Schon sicherte die ganze Gesellschaft. Denn der junge Mann wählte, um das Lachen der bewußt Lachenden zu verschleiern, ganz ausgefallene Vornamen als: Jfidor, Nebukadnezar, Rapharnaum, Ezechiel, Jfaiaz, Leander, Sokrates, Kacatus, Holofernes, Ramses, Jfchariot, Felizitas, Tohwabobu, — Ataxerxes, Usedom, Elektra, Gottlieb, Eberhard, Leontine, Sieglinde, Thusnela, Eberline, Solde, Nepomuk — usw. usw. Das ergab:

„Im schwarzen Walfisch zu Ascalon,  
Da bracht' der Kellner Schar  
In Keilschrift auf sechs Ziegelstein  
Dem Gast die Rechnung dar.

Im schwarzen Walfisch zu Ascalon,  
Da schlug die Uhr halb vier,  
Da warf der Hausknecht aus Rubierland  
Den Fremdling vor die Tür.

Im schwarzen Walfisch zu Ascalon  
Wird kein Prophet geehrt,  
Und wer vergnügt dort leben will,  
Zahlt bar, was er verzehrt.“

Schluffeffekt. Das ganze Abteil brüllte vor Lachen, trotz Bildung und Keilschriften. Einige Zungen waren gelöst und sangen das Lied vor sich hin. Reife war da. Nun mußte der junge Mann heraus. Seine Abschiedsworte — totornst — waren: „Forschen Sie in dieser Fundgrube der Keilschrift, so viel Sie wollen. Aber lassen Sie nächstens simple Soldaten in Ruhe. Auf Wiedersehen!“

Paul Fuhrmann.

## Insekten- und Kleintierbeobachtungen im Hochsommer.

Von Julius Stephan

Es ist schon recht still geworden in Busch und Au. Manche der gefiederten Sänger schicken sich bereits an, die Heimat zu verlassen, viele befinden sich in der Mauer und sitzen scheu im Dickicht, wenn nicht noch Elternsorgen sie zwingen, unablässig den hungerigen Schnäbeln der zweiten Brut Nahrung zuzutragen. Aber trotzdem ist nicht alles in Feld und Wald verstummt. Die Sänger sind nur abgetreten, um anderen Künstlern, den Instrumental-Musikern, Platz zu machen.

Da krummelt, wimmelt es im Heidegezwige,  
Die Grille dreht geschwind das Beinchen um,  
Streichet an des Laues Kolophonium  
Und spielt so schäferlich die Liebesgeige.  
Ein tüchtiger Hornist, der Käfer, schnurrt,  
Die Mücke schleicht behend die Silberschwin-  
Daß heller der Triangel möge klingen. Igen,  
Diskant und auch Tenor die Fliege surrt,  
Und immer mehrend ihren Gurt,  
Die reiche Kaze um des Leibes Mitten,  
Ist als Bassist die Biene eingeschritten.  
Schwerfällig hockend in der Blüte, rummeln  
Die Kontraviole, die tragen Hummeln.  
So tausendstimmig stieg noch nie ein Chor,  
Wie's musiziert aus grüner Heide, empor.

Die große Annette von Droste-Hülshoff hat Recht. Dort an jenem mit Erikabüschen bewachsenen Abhang und auf der Wiese hier an seinem Fuße haben wir beinahe das ganze Orchester beisammen. Auf dem Boden, an den Halmen und Stengeln, in der Luft fiedelt, zirpt, schnarrt und brummt es in allen

Donarten, und wenn wir näher herantreten, können wir die fleißigsten Mitglieder der Kapelle, die Grillen und Heuschrecken, beim Musizieren beobachten. Mit breitgestellten Beinen, nach unten gebeugtem Vorderkörper und gehobenen Flügeln steht die Feldgrille (das „kleine Hoppepferd“) vor dem Eingang ihrer kleinen Erdwohnung und fiedelt die lustigsten Weisen. Sie hat auf der Rückseite der Flügeldecken eine Ader, die mit über hundert feinen Querleisten oder Zähnchen besetzt ist. Diese sogenannte Schrilleder wird mit großer Schnelligkeit quer über eine vorspringende glatte Ader auf der Oberseite des anderen Flügels gerieben und erzeugt so den lauten schrillenden Ton. Mit demselben Instrument wie die Feldgrille ist ihre Base, das Hausgrillchen oder Heimchen, ausgestattet. (Man braucht noch nicht die Phantasie eines Dickens zu besitzen, um das Konzert, das an ruhigen Sommer- und Herbstabenden in alten Häusern von der warmen Herdwand erkönt, gemächlich zu finden.)

Die Heuschrecken (die „großen Hoppepferdel“) geigen auf andere Weise. Sie tragen auf der Innenseite der hinteren Oberschenkel eine hervorragende Leiste, die (unter dem Mikroskop gesehen) etwa neunzig äußerst zierliche Zähnchen aufweist, welche wie feine Lanzenspitzen aus der Haut hervorragen. Damit streichen sie an den Längsädern der Flügeldecken, die durch die rasche Reibung in schwirrende Bewegung gesetzt werden und dadurch schrillende Töne hervorrufen. Diese Töne sind bei den ein-

zeln Musikanten übrigens nicht von derselben Höhe und Stärke, im Gegenteil, sie geigen alle verschieden, und zwar haben die größeren von ihnen einen tieferen Ton als die kleineren.

Wie das Vogelmännchen durch seinen Gesang das Weibchen herbeiruft, es unterhält und vergnügt, so dienen die Töne auch bei den Insekten diesem Zwecke, und wie bei den gefiederten Künstlern das Weibchen nicht sangeskundig ist, so sind auch die Insektenfrauen gewöhnlich stumm. Stumm, aber nicht taub! Sonst könnten sie ja den Gesang ihres Verehrers nicht vernehmen. Wer aber die „Ohren“ dieser Tiere am Kopfe suchen wollte, würde sich vergebliche Mühe machen; denn dort sitzen sie nicht, wohl aber, wenigstens bei den Grillen und Laubheuschrecken, in den Schienen der Vorderbeine. Diese Teile zeigen eine Art Trommelfell, ferner Paukenhöhlen, Spannmuskeln, hoch entwickelte Nervenenden, die ganz verschieden auf Gehörsorgane schließen lassen. Neuerdings wird zwar von mancher Seite bestritten, daß diese Deutung die richtige sei, gewiß ist jedenfalls, daß jene Insekten besondere schallwahrnehmende Apparate haben müssen; denn sonst hätte, wie gesagt, die ganze Weigerung der Männchen keinen Sinn.

Der Satz von den stummen Weibern gilt überdies nicht von allen Heuschreckenarten. Keine Regel ohne Ausnahme! Wir kommen eben an einem steinigem, von der Sonne durchglühtem Hügel vorüber, als ein prächtig stahlblau glänzendes Insekt aufschwirrt, seine dunkelroten Flügel entfaltet und mit schnarrendem Geräusch in kurzem Bogen davonfliegt. Eine seltsame Erscheinung! Und das soll eine Heuschrecke sein? Man traut seinen Augen kaum, aber es ist wirklich so: es ist die im August im Hügel- und Berglande gar nicht seltene rote Klapperheuschrecke. Dieses Tier, dessen Gehörsorgan im ersten Hinterleibsringe sitzt, hat ein Weibchen, das zuzeiten ein schwaches Gezirp hören läßt. Den lauten Flugton der Männchen deutet man als eine Art Schreckmittel, das, im Verein mit dem urplötzlichen Ausbreiten und Ausleuchten der grell gefärbten Hinterflügel, einen etwaigen Feind verblüffen soll.

Auf den Wiesen und Feldrainen stehen eine Menge Disteln und Dolden, die der Sense entgangen oder die schon wieder nachgewachsen sind. Hier sowohl als auch an den roten Kleebüscheln sehen wir Hunderte und Aberhunderte von Hummeln, lauter frische Exemplare, und zwar in allen drei Geschlechtern. Besonders für die kleinen lebhaft gefärbten Männchen heißt es, die sonnigen Tage wahrzunehmen; denn bald hat ihr letztes Stündlein geschlagen, und für die

großen Hummelmütter kommt bald die lange Feierzeit.

Im Schatten einer alten Linde wollen wir ein wenig verschaukeln. In der rissigen Rinde sucht sich ein Weberknecht zu verbergen, was ihm allerdings nur mit seinem verhältnismäßig kleinen linsenförmigen Körper gelingt. Die acht abenteuerlich langen dünnen Beine streckt er wie Radspeichen von sich. Das Tier, das sich aufs Netzweben nicht versteht, aber dennoch nächtlicherweile unter den Fliegen, Baumwanzen und anderem Ungeziefer mächtig aufräumt, ist eigentlich garnicht so widerwärtig wie seine haarigen Schwestern. Es kommt mir immer vor wie ein alter hagerer, schon recht wunderlicher Hagestolz, der in seiner Weltförmigkeit sich ängstlich in seiner Klause versteckt. Und wunderbarlich ist dieser Bursche tatsächlich. Sieh nur diese komische Figur, wenn ich ihn mit der Spitze des Spazierstocks leise berühre! Wie er rasch, gespensterhaft, mit langen Schritten auf den Spitzen der hochgezogenen Pedale davonrennt. Weshalb er „Schneider“ heißt, ist ohne weiteres klar: die fehlenden Waden und die dürftigen Schenkel sagen genug. Die Bezeichnung „Weberknecht“ fannst du vielleicht aber nicht deuten; das wissen auch die Allerwenigsten, aus dem einfachen Grunde, weil die meisten einen Webstuhl älterer Konstruktion nicht in Tätigkeit gesehen haben. Verliert nämlich unser Spinnerich aus irgend einer Veranlassung eines seiner haardünnen Gliedmaßen (Kinder leisten sich zuweilen die infame Spielerei, ihm eines auszureißen), so bewegt sich das abgetrennte Bein noch geraume Zeit zuckend hin und her, ähnlich wie die Beine eines Webers, der an einem alten Webstuhl mit Fußbetrieb arbeitet.

Durch unser Nähertreten an den Stamm haben wir einen großen Schmetterling aufgeschreckt, ein Ordensband, das in hurtigem, seltsam taumelnden Zickzackflug dahinschwirrt, sich aber bald beruhigt wieder niederläßt. Es setzt sich an die graue Mauer des Hauses und nimmt die charakteristische Schlafstellung der Nachfalter ein: die rindengrauen Vorderflügel werden zu einem Dache zusammengelegt und so über die prachtvoll rot und schwarzen Hinterflügel gezogen, daß von diesen nichts zu sehen ist. Wärest du nicht zufällig Zeuge des Anfliegens gewesen, hätte ich hundert gegen eins gewettet, daß du das Tier an der verwitterten Mauer nicht entdecken würdest. So vollendet ist seine Schutzfärbung oder die Uebereinstimmung des Kleides mit der Unterlage hinsichtlich der Farbe. Das auffallende Rot, das die Hinterflügel tragen und nur im Fluge zur Geltung kommt, deutet man als Schreckfärbung.

Der Wald nimmt uns auf. Gleich am Eingange bemerken wir an den Zweigen eines etwa zwanzigjährigen Nadelholzbestandes zentimetergroße Insekten mit vier Glasflügeln; sie sitzen träge und schwerfällig da, einige laufen langsam hin und her, sodas man sie mit der Hand ergreifen kann, andere schwirren lebhaft im Sonnenschein. Die Tierchen sind in Färbung und Größe verschieden: manche blaß lebergelb mit rotbraunen gezähnten Fühlern, manche (und zwar die kleineren) glänzend schwarz mit roten Beinen und sehr stark gekämmten Fühlhörnern. Die ersteren sind die Weibchen, die letzteren die Männchen der rotgelben Kiefernblattwespe. Diese Insekten erscheinen alljährlich zweimal, im Frühling und im Hochsommer. Die Weibchen besitzen einen sägeförmigen Begebohrer, mit dem sie die Nadeln der Kiefern und Fichten der Länge nach aufschlitzen und mit Eiern belegen. Die jungen Larvchen leben in ganzen Familien von 50 bis 80 Stück zusammen und skelettierten die Nadeln; erst später erkaltet die Geschwisterliebe, und sie zerstreuen sich. Sie tragen ein schmutzgrünes Kleid, das mittags viel heller aussieht als morgens, eine Eigentümlichkeit, die darauf zurückzuführen ist, daß das Sonnenlicht bei gewissen Tieren das Pigment der Haut verändert.

Noch in anderer Hinsicht sind diese Insekten interessant. Sie befallen nämlich gewöhnlich nur kränkeltnde Bäume, gesunde nur, wenn jene nicht zu haben oder wenn die Larven in sehr großen Mengen vorhanden sind. Dies kommt in heißen trockenen Sommern öfters vor; zahllose jüngere Fichten und Kiefern werden dann durch den Fraß in elende, dürre Besenreiser verwandelt. Merkwürdigerweise greifen die Larven zunächst nur ältere (meist vierjährige) Nadeln an, erst in Ermangelung solcher machen sie sich auch an die jüngeren. Die Verpuppung der Sommertiere vollzieht sich in den Baumkronen zwischen Nadelbüscheln oder an Zweigen, die Larven der zweiten Brut dagegen begeben sich im Herbst an den Erdboden unter die Streudecke, überwintern hier in einem lederartigen Kokon und verwandeln sich erst im nächsten Frühjahr.

In Form und Färbung haben die Blattwespenlarven große Ähnlichkeit mit Schmetterlingsraupen, werden gewöhnlich auch für solche gehalten; sie heißen denn auch *Alftraupen*. Durch die Zahl der Füße unterscheiden sie sich aber sofort. Brustfüße haben sie zwar auch nur sechs, Bauchfüße aber viel mehr (12—16). Auch ihr Benehmen ist anders, als das der echten Raupen; sie rollen das Hinterleibsende schneckenförmig ein oder strecken es S-förmig nach oben. Hätte ich diese

Unterschiede schon als ganz junger angehender Sammler gewußt, so wäre ich jedenfalls vor einer bitteren Enttäuschung bewahrt geblieben. Du erinnerst dich doch an die Unmenge grügelber „Raupen“, die im Mai die Stachelbeersträucher so greulich entblättern. Als Junge trug ich wohl Duzende dieser Tiere frohlockend ein, fütterte sie, sah mit großem Behagen, wie sie sich verpuppten und harte dann ungeduldig der ausschlüpfenden Schmetterlinge. Mein Erstaunen war schmerzlich, als ich eines schönen Morgens statt der erwarteten bunten Niblinge lauter Wespen im Puppenkasten vorfand, vor denen ich mich mächtig fürchtete; denn ich wußte damals noch nicht, daß die Sorte nicht sticht.

Wir kommen an einem Holzstoß vorbei. Zwischen zwei Knüppeln versteckt sich ein sehr stattlicher (wohl 40 Millimeter langer) schwarz-gelb-roter Hautflügler mit mächtigem Stachel. Das ist auch eine Wespenart, und zwar ein Weibchen der Riesenholzwespe. Das Insekt ruht am Tage und schwärmt kurz nach Sonnenuntergang umher. Sein schwerfälliger Flug ist von starkem dumpfen Summen begleitet. Beim Laufen zittert es unaufhörlich mit Flügeln und Fühlern.

Die Holzwespen legen etwa zehn Eier in frische oder gefällte Bäume, bisweilen auch schon in bearbeitetes Holz. Sie bohren mit großer Schnelligkeit ein Loch, senken ein Ei hinein und wiederholen dies so oft, bis die Brut untergebracht ist. Die augenlosen, walzenförmigen Larven fressen im Holzkörper runde geschlängelte Gänge und brauchen bis zu ihrer vollständigen Entwicklung zwei Jahre und länger. Gewöhnlich arbeiten sie in solchen Stämmen, die von Rüssel- und Borstenkäfern befallen sind und unterstützen deren verderbliches Treiben in hohem Grade. Spechte und etnige mit langen Bohrern ausgestattete Schlupfwespenarten wissen diese schädlichen „Würmer“ gottlob zu finden. Gar nicht selten kommt es vor, daß sich die ausgebildeten Wespen erst aus dem Holz von Zimmermöbeln herausbohren; ihre Mundwerkzeuge sind so unglaublich kräftig, daß sie sich durch Zinkbeschläge (z. B. an Dächern) hindurchzufressen vermögen.

— Du schnupperst mit dem Näschen — ja, hier riecht's nach Pilzen. Nicht lange, und wir haben eine ganze Anzahl von Pfifferlingen besammelt. Aber, o weh, die meisten sind madig! Das ist ärgerlich, sagst du, aber meinst du denn, daß der liebe Herrgott die Pilze nur unseretwegen wachsen läßt? Die größere und kleinere Tierwelt des Waldes will auch etwas davon haben, manche Insekten sind direkt darauf angewiesen. Da sind zu-

nächst die Pilzfliegen, die als kleine Larven das leckere üppige Fleisch durchwühlen, dann die Pilzmücken, deren Gedeth und Verberb vom Geraten der Schwämme abhängt.

Unter den Käfern und ihren Larven gibt es eine lange Reihe von Pilzverehrern; manche leben mit Vorliebe in harten Baumschwämmen. Die schwarzen glänzenden Kahnkäferchen laufen hurtig davon, wenn man einen Pilz zerschneidet. Die winzigen Knäuelkäfer kugeln sich zusammen und rollen uns zwischen den Fingern auf die Erde. Diese Tierchen sind durch die ungleichmäßige (asymmetrische) Körperbildung auffallend; bei einzelnen Arten ist der linke Kiefer verlängert oder durch den Besitz eines Dornes ausgezeichnet.

Andere Sorten haben es auf den Bovist abgesehen, so der scharlachrote, mit zwei Beilchenflecken geschmückte Keimkäfer, der hübsche, etwa 4 mm lange Kreuzkäfer und der seltsame schwarze Bovistling, der in solchen Pilzen auch überwintert. Eine ihm nahestehende Art, die sich auch im Mulm alter Holzstücke findet, hat einen eigentümlichen Knoblauchsdust. Andere Vertreter dieser Sippe trifft man in Kellern an schimmeligem Holze, an alten Bier- und Weinfässern, an pflanzlichen und tierischen Resten. An verwesenden Pilzen allerlei Art findet man einen Verwandten unseres großen blau-schwarzen Koflkäfers; oft laben sich ganze Gesellschaften an dieser Kost.

Noch eine andere Insektengruppe, die der Wanzen, sollen wir heut kennenlernen, und

zwar bald in zwei Arten. Die erste, ein mehr als zentimeterlanges gelbbraunes Scheufälchen mit roten Beinen und Fühlern, kriecht gerade an einem Birkenstamm empor und lauert auf Raupen, die sie aussaugen will. Es ist die rotbeinige Baumwanze, die allenthalben häufig ist. Die Bekanntschaft mit der zweiten Art erfolgt nicht ganz freiwillig. Auf einer mit Himbeergesträuch bestandenen Pflanzung machen wir etwas Rast, um uns an den köstlichen roten Früchten zu erfrischen. „Plut, Teufel!“ rufft du plötzlich und besörderst die eben in den Mund gesteckte Beere wieder heraus. Das schmeckt ja abscheulich, weichlich-widerlich! Da ist dir aus Versehen ein kleines Exemplar der Beerenwanze zwischen die Zähne geraten. Ihr Geschmack ist freilich nicht gerade angenehm, ihr Duft noch weniger. Die Angehörigen des Wanzengeschlechts haben ja alle, wie wir von unserer reizenden Hausgenossin, der Bettwanze, wissen, ein scheußliches „Parfüm“.

Nicht ganz so ekelhaft wie die Beerenwanzen sind die kleineren gelblichen Maden, die du häufig in Himbeeren siehst oder, falls du nicht näher hinschaust, mitverzehrst. Das sind die Larven des Himbeerkäfers, eines in der Färbung recht veränderlichen, nur 4 mm langen Bürschchens, das sich den ganzen Sommer auf allerlei Blüten umhertreibt und sich in Gärten zuweilen sehr unangenehm bemerkbar macht.

Wenn du Himbeer-Marmelade aufs Brot streichst, mußt du an dieses kleine Insektenzeug nicht denken, sonst könnte dir der Appetit vergehen!

---

## Der Mann am Wege.

Eine unaufgeklärte Geschichte.

Am 5. Juni 1865 war der 70. Geburtstag eines bekannten Herrn in Mischanna bei Loslan, und meine Eltern waren mit uns Kindern und zwei anderen Familien an diesem Tage in zwei Wagen hinausgefahren. Die Geburtstagsfeier dehnte sich etwas länger aus, und es war wohl 1 Uhr nachts, als die Rückfahrt angetreten wurde, und zwar bei Mondschein, aber bei bewölkttem Himmel. Als wir in die Nähe des Galgenberges kamen, bemerkte mein Vater und ein anderer Herr einen großen Mann mit dunklem, spitzem Hute und grauem Mantel, der nach unten zu heller wurde. Er hielt in einiger Entfernung abseits des Weges gleichen Schritt mit dem Wagen, obwohl das Gelände dort recht hügelig ist. Auch die Damen sahen die Gestalt. Die Herren trieben die Pferde an,

aber auch da lief der Mann in gleicher Schnelligkeit mit. Auf Anrufe unserer Herren gab er keine Antwort. Einer derselben wagte nicht, allein auf den Menschen loszugehen, und der andere mußte bei den Pferden bleiben, weil er keinen Kutscher mithatte. Einmal soll das Gespenst, so nannten wir es immer, unserem offenen Wagen so nahe gekommen sein, daß eine der Damen rief: „Die Schirme aufmachen“, und mein Onkel, der auch darin saß, seinen Dolch zog. Ich selbst habe es nicht gesehen, da ich mich in meiner kindlichen Furcht im Wagen versteckt hatte. Dem Galgenberge gegenüber ist dicht an der Straße ein Holzkreuz, an dem sich mehrere Wege kreuzen. Auf einem dieser Wege ist die Gestalt dann bis an das Kreuz herangekommen, auf einem anderen wieder zurückgegan-

gen und hat dann den Wagen noch weiter in einiger Entfernung begleitet bis dahin, wo die Straße — es ist der frühere Fahrweg nach Wilchwa und Jastrzemb — sich senkt. Dann wurde sie noch auf der Höhe stehend bemerkt, als wir zur Stadt herunterfahren.

Ob das eine Lusterscheinung war oder was es sonst gewesen ist, konnte nie festgestellt werden. Meine Eltern glaubten durchaus nicht an Gespenster, konnten die Sache aber nie aufklären. Mein Vater ging am nächsten Morgen mit einem anderen Herrn auf die Felder, auf denen die Gestalt gesehen worden war — es wurde an einen Schmuggler gedacht, da die Grenze nicht so weit entfernt ist — allein es war nirgends irgend eine Fußspur zu entdecken. Absichtlich sind meine Eltern noch später zu derselben Nachtstunde, bei ähnlicher Beleuchtung denselben Weg gefahren, haben aber nie mehr etwas gesehen. Und so ist die Sache unaufgeklärt geblieben. (Nach M. W a n k e mitgeteilt v. G. H y c k e l.)

Anmerkung der Redaktion: Wir geben dieser nach allen Regeln der Vorsicht von unserem Gewährsmann G. Hyckel wiedergegebenen Erzählung gern Raum, nicht weil wir dazu Stellung nehmen wollen, ob derjenige, dem sie passiert ist, sich geirrt hat oder nicht, sondern lediglich deshalb, weil ähnliche Erscheinungen aus den verschiedensten Gründen von alten Leuten häufig erzählt werden. Die Ähnlichkeit ist darauf zurückzuführen, daß viel Sagenhaftes hier mitklingt. Wir erinnern nur an die vielen Gewährsmänner, die mit eigenen Augen den unterirdischen Gang in Dppeln, Cosel, Rybnik usw. gesehen haben bzw. in ihm gewesen sein wollen. Hier wieder liegen uralte Sageninhalte zu Grunde, die von soliden, durchaus nicht etwa leichtgläubigen, aber erlebniskräftigen und phantasiebegabten Leuten erlebt und dann wahrheitsgetreu wiedererzählt werden.

## Rösselsprung.

ne	das	soll	ta-	sanft	ge-	le-
so	des	schein	sturm-	dein	ges	durch-
läßt	son-	nach-		tend	bens-	braus
löft	st-	leuch-		haus	glu-	tampf
ter	gen	von	nimmt	sein	und	en-
bends	dir	still	lig-	klärt	und	tet
klir-	leg-	strahl	des	der	de	dich
der	a-	ver-	ver-	je-	von	qual

Wie das „Rössel“ auf dem Schachbrett springt, so bringt die verbindende Linie Sinn in das Chaos dieser nebeneinander gestellten Silben. Der Anfang des Verses ist durch großen Anfangsbuchstaben gekennzeichnet.

(E l s e R o s t a l s k i.)

# Myslowitz.

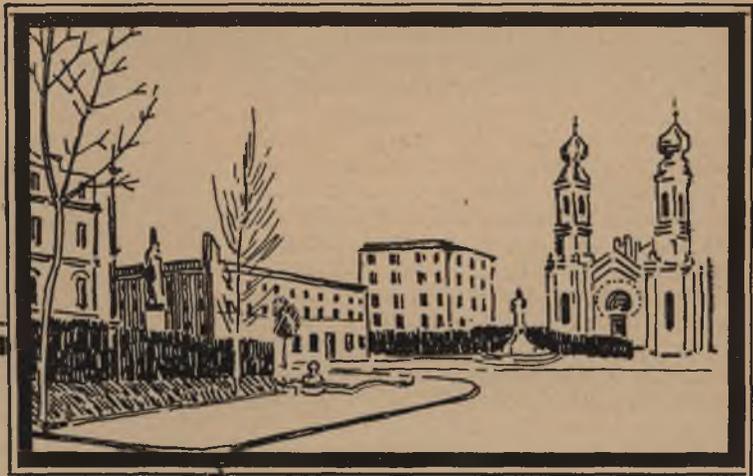
Myslowitz, die Stadt der Episoden, so könnte man diese kleinste der obererschlesischen Industriestädte bezeichnen. Schon vor dem Weltkrieg war ihre Lage allein eine einzige dauernde Episode in der Geographie: Dreikaiserreichs-Ecke. Wer kennt nicht noch jene bunten, mit den Landesfarben dreier Kaiserreiche und mit ihren in Gold geprägten Wappen geschmückten Ansichtspostkarten, die man schrieb, wenn man einmal die beliebtesten Ausflugslokale von Słupna bei Myslowitz besuchte? Meistens hörte man da von den Grenzbewohnern Grenzwiszenfälle und Zollepisoden erzählen, die sich häufig unter Mitwirkung der zum russischen Grenzland gehörigen Kosacken ereigneten. Einmal erschloß ein Grenzkosack einen flüchtigen Deserteur oder Menschenhändler, der die grüne (trockene) Grenze übertrat. Ein andermal wurde ein harmloser deutscher Spaziergänger, der dem Grenzposten zu nahe kam, von diesem gezwungen, russisches Gebiet zu übertreten, um dann verhaftet werden zu können. So gab es um Myslowitz herum dauernd Grenzepisoden.

Das war schon in der Geschichte des Beuthener Landes, an das Myslowitz unmittelbar angrenzte, so, und schon im 16. Jahrhundert, als Myslowitz noch ein unbedeutender Ort war, hatte er unter dauernden Ueberfällen zu leiden. Den Vorzug der Mauerbefestigung wie andere Städte hatte Myslowitz nicht. Dazu war es wohl zu klein und unansehnlich. Unmittelbar vor dem westlichen Ausgang der Stadt lag die Besitzung des Gutsherrn von Myslowitz, noch heute unter dem Namen Schloßgarten bekannt. In dessen Nähe befindet sich auch eine interessante sechseckige Kapelle, wie man sie sonst selten in Oberschlesien antrifft.

Erst in der neuesten Zeit wuchs die Stadt über ihr einstiges Schein-Dasein empor, wahrscheinlich getragen von dem Grenzverkehr, der sich in der ersten Zeit der Preussischen Herrschaft nach 1742 südlich des Beuthener Landes in der Richtung nach Krakau, Pielsche, Wendzin entwickelte. Nun folgte Episode auf Episode. Die sonst bei kleinen obererschlesischen Städten üblichen Feuerbrünste übergehen wir allerdings. Sie mögen freilich bei Myslowitz besonders häufig gewesen sein, stelen ihnen leider auch die interessanten laubenartigen Holzhäuser am Ring zum Opfer, die man nach alten Bildern von Myslowitz noch im 19. Jahrhundert feststellt hat. 1807 wird Myslowitz von polnischen Insurgenten geplündert. Darauf folgt

in seinen Mauern ein Gefecht zwischen Polen und Preußen. Im Schloß Słupna bei Myslowitz residierte damals ein polnischer Adliger, Fürst von Sulkowski. Zwar gehörte ihm die Stadt Myslowitz nicht, vielmehr zählte sie zu der Herrschaft des Fürsten von Anhalt-Plöß. Es mag sich aber manches Ereignis dieses Fürstenhauses, dessen Ende der Gegenstand einer ganzen Reihe von Romanen aus der Mitte des 19. Jahrhunderts gewesen ist, in Myslowitz abgespielt haben. Bald wanderten die letzten Sprößlinge dieses Geschlechts nach Amerika aus, bald kehrte einer von ihnen mit einer schönen Kreolin an der Seite nach der Heimat zurück, bald erschütterte die Ermordung der Fürstin-Mutter durch ihren Sohn die Gemüter, bald hatten andere polnische Adlige in den Aufstandszeiten des nahen Kongresspolens in Myslowitz ihre geheimen Zusammenkünfte. Oft wurde bei Myslowitz die Grenze dicht abgesperrt, sei es, daß das aufgebotene Militär vor Vieh- oder Menschenseuchen schützen sollte, sei es, daß wieder einmal gegen das russische Reich die Fahne des Aufstands von den Polen aufgerollt war.

Aber auch friedliche Episoden zogen an der Stadt vorüber. Von der schönsten derselben soll dann noch am Schluß die Rede sein, von der Blütezeit der besten obererschlesischen Kunstglashütte in Wessolla bei Myslowitz. Auch ein heiterer Zwischenfall sei hier erwähnt, damals, als ein geriebener Schwindler, der vorgab, Silber machen zu können, mehrere reiche Bürger von Myslowitz dazu verleitete, ein großes Fabrikgebäude aufzurichten. Unstreitig die wichtigste Episode des vorigen Jahrhunderts war die Vollenendung der Eisenbahn Breslau—Myslowitz mit dem Anschluß nach Krakau. Seitdem hat unsere Stadt an Bedeutung als Grenzstation immer mehr zugenommen, bis sie im Kriege, nachdem ihr Bahnhof unter sehr großen Kosten vergrößert worden war, einmal sogar direkt in der Gefechtslinie lag. Damals als vom Bahnhof Myslowitz aus im November 1914 der österreichische Landsturm direkt in der Richtung Wolbrom und Pillica eingesetzt wurde. Vor dem Kriege spielte auch der interessanteste obererschlesische Prozeß auf Myslowitzer Boden sich ab, der sog. Mädchenhändlerprozeß, der sich um die Auswandereragenten Lubelski und Genossen drehte, in den auch viele Einheimische verwickelt waren. Weinähe ist Gras darüber gewachsen. Größere Episoden der Nachkriegszeit haben die Ereignisse aus der Zeit vor dem Kriege abgelöst.



Wyslowitz



Die wenigsten werden aber wissen, daß in einer Zeit, wo Myslowitz noch ein hoffnungslos dunkler Punkt in Oberschlesien war, von weit und breit Gäste hinzureisten, um eine Sehenswürdigkeit zu besichtigen, die etwa um 1760 schon im Entstehen begriffen war, die später vom Zinkerfinder Johannes Ruberg geleitete berühmte Glashütte von Wessolla, in der Nähe der heutigen Fürstengrube gelegen. Man kann annehmen, daß der Besitzer dieser Hütte, der Pleßer Herzog von Anhalt, alle seine Gäste nach Wessolla begleitete, um ihnen zu zeigen, welche Wunderwerke der Glasbläferkunst hier entstanden. Aber auch Friedrich der Große hatte sein Augenmerk darauf gerichtet, und auch sein Nachfolger ließ im August 1789 die Gegend durch einen Fachmann, den Glasverleger Schmidt aus Warmbrunn bereisen, der nach seinem Besuch der Hütte in Wessolla berichtet, daß er dort den Glasmacher Rohrbach, einen Bruder des R. aus Friedrichsgrund, kennengelernt habe. Bezeichnend für den günstigen Stand der Hütte ist das Urteil von Schmidt: Die Produktion des feinen Glases auf Steinkohlenfeuerung bewähre sich hier sehr gut, nur der Abtransport verteuere die Ware. Die Fabrikate seien einzig in ihrer Art und sehr fein. Sie seien mit das Beste, was in der Monarchie hergestellt wurde. Einen Ruberg erwähnt Schmidt an keiner Stelle. Nur von Rohrbach ist die Rede. Nun werden wir später noch auf einen Widerspruch stoßen, der sich aus dem Bericht des Schmidt im Gegensatz zu dem, was die Rohrbach selbst sagen, ergibt.

Angemein interessant und fast modern klingend ist nun ein Vorschlag, den Schmidt dem Provinzialminister von Hoym unterbreitet. Dieser Vorschlag geht aus von der Technik der Kohlenfeuerung. Denn er will alle schlesischen Glashütten in der Gegend von Schweidnitz (wahrscheinlich Waldburger Bergland) vereinigt wissen. Von dort aus soll man das auf Steinkohle fabrizierte, verfeinerte Glas versenden. Wegen der nötigen Vorbereitungen bittet er sich 1000 Taler als Vorschuß aus und, das ist für uns wichtig, nicht Ruberg als Gehilfen, sondern Rohrbach. Wie weit die Sache damals schon war, erfieht man daraus, daß v. Hoym die Genehmigung zur Auszahlung schon gegeben hatte. Er verfügte aber des weiteren, daß Rohrbach nur mit Einverständnis des Fürsten den Auftrag, mit Schmidt zu reifen, übernehmen dürfe, und zwar in der Zeit, wo die Hütte in Wessolla stillliege, damit es keine Schikanen gebe. Ein anderes Aktenstück, die Glasindustrie betreffend, berichtet auf Blatt 359, ohne Datum, über die Einrichtung von Glas-Streck-Ofen auf Kohlenfeuerung folgendes (Berichterstat-

ter Mallich): „Man könnte den Bau der Ofen zweckmäßiger und brauchbarer in der Art anlegen: Wenn der Spielraum der Kohlenflammen unterhalb des sogenannten Streckzügels mittels angebrachter, bloß den eigentlichen mittleren Streckplatz umlaufen- den, 6 Zoll weiten Züge oder Füchse einnehme und folglich weder das Innere des Ofens noch die sich vonsammen (!) gebende, glühende Glaswalze berühre und verderbe, muß in diesem Falle in dem einen Ende oder auf der Seite des Ofens ein schornsteinartiger Dampfabzug angebracht werden.“ Vorher berichtet er, daß die Glasmasse etwa vier Stunden über dem Steinkohlenfeuer geschürt und dann nach einer Pause von zwei Stunden nochmals auf denselben Hitzegrad gebracht werden müsse, damit das Glas (Tafel) rein sei. Spiegelglas, das geschliffen sei, kann ohne weiteres auf Steinkohle fabriziert werden, weil ja die an der Oberfläche haftenden Unreinigkeiten des Staubes abgeschliffen würden.

Nachdem wir einen kleinen Einblick in die damalige Technik gewonnen haben, hören wir mit Erstaunen, was die Gebrüder Karl und Christoph Rohrbach am 8. 11. 1796 wahrheitsgemäß zu Protokoll gaben. Es war dies die Zeit, wo von Hoym die Anlage von Glashütten auf Kohlenfeuerung auch in der Grafschaft betrieb. Hierzu mußten sich die Rohrbachs äußern. Denn neue Konkurrenz brachte neue Schwierigkeiten. Sie erklärten nun, daß sie gegen die Errichtung von Glashütten auf Kohlenfeuerung in der Grafschaft nichts einzuwenden hätten. Sie selbst seien dazu außerstande. 1. seien sie mit der Arbeit überlastet, 2. hätten sie keine Kenntnis des Betriebes, und die Kohle sei hier zu Lande zu schlecht, schlechter als die aus England. Welcher Rohrbach war es nun, der vor einigen Jahren in Wessolla als Spezialist für Kohlenfeuerung galt? Es ist nicht anzunehmen, daß die beiden Rohrbachs etwas Falsches zu Protokoll gegeben haben.

Nun zurück zu Ruberg. Seine Schriftzüge erscheinen erstmalig in den Akten am 19. 10. 1783, datiert aus Wessolla. Wir erfahren, daß sich v. Hoym über eine schlechte Lieferung, die auf dem Wege über den Faktor Wolff in Ratibor nach Breslau kam, beklagte. Die Glas-„Kastel“ seien unrein und hätten Blasen. Auch hier wieder ein Widerspruch zu dem, was Schmidt sagte. In seiner Entschuldigung erklärt Ruberg die Verzögerung der Lieferung mit schlechten Wasserverhältnissen. Die Schiffe konnten eben nicht fahren, somit es auch heute noch der Fall ist. Sonst hat man den Eindruck, daß Ruberg mit dem jüdischen Expediteur aus Ratibor auf Kriegsfuß stand.

Noch eine andere Notiz bei den Akten muß hier erwähnt werden, die auf die damaligen Glasmacher ein interessantes Schlaglicht wirft. Als der oben genannte Malisch von der Breslauer Regierung aufgefordert wird, einen tüchtigen Glasmeister nach Breslau zu senden, schickt er nicht etwa den in Frage stehenden Ruberg oder die später noch zu nennenden Hilgert oder Bahn, sondern einen gewissen Franz Scher oder Schiez. „Die andern seien meist Trunkenbolde“. (Rybnik, den 16. 12. 1801.)

Ferner: Ein Grabstein auf dem Friedhof zu Lendzin, südlich von Wessolla, nennt als Glashüttenfaktor und ersten Zinkfabrikanten einen gewissen Hilgert. Die sonst nirgend begründete Tradition gibt ferner als Widerfacher Rubergs einen gewissen Bahn an, der ihm seine Erfindung weidete.

Es ist merkwürdig, daß in den Akten, in denen sich sonst auf Tausenden von ver-

gibtten Blättern alle möglichen Streitigkeiten, Gehässigkeiten und Rivalitäten finden, von dem ganzen geheimnisvollen Tun Rubergs in Wessolla nichts zu spüren ist. Im Gegenteil, es werden alle möglichen Männer als Sachleute gerade für das erwähnt, was Ruberg als Erfindung zugeschrieben wird, z. B. Rohrbach, der allerdings die Sache von sich weist, der nichts davon wissen will, Schiez u. a. Was ist nun die Wahrheit über Ruberg? War er der geniale Erfinder oder nicht? War er der verkommene Trunkenbold am Ende seines Lebens oder nicht? Nach dem bisherigen Befund muß man annehmen, daß er wirklich eine so hohe Mauer aus Mißtrauen und wirklichen Fiegeln um seine Hütte gebaut hat, daß kein Sterblicher irgendwelche Nachrichten über seine Arbeiten in die Außenwelt tragen konnte. Die Geschichte verschweigt näheres, sodaß die Sage zu Wort kam.

---

---

## Die Heuernte.

Don Karl Herma.

Piesl weinte schon den ganzen Nachmittag. Und wenn Piesl weinte, dann mußte es was Besonders gegeben haben, denn sie lachte sonst immer und war der fröhlichste und übermüdigste Mensch im ganzen Hause. Immer von neuem begann sie zu schluchzen und konnte sich nicht trösten.

Das Bauernhaus lag auf hügeligem Gelände, und seine weiß getünchten Wände leuchteten rein und still aus dem Grün. Eben schritt der Bauer durchs Tor, der Grassbauer genannt, weil er ein paar schöne Joch Wiesenland hatte, in dem es jetzt duftete und blühte, daß es einem ganz taumelig zumute ward. Seine Fuchstestefel waren feucht. Die Hand hielt ein paar Blumen.

Schwer trat er in Piesls Zimmer. Die horchte nicht auf. Sie kannte ja den Schritt des Vaters, der ihr Glück zerstört hatte.

Der Bauer kam näher. Eintigmale verzog er den Mund zum Reden, aber kein Wort brachte er heraus.

Im Zimmer war's still. Nur Piesl schluchzte.

Jetzt stand der Vater vor ihr. Er legte seine schwere Hand zärtlich auf ihr Vockenköpfel. Die Blumen wurden in seiner Hand zerpreßt. Endlich rang sich das Wort von seinen Lippen:

„Deine Wies' grüßt dich, Piesl!“

Piesl bewegte ihr trokig Gesicht nicht. Ein paar Minuten stand der Bauer unbeweglich

im Zimmer. Seine Augen wanderten hinaus auf die Wiesen, die sich endlos dehnten.

„s wird Zeit zur Heumahd“, sagte er ernst, „dann ist's aus mit der Schönheit.“

Wieder verstrichen einige Minuten.

Dann trat er näher zu ihr heran und sagte begütigend:

„Im Arbeiten vergißt du's, Piesl! Es muß sein!“

Sie sah nicht auf.

Er reckte sich.

„Das Wiesenschwengerl und Sattenzupferl ist nicht für des Grassbauern Tochter!“

Piesl rührte sich nicht. Ihren Körper schüttelte es wie im Fieber.

„Piesl!“

Noch einmal mahnte der Vater.

Dann schritt er, die Blumen über die Diele streuend, langsam hinaus.

Er ging über den Hof, in die Ställe, in die Scheune. Ihm fehlte was. Er trat an die Stube. Sein Weib fragte:

„Was ist mit dir, Mathes?“

Er zuckte die Achseln und setzte sich ans Fenster. Wieder glitten seine Augen auf die Wiesen. Und jetzt war's ihm klar: Das lust'ge Gesicht Piesls fehlte ihm, sonst nichts!

Er seufzte.

Ortmals hatte er sie mit dem städtischen Sattenzupferl, einem Studenten oder was er sonst sein mochte, jedenfalls ein stbeles Haus, über die Wiesen schreiten sehen. Der Studiofus hatte die Gitarre umgehängt und spielte,

daß es in der ganzen Runde mitjubelte. Und Piesl sang dazu. Und dann waren sie immer hinter dem Hügel verschwunden. So war's allemal gewesen und dem Bauer in der Seele leid drum.

Mitzmutig trommelte er an die Scheiben. „Das Gras fällt, und dann ist's aus“, murmelte er.

„Wohl, wohl“, meinte die Bäuerin.

Der Bauer erhob sich. Er öffnete das Fenster und rief den Großknecht:

„Morgen geht's aus Schneiden! Halt alles bereit! Wir brauchen Heu!“

Der Knecht rückte verständnisvoll seine Pfeife in den andern Mundwinkel und ging, um die nötigen Anordnungen zu treffen.

Es dämmerte. Piesl setzte sich zum Fenster. Auf dem Hofe ward es still. Das Tor wurde geschlossen. Letze öffnete sie den Fensterriegel und stieg in den Hof. Der Hund knurrte. Sie lief zu ihm und streichelte ihn.

„Hektor!“ flüsterte sie, „verrat mich nicht!“

Der Hund zog sich in seine Bude zurück.

Piesl wußte das offene Pförtchen im Gemüsegarten. Mit ein paar Schritten war sie auf der Wiese. Das Gras war feucht. Hoch standen die Halme. Sie reichten fast an ihre Hüften. Zu hoch mußte sie das Röschchen heben, daß es nicht naß werde. Aber das nützte nicht viel. Der Pfad war schmal. Sie spürte die feuchte Kühle nicht, denn in ihrem Herzen brannte es.

Es dunkelte. Der Hof verschwand hinter den Gartenbäumen. Aufhorchend blieb sie stehen.

Nirgend ein Laut. Bekommen eilte sie vorwärts.

Da Klang's vom Wiesenabhang, fein, still, wie Engelsstimmen und Gelgen. Im Nu war sie dort.

Dolf lag im Grase. Er schaute in den dunklen Himmel und spielte. Weh Klang es und süß.

Piesl schlüch hinter ihn. Ihr Herz klopfte sehr. Wie stark er war und wie braun und kühn sein Gesicht! Er könnte ein tüchtiger Grassbauer werden! Und wie seine braunen Augen in den Himmel leuchteten! So leuchteten sie sonst nur noch über ihr Gesicht!

Da brach Dolf's Spiel jäh ab.

Piesl lag an seinem Hals.

„Ein Wiefenschwengel und Saitenzupferl bist!“ lachte sie unter Tränen.

Dolf beruhigte sie.

Sie saßen Hand in Hand da. Er spielte. Leise sang er von Heimweh und sehnender Liebe. Ihre Stimme zitterte süß hinein.

Da stieg der Mond herauf. Ueberm Wald entfaltet er seine goldenen Fackeln. Das Licht glitt leise über die Wiese zu ihnen. Die

Gitarre lag im Grase. Neben ihr, engumschlungen die unglücklichen Menschenkinder.

Die Nacht war kalt. Es fröstelte sie. Sie standen auf und sahen in den Mond. An Tod und Sterben dachten sie. An schöne, seltsame Gesilde. Fest war ihr Wille und klar. Sie mußten zusammenbleiben!

Das Mondlicht schwoll und zitterte.

Ein Gedanke lebte auf in ihren Herzen. Ein Gedanke voll Glückes und Uebermutes. Das Gras wurde morgen geschnitten. Wenn's so schön blieb, konnte man's in einigen Tagen häufeln. Der Vater machte ja immer inmitten der Wiese einen großen Heuberg. Dieser Heuschober sollte ihre letzte Ruhetätte sein. Darin wollten sie scheiden aus diesem jämmerlichen Leben. Dolf würde das notwendige Gift verschaffen. Er hatte Beziehungen zur Apotheke. Im schlimmsten Falle konnte man ja auch verhungern.

Der Mond geleitete sie heim. In drei Tagen war's zu Ende. Hier wollte man sich treffen, bei dem kleinen Heckenborn.

Dolf ging der Stadt zu.

Piesl schlüch ins Zimmer. Jh. Abendbrot stand auf dem Tisch. Es war ihr Dieblingsessen. Sie setzte sich dazu und ließ sich's schmecken. Für den Tod muß ich mich gut stärken, dachte sie. Und sie schlief so gut wie schon lange nicht.

Frühmorgens ging's auf die Wiese. Eine Menge fleißiger Hände waren bei der Arbeit. Andere Jahre hatte Piesl immer den ersten Schnitt geführt. So hatte es Vater gewollt. Und die Schnitter freuten sich. Heute hatte sie's verschlafen. Sie mußte sich stärken für's Sterben. Man hatte sie auch garnicht geweckt.

Aber sie kam doch auf die Wiese und half mit. Des Bauern Augen strahlten.

„Piesl!“ rief er und kam auf sie zu.

Einen Augenblick war's ihr, als müßte sie dem Vater in die Arme fallen, dann aber trat Dolf vor ihre Seele und sie wandte sich ernst ab. Der Bauer schritt gebeugt zurück.

Doch sie arbeitete tüchtig bis zum Abend. Und am nächsten Tage auch und am dritten wieder. Die Junifonne brannte. Eine prächtige Heuernte war's. Der Bauer freute sich. Nur in Piesl's Herz sah's finster aus.

„In der Arbeit vergißt du's!“ hatte der Vater gesagt. Aber sie vergaß es nicht. Sie mußte noch mehr daran denken.

Am dritten Tage wurde der Heuschober aufgestellt. Piesl lachte und weinte bei der Arbeit. Am Abend sollte ein kleines Fest stattfinden. Damit wollte man sie erheitern. Der Bauer hatte eine Reihe von Ueberraschungen vorbereitet, um Piesl's Herz zu gewinnen.

Am Abend aber zog sich Piesl auf ihr Zimmer zurück. Sie schrieb einen langen Abschiedsbrief an ihre Eltern und weinte bitter-

lich. An's Sterben ging's! Ach, wie schwer war ihr Herz!

Schon kamen die Musikanten. Sie hörte sie ein fröhliches Tanzlied antimmen. Just eines war's von denen, die auch Dolf konnte.

Mit trotzigem Entschluß schnürte sie ihr Bündel. Kuchen und Wein, Wurst und Brot nahm sie mit. Erst sollten sie zusammen essen und dann — sterben!

Sie versperrte die Thür und schlich durch Hof und Garten auf die Wiese hinaus. Niemand sah nach ihr, nur Hektor.

Auf der Wiese war's leer und öd'. Beim Heuberg lag Dolf. Er hatte seine Gitarre mitgebracht und wollte wahrscheinlich noch ein Abschiedslied spielen.

Viesel legte ihr Bündel ins Gras und Dolf daneben seine Gitarre und dann fielen sie einander in die Arme und küßten sich und weinten.

„Meine Eltern wissen alles“, sagte Dolf, „ich habe ihnen alles geschrieben!“

„Meine auch!“ flüsterte Viesel, „ach, wenn's doch nicht sein müßte!“

Dolf streichelte ihr blondes Haar.

Viesel schmiegte sich an seine Brust.

So standen sie eine lange Weile.

Dann zeigte Viesel ihr Bündel.

„Es ist nur mein letztes Mahl“, meinte sie und lächelte.

Dolf sah freundlich den großen Weinkrug an.

„Er ist ganz voll“, flüsterte sie verschämt, „du hast ihn ja gern!“

Dolf tat einen kräftigen Schluck.

„Es ist der rechte“, meinte er und küßte sie.

Dann machten sie sich an die Arbeit, im Heuschaber eine Höhle auszugraben. Die Arbeit ging unter Lachen, Weinen und Küßen zu Ende.

Das Heu duftete.

Sie machten sich's drinnen bequem.

Erst kroch Dolf hinein und Viesel folgte ihm. Das Bündel und der Krug mit Wein wurden mitgenommen.

Die Nacht wurde finster. Wolken zogen über den Himmel. Regen rieselte. Sie hörten die Tropfen draußen leise singen.

Tief im Heu lagen sie und wußten nicht, wie sie's mit dem Sterben anfangen wollten.

Dolf hatte mit vielen Stöcken das Heudach gestützt und die Wände gefestigt. Es war eine trauliche Kammer. Fein und süß lag sich's da.

Jetzt wurde gespeist, getrunken und geküßt. Ach, waren die beiden glücklich! So glücklich konnte man nur vor dem Sterben sein! Der Kuchen schmeckte vortrefflich und der Wein nicht minder. Sie wurden durstig, denn es ward ihnen angenehm warm. Und dann kimperte Dolf auf der Gitarre, leis'

und sehnsuchtsvoll. Es wollt' ihm keine Grabesweise gelingen. Immer wieder ward ein süßes Liebeslied daraus. Und sie sangen beide dazu und der Regen rauschte über das Heudach. —

Die große Stube beim Grassbauer war festlich geschmückt. Ein paar fidele Musikanten hockten in der Ecke und ließen sich's beim Bier wohl sein. Sie spielten die alten Weisen, die Viesel so sehr liebte und mit denen sie der Vater zu versöhnen hoffte.

An den Tischen saßen die Schnitter und Schnittereinen, mit bunten Bändern geschmückt, denn die Heumahd war beim Grassbauer das Hauptfest. Schon seiner Viesel zu lieb. Jetzt stimmten gar die Knechte ein fröhlich Lied an und die Mäd'el sangen mit.

Der Grassbauer saß am Ende des Tisches und neben ihm war der Stuhl frei. Drauf sollte die Viesel sitzen.

Die Grassbauerin schaute besorgt auf ihren Mann und rückte unruhig auf ihrem Stuhl hin und her.

Endlich sagte der Großknecht: „Na, und wo heut gar die Viesel bleibt?“

„Ja, die Viesel!“ seufzte die Bäuerin.

„Wenn s' die Tanzweiser hören wird, kommt s' bestimmt!“ meinte eine junge Magd, „sangen wir gleich an, die Viesel tanzt ja so gern!“

„Wohl, wohl!“ brummte der Bauer und erhob sich.

„Set, bringen wir ihr ein Viedl vor ihrer Kammer!“ schrie der Geiger und setzte den Fiedelbogen an.

„Das ist's, das sind wir ihr schuldig!“ riefen die andern, die wohl wußten, daß ohne die Viesel das Fest bald aus sein würde.

„Geh'n wir!“ entschied der Bauer.

Und sie stellten sich behutsam vor der Kammer der Viesel auf und flüsterten, um sich nicht zu verraten. Der Grassbauer legte sein Ohr an die Thür, um zu hören. Aber es blieb totenstill drinnen. Mengstlich blickte die Grassbauerin rundherum.

Jetzt hob der Geiger an und die andern fielen ein und mußzierten darauf los, als gälte es, ihr die Brautweise aufzuspielen.

Und wie sie fertig waren, schrien sie wie aus einem Munde:

„Hoch! Viesel! Hoch!“

Stille.

Des Grassbauern Kopf drückte sich noch immer an die Thür.

Es blieb still.

Die Musikanten schauten mit langen Gesichtern aufeinander.

Die Bäuerin hob die Schürze, um zu weinen.

Eine Weile stand noch der Grassbauer an der Thür und horchte. Seine Zornader schwellte.

„Schter über die Maßen trugig!“ brummte er.

Die Knechte und Mägde traten zurück.

„Geh!s 'nein in die Stube“, bat die Bäuerin.

Da gingen sie.

Der Grassbauer hob die Faust und schlug sie an die Tür.

„Piesl!“ donnerte er.

Keine Antwort.

„Piesl, mach' auf!“ keuchte er lauter.

Die Mutter drängte sich klagend dazwischen: „Jesus, Piesl, Kind, mach' dem Vater auf, ich bitt' dich!“

Der Grassbauer schob sie barsch zur Seite.

Wieder hieb seine Faust an die Tür, daß das Schloß krachte.

„Mach' auf oder —!“ schrie er.

Aber Piesl öffnete nicht.

Seine Finger fuhren in die Türangeln.

„Um Gotteswillen, Vater!“ rief die Grassbäuerin, „erlaß ihr's für heut! Laß' mich dazu! Sie wird schon aufstun!“

„Scher' dich in die Küche!“ brauste der Bauer auf, „wenn ich da bin, ist sonst niemand vonnöten!“

Mengstlich trat die Grassbäuerin zurück.

Der Bauer griff zwischen Tür und Futter und stemmte seine Knie an die Mauer. Er keuchte:

„Wenn's aber offen ist, dann kommt die Ochsenader!“

„Jesus, Vater!“ schrie die Bäuerin, „bezwing' dich doch!“

„Schweig!“ herrschte er sie an.

Und wieder griff er zu, daß die Tür in den Angeln krachte.

„Piesl!“ schrie die Bäuerin, „tu auf, der Vater bricht die Tür auf! Piesl! folg!“

Aber im Zimmer blieb's still.

Der Grassbauer verschnaufte.

Sein Weib näherte sich ihm besänftigend. „Schau“, hob sie freundlich an, „vielleicht ist's Piesel garnicht drin, sonst hätt's wohl aufgemacht! Gewiß ist's so!“

„Unsinn!“ knurrte der Bauer und biß sich in die Lippen, „wo sollt's denn sein?“

Ein Gedanke fuhr ihm durch den Kopf.

„Wo sollt's denn sein?“ schrie er noch einmal.

Die Bäuerin wich zurück, seine Fäuste ballten sich.

In jähem Zorn schlug er ins Schloß, daß die Tür auffsprang.

Er riß sie ganz auf und starrte ins finstere Zimmer.

„Licht!“ schnaubte er.

Die Grassbäuerin lief um einen Leuchter. Er aber taumelte ins Zimmer und tastete das Bett ab.

Es war unberührt.

Sie ist nicht da“, schnauzte er, „sie ist fort! 'leicht gar dem Sattenzupferl nach?“

Da kam die Bäuerin mit dem Licht.

„Siehst“, sagte sie, „hast ihr Unrecht getan, sie ist garnicht drin, ich hab's gleich gewußt!“

„Wo ist sie?“ donnerte der Bauer und wandte sich gegen sein Weib, daß die Kerze fast verlöschte vor seinem grimmen Atem.

Die Bäuerin zuckte die Achseln.

Des Grassbauern Augen fuhren in alle Ecken.

„Da steht's, wo sie ist“, rief die Bäuerin und zeigte auf den Brief, den Piesl auf den Tisch gelegt hatte.

Der Bauer griff zu und las.

Ste spähte über seine Schulter, aber konnte nichts erfassen.

Aber aus seinen Augen war alles zu lesen.

Langsam zerknüllte er den Brief und ließ ihn auf den Boden fallen. Kreideweiß ward er im Gesicht.

Da schrie die Bäuerin auf, denn sie dachte, der Tod griffe ihn an. Sie schrie so gellend, daß die Knechte und Mägde herangelaufen kamen, um zu sehen, was es gäbe.

Noch stand der Bauer aufrecht und stöhnte, wie ein Tier.

Die Bäuerin wandte keinen Blick von ihm, so gern sie auch den Brief vom Boden aufgehoben hätte. Aber den Leuchter stellte sie hin auf den Tisch und schlang ihre Arme um ihn:

„Matthes“, sagte sie voll Todesangst, „Matthes, was gibt's?“

Er rollte seine Augen langsam ihr zu:

„Aus ist's mit der Piesl!“

„Aus?“ schrie die Grassbäuerin.

Die Knechte erschrafen.

Der Großknecht raste sich zusammen und erfaßte den Brief Piesls und überflog ihn.

„Auf!“ schrie er, „wir müssen sie suchen. Es ist noch nicht zu spät! So schnell stirbt ein junges Leben nicht!“

Das brachte den Grassbauer wieder zur Besinnung.

„So ist's!“ sagte er, „macht's euch fertig! Wir gehen sie suchen! Wir gehen sie suchen und wir ruh'n nicht eher, als bis wir sie gefunden haben.“

Er fiel in den Stuhl.

Die Knechte und Mägde eilten fort.

„Matthes!“ schmeichelte die Bäuerin, „aber wenn wir sie finden, dann tußt ihr nichts! Hörst, Matthes?“

„Piesl!“ weinte der Bauer, „mein Piesl!“

Und er ließ den Kopf hängen.

Da kamen die Knechte mit Fackeln und Laternen.

„Auf, Bauer!“ rief der Großknecht, „oder willst 'leicht zuhause bleiben? Dann geh'n wir allein!“



Fischzug-Kanzel (Barock) in Troplowitz.



„Ich komm' mit!“ sagte der Bauer und reckte sich auf.

Ste durchsuchten Keller, Boden, Scheune und Stall. Diefl war verschwunden. In den Brunnen leuchtete man hinein. Vergeblich. Zum Teich gings. Der lag still und unbewegt. Der Regen plätscherte, die Fackeln erloschen fast. Man ging das Dorf entlang und wieder zurück. Der Posten wurde verständigt und kam mit. In die Stadt ward es gemeldet, daß die Polizei dort suche. Man fand Diefl nicht.

Mit Morgengrauen kehrte der traurige Zug auf den Hof zurück.

Der Bauer hockte sich in die Stube nieder und saß.

Die Grassäuerin weinte. —

Es mochte wohl gegen Mitternacht sein. Der Regen goß in Strömen herab. Aber der Heuschaber hatte eine sichere Haube.

In ihrem traulichen Kämmerlein saßen beide: Diefl und ihr Liebster. Sie hatten gegessen, getrunken und waren fröhlich. Nun hockten sie da und plauderten.

Das Heu roch stark und benahm ihnen den Kopf. Heiß und schwül wurde es. Dolf zog seinen Rock aus und nach einer Weile die Weste.

„Es ist so stockfinster“, flüsterte Diefl, „da sieht ein's das andere nicht!“

Und sie legte das Kleid ab.

„Ach, wenn wir doch verheiratet wären!“ kispelte Diefl und drückte verschämt ihr blondes Köpfchen ins Heu.

„Vielleicht wird's doch noch!“ wagte er zu flüstern.

„Aber wenn wir doch sterben müssen!“ klagte Diefl.

„Müssen?“

„Müssen, Dolf, jetzt ist kein anderer Ausweg mehr. Jetzt heißt's wacker sterben!“

Und sie begann zu weinen.

Er nahm sie in seine Arme.

„Diefl!“ hauchte er, „mein Diefl! Wir bleiben doch zusammen im Leben und im Tode!“

Sie lag willenlos an seiner Brust und ließ sich von ihm küssen.

Endlich flüsterte sie: „Das Gift, Dolf, das Gift gib! Sonst werden wir noch schlechte, elende Menschenkinder, denen's der Herrgott nicht verzeiht!“

„Diefl!“ schrie er auf.

„Ja, ja, das Gift, Dolf!“ begehrte sie in Tränen, „ich halt's länger nicht mehr aus! Ich will sterben! Ach Gott!“

Und sie warf sich ins Heu und weinte bitterlich.

Dolf aber saß wie versteinert da. Das Gift. Ja, das Gift. Er hatte es doch zu sich gesteckt. In den Wein wollt' er's hineintun, daß man's

nicht spürt. Ja, im Wein schmeckte es vielleicht am besten.

„Diefl!“ rief er leise, „ich geb's in den Wein hinein, hörst? Ist's recht so?“

Sie schluchzte.

Dolf aber suchte das Gift und konnt' es nicht finden.

Da hob sich Diefl auf und nahm den Krug Wein und trank in raschen Zügen.

„So — so! Der liebe Gott verzeih' mir die Sünd!“ flüsterte sie, „trink du jetzt, Dolf! Trink du jetzt!“

„Aber Diefl“, wollte Dolf einwenden —

„So sterb' ich allein! O Gott!“ klagte sie.

„Ich trink ja schon, Diefl, hör' doch, wie ich trink! Ich trink den ganzen Krug leer um unsere Liebe!“ flüsterte Dolf und zog tüchtig.

„Liebster! Liebster! hauchte sie und hängte sich an seinen Mund, daß er fast den Krug nicht in Sicherheit bringen konnte.

„Liebste!“

Aber sie wurden müde und sanken zurück. Schwere Müdigkeit legte sich über ihre Glieder, daß sie schon meinten, sterben zu müssen.

Immer noch aber zuckte ein Mund an des andern Lippen und immer noch flüsterte einer dem andern die zärtlichsten Worte zu.

Noch kam der Schlaf nicht über sie. Schweiß perlte auf ihrer Stirn. Ach, das Sterben war nicht so leicht, wie sie sich's vorgestellt hatten. Da gab's noch manche Qual zu erdulden.

Sie schmiegteten sich aneinander und rüdten dann wieder ab. Und dann tranken sie den letzten Wein aus, weil sie so durstig und erstickt waren. Aber der Wein erquickte sie nicht. Heißer noch und begehrllicher machte er sie.

„Ich sterbe“, flüsterte Diefl.

Todmüde sank ihr Köpfchen zurück.

„Ach, wart' doch auf mich!“ hauchte Dolf.

In süßer Träumerei lagen sie da.

„In den Himmel kommen wir beide“, kispelte Diefl ersterbend, „ach Dolf! Geliebter! In den Himmel!“

Er sagte nichts mehr. Er hatte ihr Köpfchen an seine Brust gelegt und küßte sie, so lange er's vermochte. —

Indessen ward es Tag und wieder Nacht. In ihrer Höhle blieb's finster. Sie wußten nichts von Sonne und Tag und schliefen.

Am nächsten Tag rückte die Gendarmerie aus. Man verfolgte Spuren in die Stadt, in alle Windrichtungen. Diefl blieb verschollen.

Der Bauer war verzweifelt. Die Bäuerin rang die Hände.

Am Morgen des dritten Tages stand der Bauer ratlos vor der Hundeshütte und jammerte in einemfort: „Wo ist Diefl? Wo ist Diefl?“

Da stuzte Hektor und spitzte die Ohren.

Wie das der Grassbauer bemerkte, schrie er: „Hektor, such's Viehl!“

Auf sprang der Hund und wedelte mit dem Schwanz. Der Bauer band ihn los. Hektor sprang zur Wiese, gerade auf den Heuschober los. Der Bauer rannte hinterdrein.

„Der Bauer ist närrisch worden“, schrie der Großknecht und lief zur Bäuerin.

Vor dem Heuschober bellte der Hund und scharrte das Heu weg.

Atemlos sah der Bauer zu.

„Mein Gott! Mein Kind im Heuschober begraben!“ schrie er.

Die Kräfte drohten ihn zu verlassen.

Aber Hektor bellte freudig und kroch immer tiefer hinein.

Da griff der Bauer auch zu. Mit gewaltigen Fäusten riß er das Heu weg. Er keuchte. Hektor bellte lauter und lauter.

Da war die Liebeshöhle frei.

Der Bauer traute seinen Augen nicht.

Lag da Viehl im Unterkleid und bei ihr der Saitenzupferl Dolf. Waren sie tot?

Er kniete vor Viehl hin und schüttelte sie.

Sie schlug erschrocken die Augen auf.

Dolf machte einen Satz ins Heu.

„Sie lebt!“ stammelte der Grassbauer, „meine Viehl!“

Und er drückte sie an sich.

Verschämt zog sich Viehl das Kleid an und dann schluchzte sie am Halse des Vaters.

„Jetzt mußt du mir ihn schon lassen“, weinte sie, „denn —“

„Ja, Viehl, ja“, rief der Bauer und herzte sein Kind, das ihn innig umschlang.

Der Bauer stand auf.

Er reichte Dolf die Hand und sagte: „Willkommen!“

Und zu beiden sprach er: „Jetzt sein still. Abgepußt und hergerichtet, daß niemand was weiß. Ich fahr' gleich die erste Fuhrre Heu ein. Die erste Fuhrre fahr' ich ganz allein ein. So bring' ich euch in die Scheune.“

Viehl lachte: „Du, Vater, das gibt heuer eine feine Heuernte, was?“

„Wohl, wohl“, brummte der Bauer und ging um das Gefährt.

---

---

## Das versicherte Auto.

Man behauptet, ich brauchte kein Auto. Es gibt mißgünstige Leute, die wirklich so etwas in die Welt setzen können.

In Wirklichkeit brauche ich ein Auto erstens, um früh zu meinem Zeitungsverkäufer zu fahren, damit ich meine Zeitung eher bekommen kann, zweitens um meines Nachbarn Schwager zu ärgern. Der hat nämlich keins. Drittens ist ein Auto eine gute Kapitalanlage, und viertens bin ich überhaupt niemandem Rechenschaft schuldig, höchstens meiner Hausfrau; denn sonst kündigt sie.

Neulich war ich in Tarnowik zu Besuch. Natürlich ließ ich das Auto vor der Tür stehen, damit alle Leute wissen, hier ist einer, der ein Auto haben muß. Gehässige Menschen sagen, daß man sein Auto so stehen lassen muß, daß es einem anderen nicht im Wege ist. Mein Wagen stand neulich dicht an dem Bürgersteig, damit ein anderes Auto gut hindurchfahren konnte, selbst wenn an der gegenüberliegenden Seite noch ein anderer Wagen hielt. Ich habe mir das sehr wohl überlegt, als ich meinen Opel stehen ließ. So was habe ich einfach im Auge.

Oben, wo ich zu Besuch war, gab es Bowle, es gab Cisty, es gab Ungarwein, es gab Steinhäger und dann gab es — Lärm.

Ich ging natürlich auf die Straße. Was muß ich sehen? Da hat einer absolut kein Augenmaß gehabt. Er wollte mit seinem Wagen zwischen meinem und dem gegenüber-

liegenden hindurch und fuhr dabei diesen an. Da gab es nun einen großen Krach.

Natürlich war in solchen Fällen immer die Polizei zuerst da. Die scheint überall, auch in Tarnowik, nur gerade darauf zu warten, um bei allem dabei zu sein. Wo war sie aber z. B., als die „Titanic“ unterging?

Als man sich laut hin- und herstritt, kam jemand auf die ganz absurde Idee zu fragen: „Wem gehört denn dieser Opel?“ Dabei zeigte er auf mein Auto.

Diese Frage war natürlich schon dem Ton nach eine Beleidigung. Ich tat aber so, als hörte ich diesen gereizten Ton nicht und sagte: „Mir, gottseidank.“

„Aber Herr, wie können Sie denn Ihren Wagen hier stehen lassen? Sie hätten doch 10 Meter vorfahren können.“

Da hatte der Frager zweifelsohne recht. Ich hätte, ja ich hätte können. Aber warum denn, dachte ich mir. Sagen wollte ich aber nichts mehr. Denn wozu soll ich meinen Wagen beleidigen lassen. Ich sah es dem Menschen an, er wollte mit mir anbandeln. Und dazu benutzte er nun meinen Opel als Anlaß. Ich ließ daher den Frager stehen. Gebildete Menschen gehen weg, wenn andere Lärm machen. Ueberhaupt soll man nicht bei einem Auflauf stehen bleiben. Ich mußte zeigen, daß ich gute Lebensart hatte.

Merkwürdigerweise hielt mich da aber der Mann von der Polizei an und sagte: „Welcher Wagen war zuerst da, der oder

Ihrer? Und er zeigte mit der einen Hand auf den gegenüberliegenden Wagen, und mit der anderen auf meinen. „Ich frage Sie, mein Herr.“ Da mußte ich ihm wohl Auskunft geben.

„Ich kam zuletzt an. Haben Sie was dagegen?“ In meine Antwort legte ich verhaltenen Groll. Denn auch dieser Mensch schien die Absicht zu haben, meinen Wagen zu beleidigen. Ich mußte ihn daher schützen. Mit Groll in meiner erhobenen Stimme.

Der Polizeibeamte aber schien gar kein Verständnis für meine schönen Gefühle zu haben. Er sagte mir ziemlich laut und unhöflich: „Und da lassen Sie Ihren Wagen direkt gegenüber stehen?“

„Ja, da lasse ich. Mein Wagen heißt niemanden, oder denken Sie?“

„Herr, was denken Sie denn eigentlich? Wenn Sie zuerst dagewesen wären und es käm' ein zweiter Wagen, und der bliebe hier stehen und würde sich zu Ihrem genau so hinstellen wie Sie zum ersten, und dann käm' ein drittes Auto um die Ecke so hier, und dann käm' es nicht durch, und dann käm' ein drittes Auto und würde Ihren Wagen ansfahren, mein Herr, wäre Ihnen das etwa recht?“

„So, jetzt hatte ich ihn, jetzt war es mir klar, er wollte meinen Wagen beleidigen. Aber das sollte er büßen. Was ging ihn mein Wagen an? Und ich antwortete ihm mit einer Gegenfrage, und diese Gegenfrage sollte ihm mit einem Witzschlag zeigen, wie

unvernünftig er daher redete. Diese Gegenfrage sollte ihn zum Verstummen bringen, sollte ihn wehrlos machen. Zerschmettern würde ich ihn, denn ich lasse mein Auto nicht beleidigen. Darum schrie ich aus Leibeskräften, damit er auch merkt, daß er zerschmettert ist.

„Wozu ist denn mein Wagen versichert?“

Jetzt merkte ich erst, daß etwa hundert Menschen um uns herumstanden. Denn alle lachten so laut und herzlich, daß ich glaubte, ich wäre im Theater, und eben hätte ein Clown einen Witz gemacht. Alle lachten sie und sahen mich vergnügt an, direkt von der Seite. Selbst der Polizeibeamte lachte, und ich glaubte, sie alle wollen meinen Wagen beleidigen. Aber der Beamte tat noch mehr. Er notierte sich Nummer und Steuer-Nr. meines Autos, meinen Namen usw. Ueberhaupt tat er sehr dienstfertig. Da hätte ich beinahe vergessen, daß er eigentlich meinen Wagen schwer beleidigt hatte, und ich hätte ihm beinahe eine Zigarette angeboten.

Beim Weggehen aber sagte er mir achselzuckend: „Ich rate Ihnen, einigen Sie sich mit dem da, und er zeigte über seine Schulter nach rückwärts auf den anderen Wagen, an dem schon sechs Mann herumreparierten.

„Von Amtswegen kostet die Strafe allein etwa 180 Floty.“

— Und oben gab es Bowle, da gab es Ungarwein, da gab es Cistn, es gab auch Steinhäger.  
D i n t e r.

---

## Vogelschutz und Obstklemmringe.

Der Vogelschutzverein Neuwied hatte in diesem Jahre eine wundervolle Ausstellung veranstaltet, in der die Feinde der Singvögel gezeigt wurden. Aber ein sehr großer Feind der Singvögel war dort nicht zu finden, weil er dort und bei vielen Menschen noch nicht als Vogelmörder bekannt ist. Nämlich der Raupenklemmring. D. Jrllich fand im Herbst 1928 in den ersten zwei Wochen, nachdem die Klemmringe angelegt waren, in seinem Garten vier tote Kohlmeisen, die dem tödlichen Leim zum Opfer gefallen und einen qualvollen Tod erlitten hatten. Nach eingehender Untersuchung fand er, daß den Tieren die Schnäbel bzw. der Hals mit Leim verklebt waren. Im Schnabel und Hals fand er Rücken und bei einem Vogel einen kleinen Schmetterling, wie man sie an dem Leim festgeklemmt findet. Seit dieser Zeit war keine Kohlmeise mehr zu sehen trotz großen Suchens. Auf dem Nachbargrundstück aber, auf dem die munteren Vögel in den alten Bäumen schon viele Jahre

ihre Niststätten hatten, war es 1929 öde und leer. Auch im letzten Winter 1928/29 war kein Vogel zu sehen. In anderen Gegenden wird es wohl auch so sein. Also fort mit den Klemmringen, die mehr Schaden als Nutzen haben. Denn trotz des kalten Winters mit über 20 Grad Kälte und trotz der Klemmringe ist das Obst gerade 1929 mehr von Maden befallen gewesen als in früheren Jahren. Die Polizeiverordnung über die Anbringung der Klemmringe müßte aufgehoben werden, Tier- und Vogelschutzvereine müßten ihre ganze Kraft aufwenden, daß dieses nutzlose und gefährliche Mordinstrument verschwindet. Auf einer Seite sucht man die Vögel durch Aufhängen von Nistkästen und Pflanzen von Schutzhecken zu hegen und zu schützen und ahndet Vogelfang und Tierquälerei mit schweren Strafen, und auf der anderen Seite fallen die Tiere einer nutzlosen Maßnahme zum Opfer.

# Kattowitz.

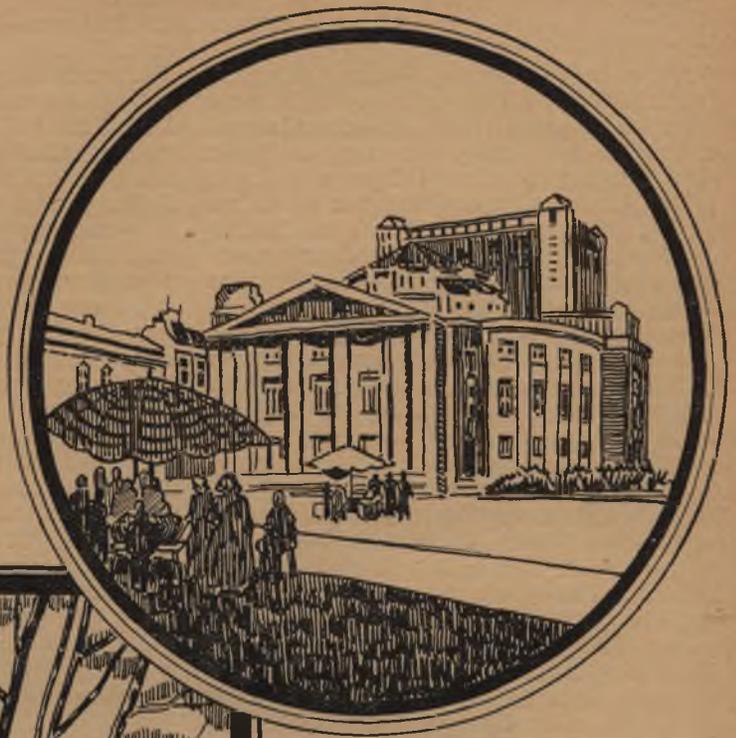
In Kattowitz erblickte man vor der Grenzziehung, die Oberschlesien mitten in zwei Teile zerriß, eine fröhliche, frohgemute Stadt. Ja, vielleicht die lebhafteste und lautbetonteste Stadt Schlesiens. Als das am stärksten in Erscheinung tretende Gebäude der Stadt galt und gilt das Stadttheater. Im Süden dehnt sich, wie ein großes grünes Meer die Stadt abschließend, der Südpark aus, eine der schönsten Grünanlagen, die Oberschlesien besitzt. Große Kaffeehäuser, Lichtspieltheater und Gastwirtschaften mit Bergnützigkeitsstätten aller Geschmacksrichtungen drückten der Stadt schon lange vor dem Kriege ein großstädtisches Gepräge auf, als die Einwohnerzahl selbst kaum 30 000 überstieg. Der Bau einer Sängerkapelle, ein Varietétheater, große Konzertsäle gaben die Möglichkeit, Musik, Tanz und Gesang nach modernen Grundsätzen zu pflegen. Kattowitz sah daher die größten Dirigenten und Virtuosen s. Bt. in seinen Mauern: Furtwängler, Richard Strauß, Weingartner, Nikisch u. a., und das in einem Zeitabschnitt, wo die Großen der Musik es noch nicht nötig hatten, nach amerikanischem Manier durch die Hauptstädte der Welt zu reisen. Vom Meister'schen Gesangverein strahlten viele Einwirkungen auf das gesamte Kulturleben Oberschlesiens aus. Ein besonderes städt. Orchester war imstande, sich auch neben Militärmusik und neben den vielen Bergkapellen zu erhalten. Auch in der bildenden Kunst hatte Kattowitz früher die Führung. Kunstausstellungen, frohe Künstlerfeste, drei große Buchhandlungen, zwei große Verlagsanstalten mit eigenen Druckereien gaben der Stadt den Nimbus eines obereschlesischen München. Sie war die erste in Schlesien, die zwei Stadtbauräte sich leisten konnte. Es wurde viel und solide gebaut. Eine wohlgeordnete Stadtverwaltung war sich dessen bewußt, daß sie nach drei Seiten ihr Gesicht zu wahren hatte, nach dem österreichischen und russischen Ausland und nach einem in starker aufwärtsstrebender Entwicklung befindlichen Inland.

Zwar zielt keine Patina alter Städtekultur den Kranz altertümlicher Bauten, keine Ueberlieferung vergangener Jahrhunderte gibt in irgendeiner Form der Stadt, die erst gegründet, die Gloriole einer langen Vergangenheit. Fast ohne Geschichte steht Kattowitz da. Ihren Werdegang erzählt die Stadt selbst. Die Häuser, die Mühlenstraße, Schloßstraße und Grundmannstraße umsäumen, sind das lebhaftige Museum der Stadt. Aber in ihr liefen tausend Fäden des Wirtschaftslebens zusammen, die ihr die Weihe der

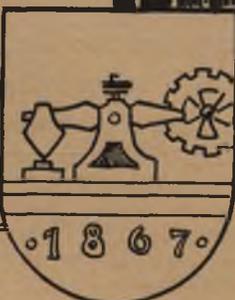
Wichtigkeit und der Schwere gaben. Nicht der Schwerfälligkeit. Wenn es wahr ist, daß der Oberschlesier geneigt ist, leicht Geld auszugeben und leichtfertig in den Tag hineinzu leben, so müßte man dazu hinzufügen: in Kattowitz. Drum war er stolz auf Kattowitz.

Aus dem Charakter von Kattowitz als Stadt der Lebensbejahung leitet sich eine Tatsache ab, deren Bewertung noch dahinsteht. Da jeder Auswärtige von Kattowitz den stärksten Eindruck aus ganz Oberschlesien erhielt, bewahrte er sich vom Oberschlesier als solchem auch das Charakteristikum des lebensfreudigen, ja vielleicht leichtsinnigen Menschen. Alles andere sah man nicht, und selbst wenn man auch einen Blick auf das arbeitsreiche Königshütte, auf das damals noch dunkle Beuthen oder auf das trostlose Gelände von Schwientochlowitz oder Schoppinitz warf — von den Zinkhütten in Lipine oder Eichenau garnicht zu reden —, so blieb dieser Eindruck nicht haften zugunsten des im Glanz der Moderne strahlenden Kattowitz. Daher gewann der Oberschlesier, ohne es zu verdienen, den Ruf eines lebenslustigen Menschen. Ja sogar die Oberschlesier selbst täuschten sich über ihren eigenen Charakter. Sie sahen sich, wenn sie ihre Festtagskleider anlegten, immer nur in der Sonntagsatmosphäre von Kattowitz. Sie ließen sich einreden, sie seien lustig, leichtlebig und hätten leichtes, unruhiges Blut. Von Kattowitz aus besehen, sah der obereschlesische Menschenschlag zwar so aus, aber in Wirklichkeit pulst obereschlesisches Blut doch aus einem ganz anderen Tempo.

Damit soll nicht gesagt sein, daß Kattowitz etwa ein Trugbild war, etwa die Spiegelsehnterei einer nur einseitig hochgezüchteten Kultur. In der Art der Kattowitzer Stadtkultur erwies sich zum ersten Mal die Unmöglichkeit, dieser zweifelsohne hochinteressanten Stadt ein einheitliches Gepräge aufzudrücken. Vor allem war dieses alles, nur nicht obereschlesisch. Und damit kommen wir zu dem Gepräge der Stadt, wie es sich heute in verschärftem Maßstabe zeigt. Die deutschen, polnischen und jüdischen Elemente haben so etwas wie eine Zusammenschmelzung ihrer wichtigsten Kulturdenkmale noch nicht durchgemacht, und es wird noch lange dauern, bis eine solche Verschmelzung eingetreten sein wird. Ob gerade Kattowitz diejenige Stadt sein wird, in der sich das so gewachsene Volkstum zuerst offenbaren wird, ist sehr zweifelhaft. Noch steht das deutsche Element von Kattowitz in seiner kulturellen Betätigung im Vordergrund des äußeren Lebens. Die



Kattowitz



BRUCKEL.

rein deutsche Vergangenheit der Stadt wirkt noch nach. Auf der anderen Seite aber muß man es dem neuen Regiment lassen, daß es verstanden hat, besonders auf dem Gebiete der Bauten Neues zu schaffen. Mit dem Gebäude der Wojewodschaft hat das ganze Oberschlesien wohl seinen größten monumentalen Bau erhalten. Aber auch kulturelle Errungenschaften, wie z. B. ein Museum, führen die Entwicklungslinie der Stadt als geistige Metropole von früher weiter fort.

Der einzig für sich dastehende Aufschwung der Stadt Kattowitz sei noch zum Schluß in einigen Zahlen festgehalten: 1598 zum ersten Male dem Namen nach als Dorf erwähnt, gehört es zum Bogutschüßer Hammer. Am 1. Mai 1702 wird es vom Reichsgrafen Balthasar Erdmann von Promnitz auf Pleß gekauft. Von den 33 Robotbauern der damaligen Zeit, von deren Stellen 10 wüst lagen, hören wir um 1800 herum, daß es nur noch Gärtner waren. In Bogutschütz, Balenze und Brynow sind von jeder Eisenhämmer gewesen, bis am Anfang des 19. Jahrhunderts die ersten Industriewerke entstanden: Fanny- und Henriette-Zinkhütte seit 1818 und 1820, Emma-Zinkhütte seit 1842, Marthahütte seit 1852, Maschinenbauanstalt der Eisenbahn seit 1853, 1825 zählten Kattowitz und Brynow zusammen 675 Einwohner, 1867 aber schon 6823, 1871 erhält die Stadt den ersten würdigen Bürgermeister: Oswald Kerner, nachdem der wirklich erste mit Namen Diebel mit 15 000 Talern seinen Wohnsitz von Kattowitz nach Baltimore verlegt hatte. 1874 zählt Kattowitz 10 000 Einwohner, eine Zahl, die sich heute verzehnfacht hat. Der berühmte Meister'sche Gefangenenverein kann im Jahre 1932 auf ein 50jähriges Bestehen zurückblick-

ten. Eisenbahnstation ist Kattowitz seit 1846, also doch schon 84 Jahre. Die erste Post berührte unsere Gegend im Jahre 1816. Die erste Postanstalt wurde 1851 errichtet. Einen Kreis Kattowitz gibt es seit dem 1. 7. 1873. Sitz der Eisenbahndirektion ist Kattowitz seit 35 Jahren.

Zur mächtigen ober-schlesischen Industrie nimmt unsere Stadt die Stellung eines Herztückes ein, in dem alle Fäden der Organisation und Produktion zusammenlaufen. Verkehr und Steinmassen hallten sich immer dichter um diesen Kern des Industriebezirks zusammen. Um so überraschter ist man aber, in nächster Nähe der Stadt ein Kleinod der Gartenkunst zu finden, wie man es kaum schöner in einem Badeort vermutet hätte. Was hier menschliche Kunst an einem allerdings von Natur aus begünstigten Platze trotz aller Gefahren geschaffen hat, die ein Industriebezirk mit sich bringt, darauf sind alle Kattowitzer ohne Unterschied der Nation und der Herkunft stolz, und sie können es auch. Der Südpark als Pflegestätte guter Gartenbaukunst und Grünflächengestaltung ist einer der lohnendsten Ausflugsplätze im Oberschlesischen Industriebezirk und wird es für lange Zeit bleiben. Von seiner höchsten Erhebung aus genießt das Auge einen weiten Rundblick, der bei günstigem Wetter bis zum Besztdengebirge reicht. Anstelle des an seinem Fuße liegenden Bielitz ist Kattowitz in seiner Bedeutung als Industrie- und Handelsstadt getreten. Wie Bielitz hat auch Kattowitz in seiner kurzen Geschichte die Aufgabe übernommen und bis zu einem gewissen Grade erfüllt, ein Stützpunkt für das deutsche Volkstum im Osten der Ober zu sein.

---

## Aus nächtlicher Einsamkeit.

Von Otto Sußland.

**J**ch hör' in der nächtlichen Einsamkeit  
 die Pulse der Erde klopfen  
 und die schwere, trunkene Dunkelheit  
 von den Bäumen niedertropfen . . .

Unterdrücktes Lachen, leise und toll —  
 Kobolde mein Schicksal brauen!  
 Das ist alles so tief, so geheimnisvoll —  
 mich beschleicht ein heimliches Grauen!

# Siegmond Mayer.

Ein oberschlesischer Holzbildhauer.

Der 1876 in Nürnberg als Sohn ebenfalls eines Holzbildhauers geborene Bildhauer Siegmund Mayer, lebt in Hindenburg, arbeitet nun seit 35 Jahren in Oberschlesien und darf Heimatrecht durch sein Leben und Wirken inmitten unserer Heimat schon längst für sich in Anspruch nehmen. Deshalb ist es mehr als recht und billig, daß wir ihn, der nirgends in der Presse oder Literatur genannt wurde, einmal an dieser Stelle nennen und auch ein Werk von ihm, den holzgeschnitzten Hochaltar in der Petersdorfer Kirche (jetzt zu Gleiwitz gehörig), im Bilde festhalten. Einen Teil dieses Altars zeigt dieses Bild nur, den in prachtvoller Holzschnitzgotik gehaltenen Tabernakel, das Mittelstück des Altars, den Mayer ebenso wie das ganze andere Holzschnitzwerk (Gestühl, Seitenaltäre, Kanzel usw.) geschnitzt hat.

Siegmond Mayer hat in Nürnberg selbst bei Bildhauer Weiger und Professor Geisler

Unterricht genossen. Bald nach seiner Ankunft in Schlesien machte er sich selbständig und hat teils in eigener Werkstatt, teils im Verein mit anderen Künstlern in Königshütte, Beuthen, Gleiwitz und Kattowitz gearbeitet. Als Landsturmmann mußte er in den Krieg. Von 1917—1920 war er in französischer Gefangenschaft, worauf er sich in Hindenburg niederließ. Seine Werkstatt ist eine Lehrstätte für tüchtigen Nachwuchs seiner Kunst, die leider nur in Oberschlesien nicht so berücksichtigt wird, als wie die, welche als süddeutsche Ware abgestempelt ist. An der Ausschmückung vieler Kirchen in Oberschlesien hat er mitgewirkt. Seine anderen Werke sind, um nur einige Beispiele herauszugreifen, Seitenaltäre und Gestühl in Schlesiengrube, Altäre in der St. Andreas-Kirche und Heiligegeistkirche in Hindenburg.

---

---

## Der Herr.

(Eine Ratiborer Begebenheit.)

Von G. Syckel.

Der Nachtwächter Sajonz ging langsam durch die dunklen Straßen der Stadt Ratibor und sagte die Stunde an:

„Hört, Ihr Herren, laßt Euch sagen,  
Die Glocke hat eins geschlagen.

Bewahrt das Feuer und das Licht,  
Daß niemand keinen Schaden geschicht!  
Lobt Gott den Herrn!“

Es war eine mondhelle, warme Sommernacht, zu warm für den langschöpfigen Rock, den der Wächter anhatte. Aber was sich gehörte, mußte sein, und so erirug er ihn. Auch das Feuerhorn an der Seite, an langem Riemen über die Achsel gehängt, mußte sein, ebenso der Spieß in der Linken und die Laterne in der Rechten, deren zuckender Schein im Mondlicht matt über das Pflaster lief und an den Häusermauern hinaufeilte, als wollte er in die schwarzglänzenden Fenster schauen. Dahinter schliefen die ehrsamten Bürger in guter Hut ihres Wächters.

Nur einer schlief nicht, das war der Wächter im Stadtturm an der Liebfrauenkirche. Und die Fenster seiner kleinen Türstube schauten wie wache Augen nach allen Seiten, über die hochgebligten, enggedrängten Häuser unter ihm und ins Land ringsum, das auf weiten Feldern noch manche Reihe von spikegeligen

Getreidepuppen trug und reichen Erntesegen in den Scheuern der stillen Dörfer barg.

Langsam schlürfte der Nachtwächter um die Ringede in die Domstraße und bog dann um die Kirche zum Stadtturm, der sich an der Südwestseite wuchtig und schwer gegen den Nachthimmel stellte. Dort hielt er. Und ein wenig lauter als sonst rief er seinen Stundenspruch in die Höhe. Dabei zog er die Worte recht in die Länge und legte eine Dosis Spott hinein, daß sie wie neckender Ruf dunkler Nachtvögel um das alte Gemäuer schlügen.

Dieses seltsame Tun des Alten aber hatte seinen guten Grund. Der Türmer war zwar sein Freund, aber sie waren doch etwas auseinandergekommen, nicht wegen der großen Entfernung zwischen unten und oben, sondern weil der Türmer eigenartig geworden war.

Am Nachmittag war er wieder einmal heruntergestiegen von seiner luftigen Höhe, um beim Kaufmann Wolf an der Ringede seinen Einkauf zu machen. Dort hatten sich die Freunde getroffen und gesprochen.

„Nun Türmer, wieder einmal bei den Menschen! Ich dachte schon, du wüßtest nichts mehr von uns wissen.“

„Das will ich auch nicht. Ist mir zu eng hier unten. Die Häuser drücken mich und die Menschen. Ist kein Platz für unserer. Immer stößt man an. Ueberall Verbote und Reglements hier unten, vom Rat, vom Stadtwatbel, vom Nachtwächter. Jetzt hat mir der Rat das Rauchen im Turme verboten. Es könnte Feuer auskommen, meint er.“

„Da wirst du es wohl lassen müssen, wenn's der Rat befohlen hat.“

„Ich? Ich kenne den Turm am besten und weiß, was ihm nützt und schadet.“

„Aber er ist doch dein Herr, der Rat! Und ich bin sein Nachtwächter. Ich muß aufpassen, daß seine Gebote gehalten werden, daß du's nur weißt!“

„Ja, mein Herr! Aber ich stehe doch über ihm! Da oben bin ich der Herr und kein anderer. Da mach' ich, was ich will. Und du pass' nur auf, daß deine Laterne nicht ausgeht und die Bürger nicht über die Steine stolpern, wenn sie vom Bier kommen. Ich brauche dein Licht nicht und deine Weisheit da oben, daß du's nur weißt!“

Erregt hatte er seinen Kram, unter dem auch ein Paket Tabak war, zusammengepackt und war aus dem Gewölbe gegangen. „Da bin ich der Herr“, hatte er noch verbissen unter der Tür geknurrt.

Das war das Zusammentreffen der beiden Wächter und darum der Spott des Sazonz, der ein Spaßvogel war und das Neckeln nicht lassen konnte.

Der Türmer hatte den Ruf wohl vernommen und auch den Unterton von Spott herausgehört.

Erregt ging er in der Turmstube auf und ab. „So ein Narr, der Nachtwächter! Krleicht in der Enge, klebt an der Erde! Was weiß er, wie es hier oben ist.“

Und die Herren vom Rat wissen's noch weniger. Sihen am Tage in ihren Stühlen und machen schlechte Geseze, und in der Nacht schlafen sie. Und ich? Da unten sind die Dächer, und da ringsum ist das weite Feld. Das ist alles mein, soweit ich sehe, darüber wache ich. Das ist der Turm und da regtere ich, ich allein. Und der nach mir kommt, wird auch so denken. So wahr der Turm ewig stehen wird, wir Türmer sind die Herren über der Welt. Und jetzt werde ich mir doch ein Pfeisichen anstecken, ob's dem Rat gefällt oder nicht.“

Entschlossen wandte er sich zu dem Tische, auf dem das Tabakbündel lag, und ergriff ein Messer, um ihn zu schneiden.

„Wir sind die Herren, wir allein“, murmelte er dabei.

Da, was raschelte im Gebälk? Wie Klüchern klang's aus Verschalung und Wänden.

Es krachte da und dort. Ein Stoß ging durch den Turm, als ob eine feste Hand dagegen schlug.

„Großer Gott!“ Krampfhaft umfaßte die Faust des Türmers das Messer, als ob er Halt suchte.

Voll Schreck sah er Balken brechen, sich neigen, verwirren. Steine fielen. Die Mauer barst. Todesangst umkrallte sein Herz.

Er fühlte sich fallen, gleiten, fliegen. Die Sinne schwanden ihm. Es ging ins Bodenlose.

Auf der Domstraße hörte der Wächter das Getöse hinter sich. Wie vom Wirbel gepackt, wandte er sich um.

„Der Turm, der Turm!“ Iallten seine schreckblaffen Lippen. Und er griff nach dem Feuerhorn. Dampf jagte sein Angstros durch die stillen Straßen.

Schon stürzten Leute aus den Häusern. „Wächter, was war das?“

„Der Turm, der Turm!“ Mehr konnte er nicht sagen. Schreckerstarr lehnte er an der Mauer.

Ja, der Turm war eingestürzt, weil, wie Sachverständige später feststellten, das Fundament auf der einen Seite sich um einen halben Meter gesenkt hatte.

Er hatte das Dach der polnischen Kapelle durchschlagen, und am Boden lag dort auf Schutt, Sparren und Steinen der Türmer.

Der Stadtmedikus untersuchte den Leblosen. Er war nicht tot, nur ohnmächtig, und alle Glieder schienen heil. In der rechten Hand hielt er noch das Messer.

Lange blieb er so besinnungslos. Als er erwachte, konnte er nicht sprechen. Angstvoll gingen seine Augen über die Umstehenden durch den hohen Raum und blieben an der Oeffnung am Dache hängen, durch die in hehrer Höhe der Nachthimmel und die Sterne schauten, die wie Augen Gottes auf den elend Hingestreckten sahen. Da schloß der Türmer die seinen, als ob er den Blick des Hohen nicht ertragen könnte. Ergriffen von der Macht des Großen, der der Herr war über alles, der Herr der Welt, der ihn herabgeworfen und seinen Dünkel mit etnem Hauch seines Willens gebrochen hatte.

Man trug den Hilflosen behutsam in das Hospital. Er ließ es willenlos geschehen. Ein Priester gab ihm die letzte Wegzehrung. Am nächsten Tage starb der Türmer, wie die Chronik sagt, unverlezt, „an dem ausgestandenen Schrecken“.

Der Turm wurde nicht wieder aufgebaut, und heut erzählt nur noch die Geschichte von ihm und dem Türmer, der seinen Einsturz am 27. Januar 1774 mit dem Leben bezahlt hatte.

# Abteilung: Unglücklich Liebende.

Von P. Fuhrmann.

Der Polizeikommissar schob unwillig das Aktenstück zur Seite. „Wir werden uns doch nicht um jede Kleinerei kümmern.“

„Also wieder vorlegen nach drei Monaten“, entgegnete der junge Polizeiaffizient. „Mir kommt die Sache aber nicht richtig vor“, und er sah sich das unscheinbare Inserat nochmals an. Es lautete: Unglücklich Liebende erhalten Rat und Hilfe. Kostenlose Vermittlung. Für Mitteilung von Adressen zahle ich je Stück 1.— Mk.“

Als der Assistent zögerte, brummte der Kommissar noch: „Wir schreiben erst ein, wenn sich jemand meldet.“ Nun pflegte sich aber niemand, der auf ein albernes Inserat hineingefallen ist, zu melden, am allerwenigsten bei der Polizei. Und so vergaß auch der junge Polizeiaffizient die Angelegenheit mit dem Inserat vollständig.

..... Es war die Zeit, wo man wegen aller möglichen Dingen Schlange stehen mußte, bald vorbei. Dennoch war es kein ungewohntes Bild, zu sehen, wie die Polizei aus ruhig Wartenden Schlange formieren ließ.

Auf einer lebhaften Straße in Kattowitz war wieder einmal vor einem Geschäft ein Auflauf entstanden. Der vorbeipatrouillierende Polizeibeamte trat an den Menschenknäuel heran und sorgte dafür, daß man sich paarweise anstellte, damit der Bürgersteig wenigstens zum Teil frei blieb. Dann ging der Beamte wieder weiter, denn die Wartenden machten auf ihn einen so harmlosen Eindruck, daß er gar keine Veranlassung fand, irgend jemand zu fragen, warum er denn hier stände und warte.

Einige Zeit darauf wurde das Polizeipräsidium angerufen und um Schutz gebeten. „Um was für Schutz?“ fragte der Beamte, der scheinbar nicht recht verstanden hatte.

„In einem Hause sind alle Treppen und Hausflure von Leuten belagert, die auf Geld warten.“

„Also sechs Mann sofort losfahren“, sagte der Wachhabende und wiederholte die Hausnummer. Als die Polizei dort ankam, sah sie das Haus von einer dichten Menschenmenge belagert. Sofort wurde die etwas in Unordnung gekommene Schlange wieder aufgefrischt. Dann stellte es sich heraus, daß der Kopf der Schlange nicht vor irgend einem Geschäftsladen stand, sondern sich im Treppenschlur verlor und dort bis in den zweiten Stock hinaufkletterte. Der Oberwachmeister drang bis vor eine Wohnungstür vor, sah,

daß sie offen war, sah im Flur Leute stehen, die geduldig warteten, sah auch, daß hin und wieder jemand herauskam. Er fand alles in Ordnung, wenn auch hier und da einer im Hause murrte, daß es da oben so lange dauerte.

Der Beamte ließ nun bis auf 10 Personen das ganze Treppenhaus räumen; denn dieses war gerade nicht sehr geräumig. Alle anderen mußten auf der Straße warten. Dadurch wurde die Straßenschlange nur noch ansehnlicher. Darauf konnte der Beamte aber keine Rücksicht nehmen. Schließlich war die ganze Sache nicht halb so schlimm, und so zog er, nachdem er lediglich zwei Mann vor den Hauseingang postiert hatte, wieder mit der übrigen Polizeimannschaft ab. Die beiden Türwächter aber sollten nur so viele Personen ins Haus hereinlassen, als hinaus kamen. Nun dauerte die Abfertigung einer Person im 2. Stock stets eine volle Viertelstunde, und es kamen immer mehr Leute an, die herauf wollten. Aber was ging das schließlich sie an. Allerdings war ein Ende dieses Schlangentebens überhaupt garnicht abzusehen, wenn das Tempo der Abfertigung sich nicht beschleunigte. Die Polizeibeamten beruhigten sich aber, indem sie so nach und nach mit den Nächststehenden ein Gespräch angingen. Und das schien garnicht so schwer, denn es waren verschiedene junge Damen darunter, mit denen es sich gut plaudern ließ, auch wenn man im Dienst war.

In einer anderen Gegend der Stadt war am Vormittage desselben Tages ein Auskunftsbüro eröffnet worden. Der Unternehmer ließ es an keinen Kosten fehlen. Um 12 Uhr konzertierte eine Musikkapelle vor dem Schaufenster, in dem eine auffallende Reklame angebracht war. Gegen 4 Uhr aber hing er vom Dachfenster aus eine lange Buchstabenreihe herunter, an deren unterem Ende ein großes Plakat hing: Abteilung für „Unglücklich Liebende“ war die Aufschrift auf dem langen Streifen, der über vier Stockwerke reichte. Das Plakat dagegen gab die Hausnummer an, wo sich die Abteilung für unglücklich Liebende befand.

Alle Vorübergehenden lachten. Bald aber sprach es sich herum, daß vor dem Hause, auf welches das Plakat hinwies, was los sei. Wie ein Rauffeuer verbreitete sich die Parole unter allen Passanten: Auf nach der „Abteilung für unglücklich Liebende“, dort sei was zu sehen.

Wirklich traf man dort bereits einen großen Auflauf, der sich um eine stattliche Menschenlange gebildet hatte. Da aber am Kopf der Menschenlange zwei Polizeibeamte friedlich und ruhig dastanden, fand man die Sache in bester Ordnung und wollte schon weitergehen. Da aber fiel es auf, daß in der Menschenreihe, die da Schlange stand, auffallend viele junge Leute beiderlei Geschlechts sich befanden.

Und immer mehr Neugierige kamen hinzu, die über das ganze Gesicht grinsten und ihre Witze machten. Schließlich merkten die Anstehenden, daß sie die Zielscheibe des Spottes der anderen waren, und es entstanden bald große Lücken in der Schlange. Immer wenn irgendeine junge Dame die Flucht ergriff oder ein junger Mann aus der Schlange heraustrat, erhob sich in der großen Zuschauermenge ein großes Gelächter. Plötzlich schienen es alle zu merken, daß es was nicht in Ordnung sei, und die beiden Polizeibeamten standen bald allein vor dem Hause. Die Menge zerteilte sich unter großem Lallol. Und auch die Beamten gingen kopfschüttelnd zur Polizeiwache zurück. Im übrigen hielten sie die ganze Sache für belanglos und machten nur oberflächlich Rapport, oder aber ihr Vorgesetzter überhörte die Sache. Kurz und gut, sie kam ins Vergeffen. . . . .

Zwei Tage später las man in der Zeitung folgenden Artikel: „Polizei läßt unglücklich Liebende Schlange stehen“.

Auf einen eigenartigen Reklametrick verfiel das hiesige neue Reklame- und Auskunftsbüro „Tempo“. Vor einiger Zeit verschaffte es sich durch ein unauffälliges kleines Inserat die Adressen von unglücklich Liebenden oder von solchen Leuten, die in intimen Angelegenheiten Rat brauchen. Da außerdem Geld versprochen war für Leute, die die Adresse von solchen Leuten angeben könnten, so war der Eingang von Meldungen ein rie-

seugroßer. Das Büro „Tempo“ ließ nun am Tage der Eröffnung alle, die sich gemeldet hatten, nicht nach dem Büro, sondern nach der Privatadresse des Inhabers kommen, wo dieser jeden einzelnen recht langsam abfertigte. Inzwischen wurde aber durch ein richtiges Plakat vor dem Büro darauf hingewiesen, daß auf der Straße, wo der Inhaber wohnte, sich alle unglücklich Liebenden der Stadt befänden. Niemand wollte sich das Schauspiel entgehen lassen, alle unglücklich Liebenden aus der Stadt hineinziehen zu sehen, und es spielten sich nun vor dem betreffenden Hause sehr ergötzliche Szenen ab. Mancher konnte manchen Bekannten und manche Bekannte in einer Schlange anstehen sehen. Aber als man merkte, was los sei, war die ganze „Schlange“ wie vom Erdboden verschwunden. Merkwürdig war nur, daß die hohe Polizei selbst erschienen war und durch ein Aufgebot von Beamten den Verkehr regeln half. Man fragt sich: War die Polizei in den Reklametrick eingeweiht? Sicherlich hatte sie ein Interesse daran, daß alle unglücklich Liebenden der Stadt zu ihrem Recht kommen. Man kann der Polizei nur dankbar sein, daß sie sich der Ärmsten angenommen hat. Vor dem Spott des Publikums konnte sie aber selbst ihre zartesten Schützlinge nicht bewahren.“

. . . . . Der Polizeikommissar kam unwirsch ins Dienstzimmer des jungen Polizeiaffistenten: „Krause, warum haben Sie mir das Inserat nicht gemeldet?“

Der Angefnauzte sagte kein Wort, suchte nur das Aktenstück „Verdächtige Zeitungsmeldungen“ hervor und zeigte nur die Verfügung „Zu den Akten, nach drei Monaten wieder vorlegen“.

. . . . . Wenn in Kattowitz nur alle Zeitungsmeldungen so verdächtig gewesen wären, denkt heute der Polizeiaffistent, dann sähe ich nicht in Niederschlesien, fern von meiner oberschlesischen Heimat.

---

---

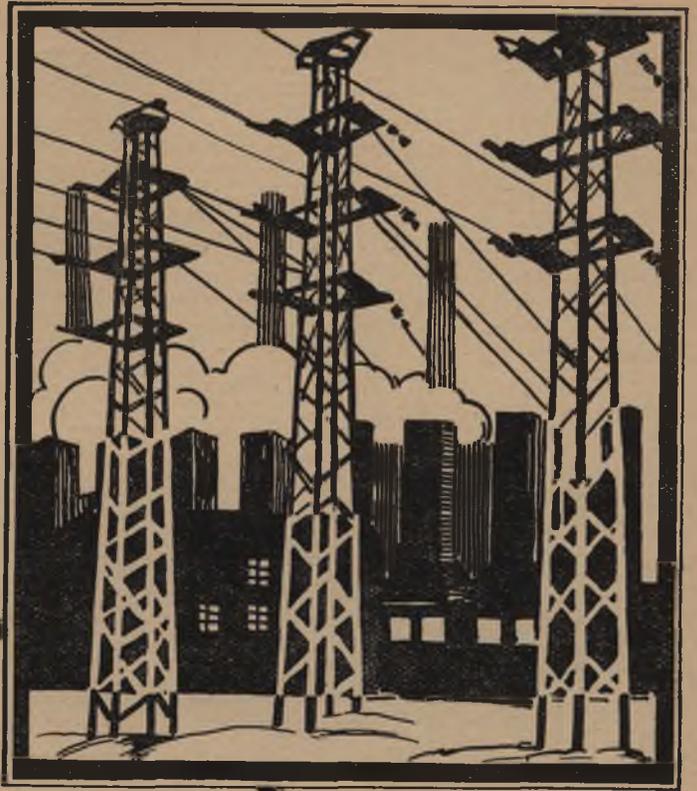
## Versteckrätsel.

Aus folgenden 18 Wörtern suche man je drei aufeinanderfolgende Buchstaben heraus, die im Zusammenhange gelesen, einen Bibelspruch ergeben.

Die Wörter heißen:

Extremadura, Hochwild, Reibeisen, Heiligtum, Hohentwiel, Schäferhede, Inhaltsangabe, Mausefalle, Geburtstag, Lautsprecher, Grundmauer, Brandursache, Tauchvorrichtung, Berjerker, Scharlatan, Hindernis, Lichtschalter, Nachtschatten.

Else Rostalski.



*Königshütte 1850.*



*Königshütte*



BRÜCKEL.

# Königshütte.

Mitten in der Stadt, so inmitten wie in keiner anderen des Ostens, erheben sich die gewaltigen Eisenkonstruktionen, Schloten und Krangerüste der Königshütte, dem neben der Gleiwitzer Hütte ältesten Eisenwerk, das mit Koks arbeitete. Nur wenige Schritte davon entfernt liegt als der Mittelpunkt einer neuzeitlichen, um 1868 zur Stadt erhobenen Drtschaft, der Ring mit dem modernen Rathaus. Und noch ein Kuriosum liegt gleich dicht dabei, wohl auch einzigartig in seiner Art für ganz Mitteleuropa: der Hüttenteich, der an die eine Ringecke angrenzt.

Diese so gegliederte Stadt zählt nach städtebaulichen Gesichtspunkten zu den sogenannten gegründeten und nicht gewachsenen Städten. Zum Unterschiede von Hindenburg z. B., das, trotzdem es ebenfalls als Stadt ganz jung ist, eine gewachsene Siedlungsanlage ist. Den Erbauern von Königshütte schwebte noch die Idee vor Augen, mit welcher die mittelalterlichen Städtebauer ihrer Aufgabe gerecht wurden, daß eine Stadt ungefähr in ihrer Mitte einen Ring haben müßte mit einem Rathaus in seiner Mitte oder doch an einer Ringecke, und daß sich auf diesem Ringplatz der Hauptteil des städtischen Lebens abspielen müßte. Aber die Bedürfnisse des organisch wachsenden Lebens sind andere. Sie allein, nicht der Wille der Gründer, bestimmen die Prägung des städtischen Gesichtes. So bildet auch in Königshütte die langgestreckte Straße die Hauptverkehrsader, und zwar im Nordteil die Kronprinzenstraße und im Süden die ehemalige Kaiserstraße. Diese Eigentümlichkeit, daß in der Hauptachse Straßen mit betontem Verkehrscharakter den Mittelpunkt einer Stadt bilden, teilen die ober-schlesischen Städte, z. B. auch Kattowitz, Hindenburg und Gleiwitz, mit den Kolonialstädten in Nordamerika. Ebenso rasch haben sich auch Menschen hier in ungeheurer großer Anzahl zusammengefunden, aus aller Herren Länder und verschiedene Sprachen sprechend, daß man öfters den Vergleich zwischen Amerika und Oberschlesien gezogen hat.

Und doch ist es nicht so lange her, daß noch in diesem Häusermeer, das wir heute Königshütte nennen, z. B. noch ein idyllischer Badeort (Heilquelle und Badehaus) sein Dasein fristete, von dem noch kleine Porzellantäschchen mit der Aufschrift „Zum Andenken an das Bad bei Chorzow“ die einzige Erinnerung sind. In den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts fanden unsere Vorfahren den Aufenthalt hier so erquickend, daß sie ihn zu Heilzwecken suchten. Aber noch 1888 war die von Wild und Federvieh belebte Natur noch so ergiebig, als ob man hier mit-

ten im Walde wohnen würde. In der städtischen Jagd brachte der Pächter damals zum Abschluß: 26 Hasen, 8 Rebhühner, 11 Wachteln, 5 Wiesel, eine wilde Ente, 4 Krammetsvögel, einen Raubvogel, eine Möwe, ein Wasserhuhn und 2 Eisvögel. Man sieht, es waren seltene Exemplare genug, die im Bereich einer Stadt geschossen wurden, die sich schon damals rühmen konnte, bereits 7 Volksschulen erbaut zu haben. Gegen einen solchen Abschluß würde man heute vom Standpunkt des Naturschutzes mit Recht Verwahrung einlegen. Aber so ähnlich mag es wohl in allen Kolonialstädten gewesen sein.

Das starke Anwachsen der Einwohnerzahl von Königshütte datiert erst von 1840 ab. Während 1813 hier nur 134 Bewohner gezählt wurden und 1840 deren 778, waren es 1864 schon 1144 und 1875 schon 26 032. Allerdings war durch die Stadtwerdung die Eingemeindung in Fluß gekommen. Auch war erst vier Jahre nach der Stadtwerdung (1868) der Personenverkehr der Eisenbahn für Königshütte eröffnet worden. Daß in damaliger Zeit allgemein Königshütte für den Schwerpunkt der ober-schlesischen Industrie angesehen wurde, geht auch daraus hervor, daß die erste polnische Zeitung („Katołk“) damals von Nikolai nach Königshütte verlegt wurde, wo man sie in der deutschen Druckerei von Ploch herstellte. Von 1881 bis 1885 wurde der „Katołk“ hier gedruckt. Es schien eine Zeitlang, als würde Königshütte das Herz des Industriebezirks werden. So zählte es bereits 1883 vier Teilnehmer des öffentlichen Telephonnetzes, ferner sehr zeitig eine öffentliche elektrische Straßenbeleuchtung und vieles andere, was in anderen älteren Städten Oberschlesiens erst viel später eingerichtet wurde. Das Postamt Königshütte z. B. nennt das Jahr 1802 als dasjenige seines ersten Bestehens. Für seine Einrichtung mag die damals eben in Betrieb genommene Königshütte (1799—1802 erbaut) maßgebend gewesen sein, nachdem schon seit 1797 die Einrichtung des Förderbetriebes auf der Königshütte durch Maschinenkraft diese zu einer technischen Bildungsstätte für Fachleute von weit und breit gemacht hatte. Als Entstehungsjahr der Königshütte gilt allgemein das Jahr 1791.

Wirken diese trockenen Zahlen auch wie ein dürres, durchscheinendes Bild, so zeigt doch die verhältnismäßig kurze Geschichte der Stadt, daß es nicht unbedingtes Neuland war, auf dem Königshütte angelegt wurde, sondern die Eigengeschlichkeit des Landes wirkt auch in die Geschichte der Stadt ihre Schatten hinein. Dieser kommt aus dem be-

nachbarten Chorzwow, einem uralten Dorfe, das jahrhundertlang klösterlicher Besiz war. Ursprünglich gehörte kirchlich das Gelände unserer Stadt zur Pfarrei Chorzwow. Noch 1889 bildete ein großer Teil der Südstadt einen Teil der Parochie Chorzwow, und immer noch weigert sich die kirchliche Behörde, diesen Teil der Stadt aus dem kirchlichen Dorfverbande zu entlassen, sodas der Tote, der nach ober-schlesischem Brauch erst in der Kirche eingeseget werden soll, aus der Stadt aufs Dorf gebracht werden muß, ehe er seine letzte Ruhestätte findet. Heute lächelt man über solche Verhältnisse, die noch gar nicht so lange her sind, und die in den mittelalterlichen Besitzrechten der Kirche ihren Grund haben und sich bis in das moderne Gefüge einer großen Industriestadt durchsetzen. Die erste eigene Kirche besitzt Königshütte seit 1850: St. Barbara, die erste Apotheke seit 1847 in Erdmannswille, der nachmaligen Kaiserstraße.

Allerdings muß man sagen, daß man noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts mehr als heute verstanden hat, Feste zu feiern und so doch hin und wieder eine gewisse Naturverbundenheit des Volkes von Zeit zu Zeit aufleben zu lassen. Als 1884 nach Fertigstellung der Wasserleitung von Tarnowitz bis Königshütte durch den Bergfiskus das kostbare Raß zum ersten Male nach langer Wassernot wieder den Einwohnern unserer Stadt

floß, versammelten sich alle Beamten der Bergverwaltung und der Stadt nebst vielem Volk, um den ersten Tropfen mit feierlichen Worten zu begrüßen. Die ganze Anlage hatte 700 000 Taler gekostet, für damalige Zeit eine enorme Summe. Heute versteht man zwar auch, viel Geld auszugeben, aber man versteht es nicht, die Erdverbundenheit des Menschen an die Kräfte der Natur dem Volke zum Bewußtsein zu bringen. Heute lebt man stumpf neben dem Wasser daher, das mit eins der stärksten Kräfte unserer Heimat ist, die sie hat, und die sie dem Menschen für seine gewöhnlichsten Bedürfnisse segenspendend hergibt. So wie man damals die erste Wasserleitung feierlich eingeweiht hat, müßte man heute jeden Kinderplatz, jede öffentliche Grünanlage, jeden Weg, jeden Straßenbahnwagen, jede Lokomotive, jede öffentliche Neuerung sozialer Art festlich begehen, um das Gemeinschaftsgefühl zu fördern und zu pflegen Gerade Städte, wie unsere Industriorte in Oberschlesien haben es doppelt nötig, Gemütswerte zu bilden, allerdings nicht in dem Sinne kitschiger Romantik aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, welche die geistige Mutter der nationalistischen Erzeße unserer Tage war, die so garnicht in das Gefüge des modernen Wirtschaftslebens hineinpassen wollen und auch nicht da hineingehören.

## Der Bergmannsmittagstisch.

Von Otto Suchland.

Die folgende Erzählung schildert die Erlebnisse des Verfassers, der in der Zeit der Inflation längere Zeit selbst als Bergmann unter Tage im Waldenburger Revier arbeitete. Die Studie schöpft vor allem die Eigenheiten der Waldenburger Bergmannssprache aus. (D. Red.)

Ein gewisses kameradschaftliches Verhältnis hatte sich im Laufe der Zeit zwischen meinen Arbeitskameraden und mir wohl von selber herausgebildet, aber es hielt nicht. Man verlor sich immer wieder. Den jungen Lehrhauer hatte ich seit seiner Hilfeleistung überhaupt nicht mehr zu Gesichte bekommen. War er in eine andere Schicht versetzt worden oder in die neu gebildete Abteilung, die eine neue Strecke im Berg vorzutreiben hatte, ich weiß es nicht. Setzen Namen kannte ich nicht und er nicht den meinen; so hatte uns auch kein Zufall über Tage mehr zusammengeführt. . . .

Beim Abrubbeln in der Badekaue hatte mich nun einmal jemand gefragt:

„Sag amoll, wu speißt d'n du'n eenglich?“  
 „Ich gab ihm Bescheid: In Salzbrunn, in einer kleinen Kneipe, im Hause, wo ich wohnte.“

„Nu, was hott's 'n doo asu?“

„Feine Sachen.“

„Nu was hott's 'n zum Bleistift gastern gegäben, he?“

„Milchreis mit Aepfeln, vorher Suppe“, sagte ich ahnungslos, „nachher Eingemachtes.“

Ich glaubte in dem Augenblick, die Brausen wären alle zerplatzt, und die Decke des Badehauses ginge nieder. Es hatten einige unserem Gespräch zugehört, und meine Worte hatten die verblüffendsten Gefühle ausgelöst.

„Aee Fleisch?“ fragte der andere noch. Ich wurde wütend und schmiß ihm die Bürste vor die Beine. Er mußte sich selber abseifen, was ihm ganz gut gelang, weil er sich vor Sachen bog.

Da kam ein Alter auf mich zu, derselbe, der mich nach meiner ersten Böhnung gefragt hatte, und brabbelte:

„Nee nee, mei Sühnl, wannse bei ins bleiba wulln, doo mißsaje anderischer labo, juste gtehnse var de Hunde. Jauchekließla und Fleesch und ver olla Dinga Wampatneppel!“ Ich ließ mir das nachher übersezzen; es hieß: Brühlflöße, Fleisch und vor allen Dingen schleifische Knödel.

Meine Ernährungsweise sprach sich herum. Man erzählte sich, wie ich hörte, man hielt mich für einen frommen Juden, gäbe mir bloß leichte Speisen zu essen, damit ich einen guten Stuhlgang hätte. Wie sehr ich mich zuerst auch ärgerte, ich hab's den Kumpels nachher gedankt; ich kam von der bürgerlichen Esserei los und zu einem richtigen Bergmannsmittagsstische, an dem ich mich wohlfühlte. . . .

Ein reines Rattenloch von Freundschaften war das kleine Nest, das ein Bäckermeister Klubsch in Dittersbach den Bergleuten eingerichtet hatte; vor allem dessen Frau, eine tüchtige Wirtin, die in ewigem Kriege mit den Kumpels lebte, aber etnen Narren an ihnen gefressen zu haben schien; denn sie drohte stets, sie alle rauszuschmeißen, wenn ihr das Treiben zu toll wurde, besann sich aber immer wieder. Sie hatte viele junge Leute in voller Kost bei sich wohnen, andere aßen meist nur zu „Mittig“ dort, wie ich.

Es gab v'el Fleisch bei Frau Klubsch, vor allen Dingen aber schleifische Klößel, das Heingericht des Schlesiens.

Wenn zum Nachtsich nicht einer den „Mundhobel“ bearbeitete, spielte das „Bergmannsklavier“, d. i. eine Ziehharmonika, oder gar die „Kapelle“, eine schaurige Musikwalze, die glücklicherweise meist von unseren Unterhaltungen überlärrt wurde.

Das Neueste, was ein Kumpel aus Breslau eingeführt hatte und was man sich bald gegenseitig hier zusteckte, war die „Nachtpost“. Mein Nachbar las sie gerade mit Helldenmut.

Ich war mit meiner Suppe beschäftigt gewesen und hatte zuerst garnicht darauf geachtet, was er trieb, da merkte ich plötzlich, daß er an dem Wortsaß auf der dritten Seite oben herumbuchstabierte, während er soeben noch unten auf der ersten Seite bei der Geschichte unterm Strich sich aufgehalten hatte.

Da ich gut mit ihm stand, wollte ich einen Scherz machen, indem ich mich über ihn beugte und mit dem Finger auf das letzte Blatt der Zeitung wies, wo die scheinbar sehr schlüpfrige Erzählung weitergeführt wurde, und sagte lachend:

„Du, das geht hier weiter!“

Er stuzte, guckte sich die ganze Sache an, und kein Kunsttrichter hätte ein treffenderes

Urteil über den sich immer gleichbleibenden Inhalt dieses aufsehenerregenden Blattes abgeben können:

„Oh, luß ock, is paßt oo asu!“

Mit meinem Nachbarn verbanden mich freundschaftliche Beziehungen von „oben“ her, die eigentlich aus einer für mich sehr peinlichen Angelegenheit „unten“ entstanden waren. Er hatte mich deswegen zur Rede stellen wollen und hatte vor der Grube auf mich gewartet.

Er fuhr sofort auf mich los, als er mich kommen sah.

Ich verstand zuerst sein sich überstürzendes Gebelfere überhaupt nicht und bat, er möge sich den Stärkgegummi einen Augenblick aus dem Munde nehmen; es würde zu einer leichteren Verständigung beitragen. Was los wäre, fragte ich. . . . Er hätte eine dicke Zigarre vom Fahrhauer meinetwegen erhalten, erklärte er wütend, weil ein Wagen vor Ort bei ihm angerollt wäre, der eigentlich auf der Stelle foundso hätte landen müssen, wo ich beim Ausbau der Schießkammer mit einem alten Hauer beschäftigt gewesen war.

Ja, was ich denn hätte tun sollen, fragte ich.

„Aufhaaln soll'n hättst'n!“ brüllte er.

Ich wäre aber sehr froh gewesen, daß ich ihn garnicht gesehen hätte, erwiderte ich gleichmütig. Die Verwaltung könnte überhaupt zufrieden sein, daß der Berg dort zu Ende gewesen wäre. Wie leicht hätte der Wagen noch weiterfahren können, wenn da ein Loch gewesen wäre; er wäre dann im Berge verschwunden und die Verwaltung hätte das Nachsehen bloß gehabt.

Ob ich auch noch Wize machen wollte, fragte er.

„Ja“, sagte ich, denn ich merkte, daß ich auf besondere Art mit ihm auskommen könnte. Ich wollte mein Unrecht, auch als Ersatz für den Stärkgegummi, gutmachen.

Ob denn die Zigarre groß oder klein gewesen wäre, die er vom Fahrhauer hätte einstecken müssen, erkundigte ich mich, indem ich meine Zigarettentasche hervorzog und ihm die Stengel zum Ansehen zeigte.

„Biemlich gruuß“, brummte er.

„Was hast du dir's aber auch gefallen lassen vom Fahrhauer? Ich hätte ihm meinen Beutel hingehalten, so:

„Auch eine gefällig, Herr Fahrhauer?“ (Er bediente sich rasch).

Er steckte sich lachend den Toback in Brand und knurrte nur:

„Das oock hättst du daderbei wul aber lieber sch weggeloon, he?!“

Dann nannte er mich „Kohlenbeförderungsassistenten“, was in der Sprache der Kumpels als Uk für Werkleute wie mich

gilt, und wir trollten gemeinsam zum Mittagstisch.

Einmal hat ich ihn, auf mich zu warten, als er vorzeitig von dort aufbrechen wollte, ich wäre auch bald fertig und käme mit.

Er wohnte auf der Berglehne, die dem „Wetterschacht“ in Dittersbach gegenüberlag, und ich wollte ihn ein Stück ins Freie hinaus begleiten. Er war ein duster Junge, des Sonntags sah er immer „schnaste“ aus, trug da ein richtiges Oberhemd, keinen „Hemdstecker“ etwa bloß wie die meisten, wenn sie mit ihren Mädels ausgingen; einen richtigen „Untertagsingenieur“ hieß ich ihn dann, und sein volles Gebiß strahlte mir entgegen, aus dem seitwärts ein Goldzahn blitzte, denn er hielt in allen Dingen auf sich.

Vor dem „Wetterschacht“ hielten wir eine Weile an und unterhielten uns. Unten lagen die Fördertürme in Ruhe. Es war Feiertag. Der Schnee glitzerte und gleißte.

„Du“, fragte ich, „wollen wir nicht einfahren? Du fährst, und ich mach' die Fahrung!“

„Nee, mei Lieber“, erwiderte er schlagend. „Doo mißt ich merr zer Sicherheit ju uuf a Klupp stellen, daß die — und de fährst merr winst die Beene blutig ab!“

Aus solchem Gequatsche und Gekohle war zwischen uns ein Ton entstanden, der sich auf alle Dinge erstreckte, alles durchhegelte, nichts ausließ, vor allen Dingen eben die Arbeit unten nicht, die mir noch viel Schmerzen machte. Es war eine Leze für mich, beim Mittagessen auf meine Angelegenheiten zu kommen, meine Wut auszulassen, ihnen von meinen Erlebnissen zu erzählen, in meiner Sprache ihnen alles zu benennen, was mich bedrückte.

August, ein Westfale, rief mir lachend zu:

„Du möcht'st wohl ooch lieber auf'm Affenbrotbaume sitzen und die Beine runterbaumeln lassen, daß dir der Mannazucker bloß so ins Maul fällt!“ „Münchhausen“, so nannte ich meinen Freund, sagte, während ich mir mit den Knödeln zu schaffen machte: „Siste, siste, bein Assa da schwitzte, bein Arbeeete aber, da frierschte . . .!“ Es war wie eine geheime Verabredung zwischen uns, einander herauszufordern. Ihre mannigfachen Kraftausdrücke kannte ich freilich zur Genüge, aber durch diese Wortplänkeleien lernte ich auch ihre Kunstausdrücke verstehen. „Was dich nicht brennt, das blase nicht“, heißt es im allgemeinen wohl sehr richtig; aber ich blies hier in die Flammen, daß sie lichterloh brannten. Sie gerade beleuchteten mir vieles, was mir sonst verborgen geblieben wäre. Ich lernte ihr Denken kennen über die verschiedensten Dinge des Lebens, ihrer „Welt“ überhaupt. Es schadete nichts, daß ich sie über mich selbst zum Lachen reizte

mit meinen Bemerkungen, die ihnen zeigten, wie sonderbar sich ihr Bild noch in mir spiegelte. Sie erwiderten meine Fragen nur umso aufrichtiger, je dämlicher ich sie stellte, und starrsinnig wie ein Dackel beharrte ich zuweilen auf meinen Ansichten, um desto deutlicher die ihrige zu hören im scherzhaften Gelärm dieser Unterhaltungen. Münchhausen, bei dem auf einen Schelmen andert halbe kamen, trat mir dabei dicht zur Seite, hieb immer in dieselbe Kerbe wie ich, bis manchmal der Boden unter uns zusammenbrach. Der Westfale wurde von ihm erledigt; denn er war übelnehmisch, und das vertragen wir nicht. Münchhausen sagte, er hätte Raupen im Schädel, weil er aus dem Goldlande Westfalen nach dem Hungerlande Waldburg eingewandert wäre, die krähen ihm noch mal das ganze Gehirn weg. „Daß nur gut sein“, suchte ich zu beschwichtigen, „er hat einen offenen Kopf!“, und ich ahnte nicht, welches Gewitter ich da bloß heraufbeschworen hatte, denn der Westfale glaubte, ich meinte die — englische Krankheit. Er kam übrigens bald weg, da er durch die Neubesezung des Monats Mittagsschicht verfahren mußte, und wir sahen ihn nicht mehr an unserem Mittagstische. Die Unterhaltungen unter uns wurden dadurch nur herzlicher.

Einmal brachte ich das Gespräch auf die Tiere.

„No, wie d'n!“ machte Münchhausen. Er tat, als wollte er es abstreiten, daß es überhaupt Tiere unten gäbe, seit die Rösser, die guten Freunde der Bergleute, abgeschafft wären.

„Nun, Raubtiere und so . . .“, half ich ihm auf; denn ich merkte, er hatte heute seinen guten Tag. Ich wollte ihn reizen, ich wußte, da würde er mir am ehesten einen Bären aufbinden. Nachdem er mich von der Seite angeschaut und belangloses Zeug zuerst von „Beißkäfern“ und anderem Gewürm geäußert hatte, kam er endlich auf die Ratten, die unten wirklich eine größere Plage sind. Er wurde nun ganz versöhnlich und erzählte, wie er eine gebändigt und gezähmt hätte. Seiltanzen hätte sie lernen müssen, ehe sie zu ihrem Bissen gekommen wäre. Er hätte ein Stück Brot auf einem Draht in der Mitte befestigt. Mächtig geschrien hätte sie zuerst und sich das Bein gequetscht. Nun blies er auf beiden Backen, als ich ihm beigepflichtet hatte, daß diese häßlichen Tiere ganz abgefeimte Biester wären, die aus Delfässern über Tage sich Nahrung holten, indem sie statt der Schnauze die Schwänze in das eble Naß steckten, das sie anders nicht erreichen könnten, ja, daß man sogar beobachtet hätte, daß sie Eier auf diese Weise fortschleppten, daß sie sich auf den Rücken legten, die Eier auf ihrem Bauche verpackten und samt ihrem Raube

sich von den Genossen an den Schwänzen wegziehen ließen . . . Eifrig stimmte er mir zu, er hätte ein altes Rattenehepaar einmal gesehen, das den ganzen S . . . Kübel vor sich her schob, der Alte mußte vornweg ziehen und die Alte stieß. Ich focht die Glaubwürdigkeit dieser Geschichte an. Münchhausen aber wurde wütend. Er hätte zuerst selber seinen Augen nicht getraut, hätte sich hinter einer Wetterlutte dann versteckt, um die beiden zu belauschen, wenn sie auf dem Gestänge an ihm vorüberzögen; da wäre plötzlich an einer Schlaufe der Fahrhauer aufgetaucht, und die beiden wären über ihren bösen Wetter so erschrocken gewesen, daß sie eiligst gemacht hätten, daß sie fortgekommen wären. Dabei hätte der Alte im Sprunge aus Versehen an den Kübel gestoßen und er wäre umgekippt und übers Gestänge gelaufen. Die Viester wären verschwunden geblieben und er selber hätte den ganzen Krach vom Fahrhauer abbekommen, weil er's, ebenso wie ich nicht hätte glauben wollen, daß er die Schweinerei nicht selbst verschuldet hätte . . .

Ich kam mir nun bloß vor wie der Esel in der Löwenhaut, der nicht zu Brüllen wagte, weil er sich erkannt fühlte, und nur dem echten Leuen schmeicheln konnte, indem er sagte: „Gut gebrüllt, Löwe!“, was den andern jedoch zu noch größerem Uebermut herausforderte; denn was Münchhausen jetzt auspackte als „Geschehnis“, sah der Wirklichkeit nicht so ähnlich wie ihm selber und seiner außerordentlichen Einbildungskraft. Ein andermal wäre ihm zu seinem eigenen Entsetzen eine riesengroße Ratte aus der Rocktasche der Arbeitskluft entgegengesprungen, als er sich gerade sein Frühstück hätte holen wollen. . . .

„Nun, und . . .?“ fragte ich. „Hat sie das Brot gefressen?“

„Nee, se war et de falsche, sie holte meinen Priem weg. Ich war fuchsteifelswilde, sie oo, macht ma soan; denn gloob's oder gloob's nich, wie tech dem Luder noachgieh, sitzt das Brest am Gestänge und . . . spuckt Bogen . . .!“

In Sachen meines geheimnisvollen Berufs, mit dem ich selber garnicht geheimnistuerisch zurückhielt, hatten sich einige, durch meinen Freund Münchhausen aufgestachelt, manchmal schon mit Anligen vergeblich an mich gewandt, für deren Erfüllung meine Kunst niemals hätte ausreichen können, aus dem einfachen Grunde, weil ihr keine Bauherkräfte innewohnten, der Art etwa, wie sie der russische Graf in Wedekinds „Liebestrank“ vom Hauslehrer seiner Kinder für sich verlangte.

„No mach mol!“ war alles, was Münchhausen mir auf meine abwehrenden Vorstellungen hin erwiderte.

„Mit eurer Sprache Gedichte machen, ist schwerer noch als mit eurer großen Schaufel unten Kohl!“ entgegnete ich.

„No, worum?“

„Weil ich sie noch nicht verstehe . . .“

„Ju, ju“, fiel er sofort ein, „schoo wenna 'ne Schaufel blußig sitt, wirda biesel!“

„Es hat auch gar keinen Zweck, daß ich's lerne!“ fügte ich hinzu.

„No, worum?“ fragte er.

„Weil mich dann, wenn ich's könnte, „oben“ überhaupt kein Mensch mehr verstünde“, sagte ich wütend.

„No mach ock, ferr hier blußig!“

Er konnte einen schwach machen. Um abzuschrecken, dichtete ich:

Ma hängt mei Veruff oa da Sohle,  
Zhr Kumpels, doas merk' iech wohl,  
Fize moache iech „unten“ Kohle . . .

„Kohl!“ schrie Münchhausen, der mich, im Sinne der Bergmannssprache auf mein Geheiß immer verbesserte, und es recht gern tat, weil er da seine Ueberlegenheit am meisten spürte.

„Bart's doch ab“, erwiderte ich, „ich bin ja noch gar nicht fertig:

Fize moache iech „unten“ Kohle,  
Suste machte iech „oben“ Kohl . . .!“

„Oberkohl!“ gab Münchhausen seinen Senf darauf.

„Nu mach ock jebe Ernst!“ drängte er weiter.

Ein Kumpel hatte sich „enne Kreele gekooft“, erklärte er mir, und er wollte sie „rumkrieg'n“, dabei benötigte er meine Kräfte. . . .

„Es wird ihm ja doch nichts nützen . . .“, wandte ich ein.

„No, mach ock!“

„Na also, da sag deiner Duenna“, entschloß ich mich:

„Fech bien blußig Schleppe bei Dir,  
Liebes Kind, und Gans . . .!“

„Zhr . . . duht euch doch schon?“ fragte ich.

„Nu, ju, ju; nu, nee, nee . . .!“

„Na, da weiß ich schon Bescheid!“ antwortete ich, dichtete ein Gedicht, schrieb's mit hochdeutscher Falschschreibung auf und reichte es Münchhausen. Er las sich's durch, übersah die Rechtschreibung, beurteilte das Wesentliche, sagte:

„Da . . . fliegt se nicht!“ und gab's dem Liebhaber.

Am nächsten Mittag kam er sofort an:

„Siste, hwa iech's nie bale gesoat?! 's hott nicht gehulfa!“ Und den andern verhöhnhte er nur:

„Hätt'st 's a ock lieber alleene gesoat!“

„Das habe ich mir gedacht“, gestand ich ehrlich.





Hochaltar, Kanzel und Gegenkanzel der Wallfahrtskirche Pischow, Kr. Rybnik.

„Nu, zu was moacht'n ihr ock ieberhaupt asu was? Das hott doch do ieberhaupt kenn Zweck nimme!“

Ich mußte ihm leider recht geben.

Nach kurzer Zeit aber kam sofort ein anderer wieder. Der hatte bei seiner Liebsten durch sich selber Glück gehabt . . . und wollte sie nun durch mich — loswerden.

Ich weigerte mich entschieden, meine Hand zu solchem Spiele zu reichen.

„Na luus, mach ock!“ sagte Münchhausen. „Verleichte ward's besser“, tröstete er, als er mich ganz geknickt dasthen sah. Die Sache schien ihm sehr lustig Spaß zu machen.

„Mach ock . . .!“

„Gut. Also schreib auf:

„Verliebte Purische merr Bergleute san,  
Merr brecha die Kohle, das . . .“  
„ . . . das Kohl, heekt's“, unterbrach er mich. . .

„Schön:

. . . Merr brecha das Kohl un das Arz;  
Drum bleib merr vom Halse, mei Liebes  
Kind,

Sulle brech ick derr oo noch 's Harz . . .!  
Fertig!“ schloß ich. „Ob's aber helfen wird“, setzte ich vorsichtigerweise hinzu, „das . . . weiß ich nicht!“

Da hatte der Münchhausen einen Gedanken:

„Nu . . . was soaste doo nie statt's „Harz“ haale:

. . . Sulle brech ick derr oo noch 'n Hols?“

„Mein“, rief ich entsezt, „so deutlich darf man in der Poesie nie werden; das ist dann keine . . . Kunst mehr, wenn man aufrichtig ist!“

„Schadel!“ sagte Münchhausen. Wir belamen leider andere Sorgen, sodasß ich nie erfahren habe, ob in diesem Falle die „Poesie“ etwas geholfen hat.

---

---

## Der Reiher.

Von Albert Reith, Wien.

Kaum hatte der Rechtsanwalt Dr. Norden sein Haus verlassen, war seine junge Frau auch schon im Arbeitszimmer. Man mußte immer gleich nach ihm die Fenster öffnen, denn der Qualm war furchtbar. Auch Ordnung gab es jedesmal zu machen; denn Doktor Norden hatte die Gewohnheit, alles kunterbunt auf dem Schreibtisch liegen zu lassen.

Da fand sie ganz zufällig neben dem Schreibtisch, von dem Teppich fast vollkommen verdeckt, einen zerknüllten Zettel: „Lieber Freund, die Probe ist heute abgesagt worden. Vielleicht kannst Du Dich frei machen, ich hätte für Dich Zeit. Treffen wir uns um elf Uhr im Kursalon. Adah.“

Die junge Frau setzte sich, den Zettel in der Hand, unwillkürlich in den Lehnstuhl am Schreibtisch. Es wurde ihr schrecklich heiß, und immer wälzte sie die Feststellung durch den Kopf: „Mein Paul geht mit einer anderen.“

Das menschliche Hirn kann große Schmerzen und große Freuden, die überraschend hereinbrechen, nicht augenblicklich verdauen. Immer erst ruckweise; auch bei Frau Marga verhielt es sich so. Es war einfach entseztlich, wie die nächste Viertelstunde sie zermüllte.

Schließlich sprang sie auf. In der Kommode im Schlafzimmer stand ein Eisbär aus Majolika mit einem breiten Schliß am Rücken zum Geldeinwerfen. Der mußte daran glauben und zerschellte im nächsten Moment

auf dem Boden. Die Geldstücke kollerten nur so bunt durcheinander, unters Bett und hinter alle Geräte. Marga zählte hundertzweiundachtzig Schilling und rechnete: hundertzweiundachtzig Schilling dürften sicher genug für einen Revolver sein.

Sie zog die Fenstervorhänge hinauf. Die Sonne brannte; folglich konnte man das helle Kostüm anziehen. Dann ging sie.

Auf der alten Wiese war das Waffengeschäft. Was Marga litt, war ein Martyrium. Jetzt erst überwand der Schmerz sie mit seiner ganzen elementaren Kraft. Nach kaum einjähriger Ehe, einer Liebeshehe, treibt er es so! Aber die schrecklichste Qual war der Gedanke, wie lange er es schon mit dieser anderen halten mochte, ohne daß ihm auch nur das geringste anzusehen war. Wie er abends immer nach Hause kam, gutmütig, zärtlich, liebenswürdig, geradewegs aus den Armen einer anderen, die ihn ganz ausfüllte! Die junge Frau wäre sicher zusammengebrochen, hätte ihr Entschluß, ihn und sich zu töten, sie nicht ausgerichtet.

Marga durchlebte die nächsten Ereignisse in Gedanken. Er wird abends nach Hause kommen, „Servus Mädi!“ sagen und arglos seinen falschen Kuß auf ihre Stirne drücken. Da wird sie zielen. „Haha, ich weiß alles, mein lieber Freund!“ Und schon wird sich die Kugel in seine todesbleiche Schläfe bohren und dann gleich eine zweite in ihr Herz. Es kann ja nur eine halbe Sekunde lang weh

tun. Und morgen, die Zeitungen! Sie wurde bei diesen Gedanken fast vergnügt, wenn man so sagen kann, und flog schließlich mit ganz leichten Schritten über den bereits recht belebten Korso.

Plötzlich war das Waffengeschäft da. Die junge Frau war ungewollt mit einem jähen Ruck stehen geblieben. Sie fühlte nach ihrer Geldtasche. Aber sie trat doch nicht ein, sondern ging an der Türe vorbei, mechanisch einige Schritte hinauf. Die war offen gestanden und darin im dunklen Laden hantierte einer mit irgendeinem Gegenstand. In der Auslage, vor der sie nun stand, lagen lauter Gewehre. Es war ein unfreundliches, uninteressantes Schaufenster. Sie schlenderte unschlüssig weiter. Neben dem Waffenladen war ein Damenhutsalon, dann kam ein Juwelier, und schließlich ein Café, das sich bis zur Ecke erstreckte.

Nun stand sie schon eine ganze Weile vor dem Hutsalon, und es war ihr jämmerlich zumute. Sie hatte oft vor diesem Schaufenster Halt gemacht und unter den Hüten gewählt. Eine kleine Toque mit einem blendenden Reiherstutz drängte sich den Blicken auf. Aber es war interessant, daß es tatsächlich Augenblicke im Frauenleben gab, in welchen diese selbst für die herrlichsten Hüte kein Interesse haben. So dachte Marga nur: er muß mindestens zweihundertfünfzig Schilling kosten! und schlich langsam weiter. Wie sie wieder vor das Waffengeschäft gelangte, lämmelte der Verkäufer in der Türe und musterte die Passanten. Er hatte auch die junge Frau bemerkt. Fatal! dachte sie und wußte nichts Geschettertes, als, gleichgültig tuend, an dem Geschäft vorbeizugehen, wie irgend wer, der überhaupt nichts mit dem Waffenladen zu tun hatte. Einige Schritte oben lehrte sie aber spontan um. So, als entsinne sie sich zufällig, weil sie eben gerade vorbeiging, einer kleinen Besorgung, wird sie in der Eile eintreten: „Ich bitte Sie, geben Sie mir rasch — so ein Ding — einen kleinen Revolver.“

Richtig war sie aber wieder vorbeigeschossen. Der Verkäufer hatte sie gemessen; sie war förmlich vor seinen Blicken zurückgewichen. Erst beim Kaffeehaus an der Ecke hielt Marga. Sie bemerkte, daß der Kommiss des Waffengeschäfts sie nun beobachtete und sie tat — weiß Gott, warum — so, als erwartete sie jemand.

Der Kommiss war ein gewöhnlicher Mensch und hieß Zellinek. Er dachte: die hat ein Stelldichein. Aha! Hübsche Frau übrigens!

Die junge Frau fühlte sich elend. Es war ihr klar: sie wird am Ende nicht den Mut haben, in diesen Waffenladen einzutreten. Indes war der Korso recht lebhaft geworden. Ziafer und Autos sausten vorüber.

Elegante Damen, vornehme Kavaliere erschienen. Marga mußte einigen Bekannten zunicken. Es war ihr sehr unbehaglich, von den Leuten so an der Ecke gesehen zu werden. Darum ging sie einige Schritte weiter bis zu dem Hutladen.

Zellinek, der Kommiss, beobachtete sie schlafzig und dachte: Ah, sie geht! Der Freund hat sie aufsitzen lassen: nicht schlecht. Er dachte das banalste und naheliegendste, wie eben ein Kommiss.

Vor dieser Auslage konnte sie unauffällig stehen. Mechanisch musterte sie den Hut mit dem Reiherstutz. Er war wirklich prachtvoll. Toque — Florentinerstroh — herrliches Reihergesteck. Sie trat etwas nach links in die Türnische, um ihn auch von der Seite aus beurteilen zu können. Wirklich hübsch, dachte Marga, obwohl sie die ganze Sache mehr vom platonischen Standpunkt betrachtete, denn so teure Hüte konnte man sich nicht leisten.

Da trat aber die Besitzerin in die Nische. Sie begrüßte Madame, die sie von früheren Besorgungen her kannte.

Marga war einigermaßen in Verlegenheit. Sie sagte: „Der Reiherhut ist wirklich prachtvoll!“

„Jawohl, ein Modellhut“, beeilte sich die Putzmacherin zu erklären, „aber treten Sie doch ein, gnädige Frau.“

Ste war alt und verblüht und sprach — in der Meinung, daß dies feiner sei — stets in einem näselnden Ton. „Ich habe drinnen weitere sechs Pariser Modelle, fabelhaft. Ich würde wirklich gerne hören, was Sie dazu sagen, gnädige Frau.“

Die Person sagte es so dringend, daß Marga nicht gut ausweichen konnte, obwohl sie ja nie daran dachte, echte Pariser Modelle zu kaufen.

Als bald hatte die junge Frau den dritten Hut probiert. „Zu verrückt, die stehen mir garnicht“, sagte sie, sich vor dem Spiegel drehend. Die Hüte waren auffallend und wenig elegant.

Die Putzmacherin hatte indes den Reiherhut aus der Auslage genommen und hielt ihn ihr bereit.

Marga haschte nach dem Hut und drückte ihn auf den Kopf. Die Putzmacherin stand gespannt dabei, als erwartete sie von diesem Augenblick ein Ereignis. „Nein, wissen Sie, gnädige Frau“, pläzte sie auch richtig darauf los. „Fabelhaft! Der Hut sitzt Ihnen direkt fabelhaft!“

Sie trat einige Schritte zurück, so wie man vor einem Gemälde zurücktritt, um die richtige Distanz zu gewinnen, und gebärdete sich begeistert.

Marga betrachtete sich entzückt im Spiegel. Sie drehte sich nach allen Seiten. Ja, wenn man sich so etwas leisten könnte, dachte sie

und laut sagte sie: „Der wird aber garnicht billig sein, hm?“

„Dreihundert Schilling ist der Selbstkostenpreis“, beeilte sich die Frau zu sagen. „Aber der Dame würde ich den Hut um zweihundertvierzig Schilling lassen, direkt mit Verlust, nur weil er Ihnen so gottvoll steht.“

Da schoß Marga ein Gedanke durch den Kopf. Sie hatte hundertzweiundachtzig Schilling in ihrer Tasche. Wenn sie den Hut erstand? „Aber das ist ja lächerlich teuer“, sagte sie. Doch im nächsten Augenblick entsann sie sich. Es ist ja unsinnig, daß ich in dieser Stunde um einen Hut feilsche, der ohnedies viel zu teuer für mich ist. Ich werde ihr einen unmöglichen Preis sagen, dann läßt sie mich ungehindert.

„Nun ja, hundertachtzig Schilling ist er gerade wert, mehr nicht“, meinte sie und legte den Hut ab.

„Aber gnädige Frau, gnädige Frau!“ rief die Putzmacherin, „für ein Pariser Modell!“

Sie sprach fast weinerlich, man konnte Mitleid mit ihr haben, und hantierte, als wäre sie im Begriffe, den Hut wieder in die Auslage zurückzustellen. Nichtsdestoweniger stellte sie fest: Sie fliegt auf den Hut. Die kommt mir nicht aus! Uebrigens endet in dreizehn Tagen die Hauptsaison, dann ist kein Mensch mehr da, der ordentliche Hüte kauft. Man muß nachlassen.

„Wissen Sie, gnädige Frau“, sagte sie verschmitzt, „wenn Sie wenigstens zweihundert Schilling geboten hätten.“ Es kam so heraus, als hätte sie ihr dann eher verzeihen können.

Nun wurde es Marga fiebrisch heiß. So viel hatte sie ja fast bei sich. Sie konnte den

Hut zweifellos auch um hundertzweiundachtzig Schilling erstehen.

„Paß“, sagte sie da mit unterdrückter Erregung, „ich habe übrigens auch nur hundertzweiundachtzig Schilling bei mir.“ Und sie stülpte die Toque noch einmal über ihr Köpfchen.

Die Putzmacherin entsann sich, daß die Miete überdies auch wieder bevorstand und sagte scheinbar ganz gebrochen: „Also meinetwegen, gnädige Frau. Nur weil er Ihnen so gottvoll steht.“

Marga war wie vom Blitz getroffen. Wie war das nur passiert? Aber nun gab es kein Zurück, der Kauf war perfekt.

Die Ladeninhaberin zählte erstaunt die Menge von kleinen Münzen auf dem Pult nach. Es waren richtig hundertzweiundachtzig Schilling. . . .

Die junge Frau ging. Sie flog über die Straße. Sie war förmlich berauscht von dem herrlichen Ding, das ihr da auf dem Kopfe saß.

Jellinek, der Kommiss, lämmelte noch immer vor dem Wassenladen, aber Marga überfah ihn ganz.

„Donner!“ murmelte er, als er Marga gewahrte. „Das ist ein herrliches Weib, na!“ Weiß Gott, wie er das meinte. Er war eben eine durchaus vulgäre Natur. . . .

Doktor Paul Norden aber lebt heute noch. Auch Marga. Sie haben sogar einen entzückenden, kleinen Buben, der Willi heißt, und den sie abgöttisch lieben.

Und die Ehe der beiden ist nicht die schlechteste, obwohl man den jungen Rechtsanwalt dann und wann noch immer bei einem kleinen Seitensprung erwischen könnte.

---

---

## Oppelner Würstchen.

(Schnurren aus Alt-Oppeln.)

Als der Pastor von Oppeln das Zeitliche gesegnet hatte, pochte er an die Himmelstür und begehrte Einlaß. St. Petrus steckte den Kopf zum Türsenster hinaus und sah den Ankömmling prüfend von der Seite an.

Raum hatte er die weiße Krawatte entdeckt, als er grimmig das Fenster zuschlug. Da saß nun der Pastor vor dem verschlossenen Himmel und wußte nicht, was er tun sollte.

Nach eintger Zeit kam ein neuer Himmelskandidat hinzu, der Stadtpfarrer W. . . . aus Oppeln. Der war nun sehr erstaunt, gleich aber erinnerte er sich daran, daß der Pastor auf der Erde ein sehr eifriger Protestant ge-

wesen war und dachte nun, seinem irdischen Gegner es tüchtig heimzuzahlen.

„Nun, Herr Pastor, Sie haben doch immer gesagt, daß der richtige Glaube die Himmelstür öffnen wird. Mir scheint es aber, daß Sie auf Erden nicht den richtigen Glauben gehabt haben. Sonst säßen Sie nicht hier und machten ein trauriges Gesicht.“

Der Angeredete wagte nicht zu erwidern. Nach einer Weile sagte er nur: „Versuchen Sie es, Herr Kollege. Da wir uns auf Erden aber immer gut vertragen haben, so versuchen Sie mal, beim hl. Petrus ein gutes Wort einzulegen, damit er mich in den Himmel hineinläßt.“

Mit siegesicherer Miene, auf seinen richtigen Kirchenglauben hoffend, donnerte der Pfarrer an die Himmelspforte. Das Türfenster öffnete sich, aber kein Petrus war zu sehen. Nur ein Engel steckte den Kopf zum Fenster hinaus. Der sah aber so schmutzig aus, ja mit Respekt zu sagen, so dreckig, daß von den Flügeln Staub und Schmutzwasser nur so herunterspritzten. Am Kinn hatte er eine Rohnkruste, als hätte er sich vier Monate nicht rasirt.

Der Pfarrer machte ein ganz verdühtes Gesicht und vergaß, was er hatte eigentlich sagen wollen.

„Was wollt ihr eigentlich?“ fragte der Engel.

„Wir wollen in den Himmel.“

Vor Staunen hatte der gute Pfarrer vergessen, daß er eigentlich zunächst einmal selbst in den Himmel hineinwollte.

Der Engel aber sprach: „Jetzt wird niemand hereingelassen. Ihr müßt doch wissen, daß wir im Himmel großes Reinemachen haben, denn Papst Pius hat sich angemeldet, und jedesmal, wenn der hl. Vater stirbt, haben wir großes Reinemachen. Um Euch kann sich jetzt niemand kümmern.“

Sprach's und mit einem Au flog das Fenster in den Rahmen.

Beide standen nun ratlos da und rieben sich die Hände, denn es war bitter kalt. Lange warteten sie, aber es stiel ihnen nichts ein.

Da, auf einmal hörten sie aus großer Ferne ein dumpfes Glockengeläut. Schon glaubten sie, Papst Pius sei gestorben, und nun würden sie endlich Aussicht haben, in den Himmel aufgenommen zu werden.

Es näherte sich auch ein neuer Ankömmling, und schon frohlockte der Herr Pfarrer. Aber wer beschreibt die furchtbare Enttäuschung der beiden, als sie sahen, daß nicht Papst Pius der Ankömmling war, sondern der Rabbiner Dr. Winter, ihr jüdischer Kollege aus Dppeln.

Stürmisch drangen sie auf ihn ein und sagten: „Auf Sie haben wir nicht gewartet. Da Sie aber einmal da sind, und in Dppeln der geschrteste Mann waren, so raten Sie uns, wie wir am schnellsten in den Himmel kommen könnten.“

„Aber meine Herren, wenn Sie als gute Christen nicht in den Himmel kommen können, wie soll ich mir da Rat wissen. Ich denke doch, daß Sie den wahren Gottesglauben besitzen.“

„Gottesglauben hin, Gottesglauben her“, schimpfte der Pfarrer, „was sollen wir machen, wenn wir erst warten müssen, bis Papst Pius gestorben ist. Manche hl. Väter sterben überhaupt nicht, sondern gehen lebendig in den Himmel ein. Wer weiß, ob wir da überhaupt noch mal in den Himmel kommen.“

Un der Pastor klagte: „Wer weiß, ob wir überhaupt an der richtigen Himmelstür sind.“

„Gott wie heißt, da muß man sich zu helfen wissen. Wollen die Herren Kollegen auf meine Schultern steigen?“ Und er nahm sie beide auf die Schultern, den einen links, den andern rechts, und klopfte an die Himmels-tür, daß es nur so dröhnte.

Diesmal war es wieder St. Petrus, der öffnen kam. „Was fällt euch denn ein, noch einmal zu klopfen, wenn ihr wißt, daß vor dem hl. Vater niemand hineingelassen wird.“ Und schon wollte er wieder an die Arbeit gehen.

„Herr Petrus, Herr Petrus, ich bring' Dir das Gepäck vom hl. Vater.“

„Ach so“, brummte St. Petrus, „und wir sind noch nicht mal fertig.“

So kam es, daß die drei Dppelner, der Pastor, der Pfarrer und der Rabbiner, geholfen haben, den Himmel reine zu halten, als der Papst Pius das Zeitliche segnete.

\*

Zur Tafelrunde der Dppelner Honoratoren in den 70er Jahren, damals als Dppeln noch eine gemüthliche Bürgerstadt war, in der Beamte und Offiziere nicht das Sonderleben der späteren Kaiserzeit führten, gehörten auch zwei Rechtsanwälte aus Dppeln. Der eine war ein Junggeselle und hieß Feuerstuck. Der andere war ein Jude und hörte auf den Namen Cohn. Feuerstuck war durch seine derben Späße in der ganzen Stadt bekannt. Cohn bekannte sich zwar zu seinen Gegnern, ließ sich aber im Amte wie auch sonst im privaten Leben von seinem tollen Kollegen doch hinters Licht führen.

Die tollsten Pläne wurden dabei immer in der Weinhandlung von Sinwinna ausgeheckt. Dieses Lokal war eine vornehme Bürgerkneipe in der Mitte der Westseite des Ringes, wo auch die älteren Offiziere der Garnison verkehrten.

Bei einem lustigen Trinkgelage passierte nun folgender Wettstreit: Feuerstuck rühmte sich, vor keinem öffentlichen Aufsehen zurückzuschrecken, wenn nur nachher als Belohnung dafür eine große Anzahl Flaschen Champagner den Kopf verlieren sollten. Alle Zechgenossen überboten sich im Erfinden von fantastischen Aufzügen in den Straßen der Stadt. Es war gerade Karneval, oder die Fasching war gerade vorüber.

Aber Feuerstuck wollte gerade nur seinen Kollegen Cohn auf den Leim führen. Nur von diesem wollte er eine Aufgabe gestellt bekommen, um die sie beide wetten wollten. Richtig. Cohn ging auch darauf ein und ver-

langte, daß Feuerstuck barfuß im Zylinder mit einem Bauern durch die ganze Stadt, nämlich vom Bahnhof bis zum Landgericht mitten auf der Straße marschieren sollte. Der Bauer sollte vor sich her ein Schwein treiben, und Feuerstuck sollte die Peitsche tragen. Die Wette ging um ein halbes Duzend Flaschen Champagner.

Zur bewußten Stunde hatten sich sämtliche Teilnehmer des Stammtisches von Stwinna unauffällig auf den Straßen der Stadt verteilt, auf denen der Rechtsanwalt Cohn, der von Natur aus geizig veranlagt war, seine Wette verlieren sollte.

Und er hat sie glänzend verloren.

Zahrelang bildete diese Wette unererschöpflichen Gesprächsstoff im Hause von Stwinna. Und noch lange, besonders als später der Schlagler „Haben Sie nicht den kleinen Cohn geseh'n?“ aufgekomen war, war der Rechtsanwalt Cohn im guten Angedenken der fröhlichen Zecher.

Und noch einmal brach die Sonne Humor sieghaft durch die Wolken des Dppelner Kastenwesens, als einmal ein Major der Dppelner Garnison sein Bataillon bei der Weinhandlung von Stwinna vorbeimarschieren ließ. Die Regimentskapelle hatte Weisung, mitten auf dem Ringe das Lied zu spielen: „Haben Sie nicht den kleinen Cohn geseh'n?“

Cohn hatte es nie übelgenommen.

\*

### Geschichten vom Frantschof.

In der Zeit, als in der Fleischerei von Berczik die Dppelner Würstchen erfunden wurden, lebte in Dppeln ein Original mit Namen Frantschof.

In einfachen Bürgerkreisen war damals der kath. Gesellenverein der Treffpunkt aller Späkmacher und lustigen Gesellen. Ein gern gesehener Gast war auch unser Frantschof, der Mittelpunkt und Gegenstand vieler harmloser Scherze, die man in dieser Zeit trieb, wo die Witblätter und illustrierten Zeitungen in Oberschlesien noch dünn gesät waren. Mit Frantschof konnte man sich alles erlauben, er nahm nichts übel, dafür aber alles für bare Münze. Dabei hatte er gewisse Fähigkeiten, dazu eine große Körperkraft, mit welcher er oft erstaunliche Wunderdinge vollführte.

Es war, wie gesagt, die Zeit, wo die Dppelner Würstchen aufkamen. Wie man sich denken kann, die Zeit genialer Erfindungen. Die Phantastie war bei den jungen Leuten aufs äußerste gesteigert. Ganz Dppeln entwickelte einen gesegneten Appetit. Im Feldzug, der mit und ohne genügendem Kapital gegen den Fleischladen von Berczik unternommen wurde, war unser Frantschof zum mindesten General.

Aber soviel Gefräßigkeit er entwickelte, soviel wurde ihm auch mitgespielt. Die Mitglieder des kath. Gesellenvereins sorgten dafür.

Nördlich der Stadt Dppeln, in der Nähe der Portland'schen Zementfabrik, wo die Abwässer aus derselben sich in die Oder ergießen, verbreitert sich der Fluß und bildet ein stilles, aber tiefes Gewässer, welches sich infolge des warmen Zuflusses aus der Zementfabrik nach der Ansicht der damaligen Dppelner gut zum Baden eignete. Dieses natürliche Warmbad hieß und heißt heute noch: die Pipe.

Diese Pipe war natürlich der Treffpunkt der jungen Männerwelt von Dppeln. Hier wurde mancher Streich ausgeheckt. Im Gesellenverein führte der Präses die Geschäfte seiner Schar, so wie sie vor Gott und dem Vaterlande bestehen konnten, hier an der Pipe aber wurden die nichtoffiziellen Geschäfte des Gesellenvereins besorgt.

Ein Punkt der Tagesordnung lautete immer: Was machen wir heute mit Frantschof?

Diesmal wurde folgendes beschlossen: Jeden Tag geht einer in größter Heimlichkeit an Frantschof heran und versichert ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit, daß Berczik seine Dppelner Würstel aus der Zementfabrik von Portland bezöge. Schon lange hätte man sich darüber gewundert, warum das Wasser in der Pipe eigentlich so heiß wäre. In einem großen Kessel der Fabrik würden die Würstel gekocht, aber es sei damit ein Geheimnis verbunden. Sobald ein Kessel abgekocht sei, müßte er mit einem letzten Paar Würstel abgelassen werden. Sonst ginge das Geheimnis der Fabrikation verloren. Wenn man daher in der Pipe Obacht gibt, könnte man so ein Paar fangen. Der Gerbermeister Heckmann von der Obervorstadt hätte mal an der Pipe geangelt und ein Paar Dppelner Würstel gefangen.

Als dies dem Frantschof ein halbes Dutzend Mal unter geheimnisvollen Umständen verraten worden war, besorgte er sich eine Angelrute und ging auch angeln.

In dem dichten Weidengebüsch an der Pipe hatten sich inzwischen die Späkvögel auf die Lauer gelegt. Einer war ausgekleidet und bewaffnete sich mit einem gewissen Etwas.

Mit gespannter Aufmerksamkeit und unheimlicher Stille wurde der lange Frantschof beobachtet. Nachdem er lange genug an der Angelschnur gelegen hatte, tauchte der Mann in der Badehose unter, und die auf der Lauer Liegenden erhoben ein entsetzliches Geschrei. Frantschof, aufs äußerste erschrocken, vergaß Dppelner Würstel und Angelschnur und rannte schleunigst davon.

Als er sich wieder zurückgetraute und die Angel hochzog, hing etwas daran, zwar kein

Doppelner Würstel, aber ein Räucherhering. Frantschof war maßlos erstaunt, betrachtete den Hering von allen Seiten, warf ihn in die Sonne zum trocknen und fing nach einer Viertelstunde — einen zweiten Räucherhering. Und so ging es weiter, bis das halbe Duzend voll war.

Zu dieser Zeit war es, wo der Kaufmann Chromekka von der Krakauer Straße, um einem neuen Delikatessengeschäft Konkurrenz zu machen, ein Faß neuer Räucherheringe ausgestellt hatte. Am Abend desselben Tages kamen Bekannte in den Laden von Chromekka und erzählten, ob es denn wahr sei, daß er seine Räucherheringe aus der Portland-Zementfabrik bezöge.

Im kath. Gesellenverein hatte man dem Frantschof eingeredet, nicht nur die Würstel würden in der Zementfabrik gebraten, sondern auch die Heringe könnten in dem wunderbaren Kessel geräuchert werden.

Weil nun das halbe Duzend dem Frantschof so gut geschmeckt hatte, brachte man ihn auf folgende Idee:

Nimm ein Duzend Salzheringe und trage sie in die Portland'sche Zementfabrik, dann bekommst du dafür zehn mal so viel Räucherheringe.

Wie gesagt, so getan. Frantschof saß wieder an der Angelschnur. Es dauerte garnicht lange, so hatte er wieder etwas gefangen, aber diesmal keinen Räucherhering, auch keinen lauren Hering, Kollmops oder Salzhering, sondern eine Kieler Sprotte.

Wutentbrannt lief Frantschof in die Fabrik zurück und verlangte seine 12 Salzheringe zurück. Er möge keine Kieler Sprotten, weil er davon zu viele essen müßte, ehe er satt würde. Dort wurde ihm aber folgendes klargemacht:

Aus den Salzheringen hätten sich nur Kieler Sprotten räuchern lassen, das nächste Mal solle er andere Heringe bringen. Von seinen zwölfen seien alle tragend gewesen.

Seit dieser Zeit ging Frantschof nicht mehr an die Pipe angeln.

Einmal aber sollte den Mitgliedern des Gesellenvereins die Kecherei, welche sie mit ihrem Frantschof trieben, schlecht bekommen.

Man hatte einen Winterausflug nach Halbendorf gemacht. Es war gerade Schweineschlachten im Gasthaus, und das Vockbier mundete vortreflich. In der Bierlaune glaubte man wieder Frantschof in seiner Freßlust überköpeln zu können und reizte ihn, indem man ihm erklärte, er könne soviel essen, als alle Zechkumpane bezahlen könnten.

Das ließ sich Frantschof nicht zweimal sagen. Eine Portion Wellwurst nach der andern wanderte in seinen inneren Menschen abwärts. Heiterkeit und Laune wuchsen, je mehr Frantschof verzehrte.

Im allgemeinen Trubel vergaßen aber die freiwilligen Spender, daß sie selber vorher reichlich gegessen und getrunken hatten. Und als Frantschof fertig war, indem er erklärte, nun genug zu haben, fehlte mehreren das nötige Kleingeld, um Frantschofs Beche zu bezahlen.

Der Wirt verstand aber keinen Spaß. Vielleicht wollte er auch den übermütigen Gesellen eine derbe Lektion erteilen. Jedenfalls rief er die Ortspolizei und ließ das Gastzimmer verriegeln, bis die ganze Beche bezahlt sei. Keiner durfte das Gasthaus verlassen. Der einzige Unschuldige, nämlich Frantschof, konnte unbehelligt nach Hause gehen.

So sehr die Eingesperrten nun auch Frantschof haten, er möge sie nicht sitzen lassen, trollte dieser seelenvergnügt nach Hause, im vollen Bewußtsein, sich einmal nach Herzenslust sattgegessen zu haben.

In der Stadt aber erzählte er, der und der sei in Halbendorf wegen Zechprellererei eingelockt worden. Und was er erzählte, war Wahrheit.

\*

Wie groß bei Frantschof der Appetit war, so groß war aber auch seine Geschicklichkeit. Ueberhaupt schien die Natur bei ihm jeden Maßstab verloren zu haben. Sein Anblick war einfach schreckenerregend infolge der übergroßen Nase, welche sein Gesicht zierte. Als daher einmal ein Zirkus in Dppeln ein Gastspiel gab, erregte ein Clown schallende Heiterkeit bei den Zuschauern, als er eines Tages, geschmückt mit der Nase von Frantschof, die Manege betrat.

Als Frantschof dies erfuhr, schwur er Rache. In diesem Schwur wurde er von dem Gesellenverein bestärkt. Denn die Ehre des ganzen Vereins war gekränkt, ja noch schlimmer, der gute Ruf der Stadt Dppeln, der eben durch die Doppelner Würstel bedeutend erhöht worden war, geriet in Gefahr, wenn etwa der Clown sich erdreisten sollte, fernerhin in der Maske von Frantschof aufzutreten.

Daher beschloß der Verein für den nächsten Abend einen Kreuzzug gegen den Zirkus. Im Vertrauen auf die Geschicklichkeit von Frantschof erwarteten sie große Dinge von diesem Kreuzzug. Im übrigen waren sie harmlos.

Der Höhepunkt des Abends war der Ritt auf einem Esel. Während des Aktes einer Schulreiterin brachte der betreffende Clown einen Esel herangeführt, der bisher keinen der vielen Reiter aus den Reihen des Publikums, die es versucht hatten, dazukommen ließ, mit ihm einmal durch die Manege zu retten.

Als der Clown wieder seine Einladung heruntergeschmarzt hatte, erscholl aus den

Reihen des Gesellenvereins der Ruf: „Frantschof heraus!“ Und wirklich, Frantschof schwang sich über die Barriere. Ein ungeheures Gelächter erscholl, als die Duppener die ihnen wohlbekannte Gestalt neben der des Clowns erblickten. Sogar das kreideweiß angemalte Gesicht des Clowns verzog sich zu einem belustigten Lächeln, als er die fürchterliche Nase Frantschofs sah.

Aber diesen packte, als er das Lachen hörte, die Wut, und mit einem Ruck saß er auf dem Esel. Der Clown hatte vergessen, dem Esel das gewohnte Zeichen zu geben, und ehe er sich's versah, war Frantschof im Reiten. Er ritt nicht nur einmal in der Manege herum, sondern auch ein zweites Mal, während das Publikum vor Beifall raste. Immer noch dachte Frantschof an die ihm angetane Schmach, aber der Clown hatte schon wieder seine Fassung zurückerlangt und dankte dem Publikum durch tiefe Verbeugungen für den lauten Beifall.

Soviel aber hatte Frantschof doch durchgesehen, daß der Akt mit dem Esel in der nächsten Vorstellung ausblieb. Man hatte einfach Programmwechsel angekündigt.

Wollte man Frantschof einmal sehr ärgern, so brauchte man ihn nur zu fragen, ob es wahr sei, daß er zum Zirkus gehen wolle.

\*

Auf dem Gericht in Duppeln gab die große Nase von Frantschof einmal zu folgender Erzählung Anlaß:

Ein besonders spitzfindiger Richter habe einmal gesagt: Wenn der Frantschof zu uns kommt, um sein Testament zu machen, so muß dieses als ersten Punkt enthalten, daß Frantschof im Sarge nicht auf den Rücken, sondern auf den Bauch gelegt wird. Unterlasse man dieses, so könnte man es erleben, daß seine Nase eines schönen Tages zum Grabe herauswächst.

Frantschof, dem das zu Ohren gekommen war, soll seit dieser Zeit eine große Abneigung gegen das Testament und den Testamentsrichter gehabt haben.

Mehrere große Erbschaften, die Frantschof antreten sollte, schlug er daher aus, und so kam es, daß Frantschof arm wie eine Kirchenmaus gestorben ist.

---

---

## Gedankensplitter.

Don Johannes Koterba.

Wenn wir unser Schicksal auch nie begreifen werden,  
so bleibt uns doch das eine, es zu leben. Nur so können  
wir das Schicksal bezwingen. Wer mit seinem Schicksal  
hadert, der kennt es nicht.

\*

Und wenn einer die ganze Welt verfluchte,  
er sinkt vor ihr auf die Knie,  
wenn die Liebe zu einem einzigen Menschen  
in seinem Herzen aufbricht.

\*

Wir Menschen werden wenigstens zweimal geboren. Einmal  
aus dem Blute unserer Mutter zum lebendigen Wesen und  
später, viel später aus unserem Geiste erst zum Menschen.

\*

Es kommt im Leben nicht darauf an,  
ob unsere Welt, die wir uns geschaffen haben,  
groß oder klein ist, sondern ob wir stark genug sind,  
uns für sie einzusetzen.

# Nikolai.

Von Hügeln eingebettet, liegt in anmutigem Tale das alte Städtchen Nikolai.

Nikolai teilt das Los so vieler alter ober-schlesischer Städte, nämlich einen mehr oder weniger großen Rückstand in der Entwicklung gegenüber den Orten im eigentlichen Industriebezirk. Am Rande der ausgedehnten Industrielandschaft gelegen, muß es heute resigniert zugeben, daß viele ehemals armselige Walddörferlein, zu ganz großen Industrieorten ausgewachsen, es weit überflügelt haben. Auch für Städte gilt dasselbe, was nach den großen sozialen Umwälzungen für die Standesvorrechte in der menschlichen Gesellschaft allgemein ist; das Pochen auf alte Adelsdiplome gilt heut wenig. Der Arbeitsadel, das Wertschaffende hat über den alten Geburtsadel gesiegt. Denn eine viele Jahrhunderte alte Stadtgeschichte, auf alten Pergamenten von Fürsten verbrieft und versiegelt, hat auch Nikolai aufzuweisen, als aber Eisen und Kohlen ihr Machtwort sprachen, gab man nichts mehr auf alte Briefe und Siegel.

Im 13. Jahrhundert war die Stadt, etwa wie Rybnik und Pleß, Mittelpunkt eines Kastellanbezirks. In der befestigten Burg der Stadt hatte der herzogliche Kastellan (eine Art Gaugraf), der im Namen des Herzogs die Gerichtbarkeit übte, seinen Sitz. Aller Wahrscheinlichkeit nach stand die Burg Nikolai auf dem Kopiez, einer kleinen Anhöhe in der Nähe der alten katholischen Adalbert-Kirche. Schon 1222 muß Nikolai eine Burg besessen haben, denn in einer Urkunde, die Herzog Kazimir von Oppeln in diesem Jahre ausstellte, erscheint als Zeuge ein Burggraf, namens Andreas. 1258 wird Johannes, Sohn des Werner, als Burggraf genannt.

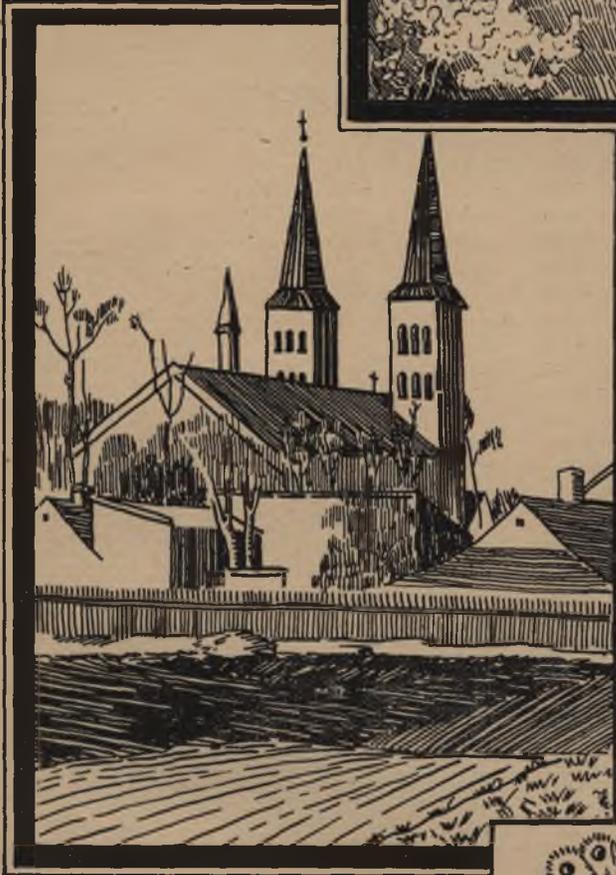
Die älteste, im Fürstlichen Archiv zu Pleß erhaltene Originalurkunde vom 28. März 1287, in der Herzog Meško von Ratibor als Aussteller erscheint, berichtet uns darüber, daß Nikolai schon damals Stadt war und eine Burg besessen hat. Gemeint ist die etwa um die Mitte des 13. Jahrhunderts von deutschen Kolonisten gegründete Neustadt. Die Anlage der Neustadt war von Anfang an nicht in großen Ausmaßen gehalten. Im ältesten Urbarium der Standesherrschaft Pleß vom Jahre 1536 werden nur 26 Bürger in Nikolai ähnlich wie bei Rybnik genannt. Ueberhaupt führte Nikolai durch das ganze spätere Mittelalter bis hinein in die neuere Zeit ein ziemlich armseliges Dasein. Noch um 1780 war fast die ganze Stadt mit Ausnahme des Rathauses und weniger Ring-

häuser aus Holz. Bei diesem Bauzustande kann es nicht wunder nehmen, daß ein Brand im Jahre 1794 sämtliche Ringhäuser und die anstoßenden Straßenzellen vernichtete.

Ob damals auch jene sagenhafte Kapelle „Nikolajek“ mit abgebrannt ist, die das ganze Mittelalter hindurch nördlich der Stadt stand, ist nicht bekannt. Jedenfalls soll die an der Bahnhofstraße stehende gemauerte Kapelle die Nachfolgerin des „Nikolajek“ sein. Der Sage nach soll die Stadt nach dieser Kapelle bezw. ihrem Patron, dem hl. Nikolaus, ihren Namen erhalten haben, eine Seltenheit der Namengebung, die in Oberschlesien sonst nicht mehr vorkommt. Nun meldet die Volkskunde, daß überall dort, wo der hl. Nikolaus verehrt wird, im frühen Mittelalter ein lebhafter Handelsverkehr geherrscht hat. Denn St. Nikolaus war ein Schutzpatron der Kaufleute und Seefahrer. Auch hier bestätigt die Sage diese Ideenverbindung. Denn es heißt, daß Kaufleute aus der Gegend des Schwarzen Meeres die Kapelle dem heiligen Nikolaus errichtet hatten. Später, im ausgehenden Mittelalter, kamen in Nikolai große Hornviehmärkte auf (Rinder und Ziegen). Auch als Handelsort für Ungarwein wurde Nikolai berühmt. Das Patronat der Pfarrkirche (St. Adalbert) aber deutet auf eine frühchristliche Entstehung des Ortes hin, noch lange ehe er als Stadt berechtigt wurde.

Erst in der preussischen Zeit erholte sich die Stadt vollends. An Einwohnern zählte sie aber nur 938 Personen. Ein Accisamt und ein Zollamt waren die einzigen Behörden. Daneben gab es ein Postamt, das der Stadtschreiber verwaltete, und ein Judentoleranzamt. Denn der Handelsverkehr brachte viele Juden mit sich. Seit dem Stebenjährigen Kriege bis zum Jahre 1806 standen hier die Werner'schen Husaren. Ein Kommandeur der hiesigen Eskadron, Rittmeister von Corvin-Wierzbicki, gab auch den Anstoß zur Anlage des heut gut ausgebauten Charlottental, des Nikolaier Stadtparkes.

Wenn aber gesagt wurde, daß Nikolai zwar gegenwärtig von vielen Orten im Industriebezirk weit überholt ist, so will das nicht besagen, daß es etwa der Bürgerschaft an Unternehmungslust gefehlt hätte. Im Gegenteil! Recht frühzeitig lassen sich auf Nikolaier Boden und in nächster Umgebung Anfänge der Industrietätigkeit feststellen. Besonders war es die Durchführung des Eisenbahnbauwes, der damals sogenannten Wilhelmsbahn, die bereits gegen Ende der vierziger Jahre fertiggestellt wurde und die Stationen der Nechten-Oberufer-Bahn im Industriebezirk mit den südlicheren Gebieten und der



BRONN

Nikolai



Stadt Ratibor verband. Von den zahlreichen, damals hier gegründeten Eisenwerken sind heute noch einige im Betriebe, die inzwischen ausgebaut wurden. An der Spitze der Industrieunternehmungen steht das Eisenwerk Büschel. Andere, wie die Adlerhütte, sind längst vom Erdboden verschwunden. Auch in der letzten Zeit ließ sich in Nikolai eine gesunde Stadtpolitik beobachten. Von neuem Leben zeugen die ausgedehnten Arbeiteriedlungen im Süden der Stadt. Außer zwei polnischen Lehranstalten, einem Gymnasium und einem Mädchenlyzeum, besitzt Nikolai

eine Höhere Mädchenschule des Deutschen Schulvereins für Polnisch-Oberschlesien. Die jüngeren Jahrgänge der Nikolai-er deutschen Bevölkerung werden in einer katholischen und einer evangelischen Minderheitsschule sowie in einer Privaten Volksschule des Deutschen Schulvereins unterrichtet. So wächst die einstige Wein-, Markt- und Landstadt langsam, aber sicher zu einem Mittelstädtchen heran, das mit dem Stadtbild mancher süddeutschen Stadt gemeinsame Züge aufweist.

---

## Ein Idyll in Charlottental bei Nikolai im Jahre 1796.

Von Georg Büchs, Pfl.

Charlottental — ein romantisches Plätzchen mit alten Laubbäumen, 15 Min. südlich von der Stadt Nikolai entfernt. In den letzten Jahren des vergangenen Jahrhunderts hat der Nikolai-er Verschönerungsverein mit dem verdienten Rektor Fiering an der Spitze von der damaligen Friedenstraße aus einen Promenadenweg nach jenem anmutigen Ausflugsort geschaffen. Wir Kinder haben den Weg gern zum Ketten schlagen benutzt, war er ja schön gepflegt und nach unseren kindlichen Begriffen so unendlich lang, als wenn er eigens für unsere Zwecke geschaffen worden wäre. An den Wochentagen stürten wir selten einen Spaziergänger oder er uns. Den Nasenrand des Weges durften wir nicht betreten oder gar ein junges Bäumchen beschädigen, das hatte uns unser alter Rektor streng verboten, und wir fürchteten uns gewaltig vor seinem Rohrstock. Am liebsten aber lief ich den Weg am 2. Pfingstfeiertag vor dem Zuge der Nikolai-er Schützengilde, die mit klingendem Spiel zur Festwiese nach Charlottental zog, um auf dem dortigen Scheibenstand das Königsschießen vorzunehmen. Vor der Musikkapelle schritt als Tambour in einer roten Uniform der Scheibenanzeiger der Gilde und bewegte dem Takte nach sein Anzeige-Instrument, eine kleine, runde Scheibe an einem Stab, ähnlich einem Büffel. Es war ein kurioses Kerlchen, „der kleine Paduscher“ (er hieß Paduch). Alles war einmal mitten im Festtrubel des Pfingstschießens in voller Aufregung, als es hieß, „der kleine Paduscher“ sei auf dem Scheibenstand totgeschossen. Zum Glück aber stellte es sich heraus, daß er nur „angeschossen“ sei. „Podstrzelony“, sagten wir grinsend zu einander. (Der Oberschlesier weiß, daß sich mit diesem Ausdruck nicht nur „angeschossen“ im Sinne des Verwundetseins, sondern auch unser gebräuchliches Wort „meschugge“ deckt.)

Wir debattierten noch lange darüber, wer als sein Nachfolger in Frage gekommen wäre; einen solchen Mann gab es einfach nicht mehr in Nikolai, die zierliche rote Uniform hätte niemandem gepaßt. Im nächsten Jahr erschien das rote Männchen wieder an der Spitze des Schützenguges. „Podstrzelony“, sagten wir grinsend zueinander.

Neben dem Scheibenstand der Schützengilde steht auf einer Anhöhe bei Charlottental noch heute ein altes verfallenes Gemäuer. Niemand hat uns darüber aufgeklärt, wozu das Gebäude einst gedient hat. Man raunte nur einander zu, in dem Hügel seien Schweden aus der Zeit des 30jährigen Krieges begraben und die Mauern seien der Rest einer Schwedenschanze. Später aber habe ich erfahren, daß der Bau die Ueberreste einer Grabkapelle sind, unter der ein zartes zweijähriges Kindlein im Jahre 1797 begraben worden ist. Unter den Trümmern des zerfallenen Gewölbes ragt ein Grabmal in Form einer Sandsteinsäule hervor. Auf zwei Seiten des Steines war um 1900 herum noch zu lesen: „Hier Ruhet in Gott Reinhold Alexander Wilhelm August von Corvin Wiersbicki, geboren den 22ten Oct. 1794 zu Tangermünde in der Alt Mark. Gestorben den 28ten April 1797 zu Nikolai in Ober Schlesien.“ Die dritte Seite trug die Inschrift: „Dein Andenken zährlich geliebeter Sohn (folgen einige undeutliche Buchstaben) wird bis am letzten Hauch des Lebens uns heilig bleiben & Thränen des Kammers über deinen Verlust uns bis zum Grabe begleiten. Eltern, W. von Corvin Wiersbicki, Königl. Pr. Major u. Charl. von Wiersbicki, geb. von Krahn.“ Die vierte Seite trug die Worte: „Ein Engel auf Erden. Sanft ruhe seine Asche“.

v. Wiersbicki war Kommandeur einer Eskadron des Schlesischen Braunen Husaren-

Regiments, die in Nikolai gestanden hat. Die Husaren trugen braune Dollmans. Kragen, Aufschläge, Knöpfe und Beschnürung waren gelb. Nikolai war Garnison von 1741 bis 1808.

Das Gelände von Charlottental hatte Wiersbickty erworben, dort ein Badehäuschen im Stil der damaligen Zeit erbaut und eine Garten- und Parkanlage geschaffen. Die Anlage nannte er zu Ehren seiner Frau, deren Vornamen wir schon aus der Grabinschrift erfahren haben, Charlottental. Ein dort befindlicher Stein trägt die Inschrift: „Charlotten Tahl 1796“. Im polnischen Volksmunde hatte der Ort den Namen „Wymyslanka“, das Ausgedachte, das Ausgeklügelte, sicherlich, weil Wiersbickty die Parkanlagen sich so ausgedacht hatte. Hier verbrachte der Major seine Erholungsstunden. Anlässlich eines Manövers im Jahre 1796 lud Wiersbickty das Plessier Fürstenthum nach Charlottental ein. In romantischer Art unterhielt er dort seine Gäste. Den Verlauf der Unterhaltung schildert uns ein Bericht eines unbekanntenen Aufsetzners. Das Schriftstück habe ich im Fürstlich Plessischen Archiv vorgefunden. Die Jahreszahl ist nicht genannt, wohl aber der Tag, der 1. Oktober. Es kann sich aber nur um das Jahr 1796 handeln, da der bei der Veranstaltung in dem Bericht genannte kleine Reinhold Wiersbickty bereits im April 1797 gestorben war.

\*

„Den 1. 8 bris waren wir alle von Tichau aus zu dem H. Major von Wiersbickty, der in Nicolai mit seiner Esquadron in Garnison steht, zu einem Manoeuvre, wie es hieß, eingeladen. Um 2 Uhr kamen wir in der Stadt an, wo die Bürgerschaft auf Veranlassung des H. Majors Ehrenpforten errichtet hatte; durch eine führte uns der H. Major, der uns bis auf eine gewisse Strecke entgegengekommen war, in die Gasse der Stadt, die zugleich den Weg nach dem Ort des Manoeuvres machte; wir stiegen die 2te Ehrenpforte, die in das Innere der Stadt führte, rechts und führen unter Anführung des Herrn Majors durch eine dritte Ehrenpforte auf den Ort hin, wo das Gefecht seyn sollte. Die Stadt liegt im Thale und ist von ziemlich großen Hügeln eingeschlossen; kaum waren wir aus dem Defilée heraus und zeigten uns auf den Anhöhen, so wurden wir auch schon mit Kanonenschüssen empfangen, und so rückten wir denn immer dem Orte näher, wo der H. Major auf einem Berge eine Hütte für die ganze Gesellschaft hatte errichten lassen; worinnen Caffee servirt wurde. Vor dieser Hütte ging das Manoeuvre laut der beyfolgenden Beschreibung vor sich. Von dem Berge herab konnte man das Ganze recht

gut übersehen, und auch das Manoeuvre fiel recht gut aus.

Im Thale am Fuße dieser Anhöhen hat der Herr Major ein ziemlich angenehmes Buchenwäldchen in Besitz, das durch einen vortreflichen Bach gewässert wird. Dieses Wäldchen hat der Herr Major auf einer Seite sehr schön zu einem kleinen englischen Garten aptiren lassen; er hat ein Badehaus erbaut, durch welches das Brunnenwasser geleitet werden kann, hat das von der Höhe herabstürzende Wasser durch Röhren fangen und so leiten lassen, daß nicht weit von dem Badehause ein niedriger Springbrunnen in Pyramide entstanden ist, woraus das Wasser durch mehrere Oeffnungen ziemlich hoch springt. Er hat Alleen anlegen, die im Busch liegenden Wiesen reinigen und neue Brücken schlagen lassen, kurz, es ist ein recht romantisch angenehmer Ort, der in dem einen Winkel durch eine Einsiedelei noch verschönert wird. In dieses Thal führte nun der H. Major seine Gäste, zeigte uns alle seine neuen Anlagen und führte uns dann auf der einen Allee immer tiefer in den Busch. Kaum waren wir 30 Schritt gegangen, so sahen wir links eine Wiese und hörten in der Ferne einen Gesang. Der H. Major hatte nämlich die Veranstaltung getroffen, daß sein 2ter Sohn Louis als Schäfer gekleidet auf der Wiese die Schafe hütend folgendes sang, nach der Melodie, Blühe liebes Mädchen:

Hüpfet, Schäfchen, hüpfet,  
 Seyd nur guten Muths,  
 Ist er gleich einschläpfet,  
 Der uns gab viel Guts,  
 Er kömmt einstens wieder,  
 Und dann tönen Lieder,  
 Ihn von der Schälmen,  
 Unserm schönen May.  
 Wenn auch gleich der Winter  
 Uns mit Schnee bedroht,  
 Es steckt nichts darhinter,  
 Noch ist keine Noth.  
 Voll sind unsre Scheuern,  
 Und wenn einst wir feyern  
 Lenzens Wiederkehr,  
 Dann giebt's Freuden mehr.  
 Weidet, liebe Schäfchen,  
 Drum nur ruhig fort,  
 Nützet nach dem Schläfschen  
 Noch den grünen Ort,  
 Oh die weiße Decke  
 Auf der ganzen Strecke  
 Unserm Mug verhüllt  
 Florenz Ebenbild.

Als er uns bemerkte, trat er hervor und sagte: Verzeiht, Bewohner der Städte, wenn mein unvollkommenes Lied Euch vielleicht unangenehm war. Wir Schäfer stingen gern, dann weiden unsere Schafe besser. Hätte ich gewußt, daß eine so erlauchte Gesellschaft mir

zuhörte, ich hätte geschwiegen, doch den Großen der Erde sind auch ländliche Freuden oft willkommen, vielleicht gefiel Euch mein Lied. Wie glücklich wäre ich, auch nur ein paar Minuten Euch unterhalten zu haben. —

Als dieser kleine Schäfer seine Anrede beendigt hatte, wurden wir diese Allee weiter geführt und kamen endlich an die Hütte des Einsiedlers, in welcher ein gewisser Postschreiber Busch als Eremit verkleidet uns mit folgender Anrede empfangen sollte, die er aber aus großer Furchtsamkeit uns herlas, und dies noch sehr unvollkommen. Das jüngste Kind des H. Majors, ein Knabe von 2½ Jahren, Reinholdt, als Amor angekleidet, befand sich ebenfalls in dieser Hütte.

Der Eremit sagte: Schon mehrere Jahre weile ich in dieser Einsamkeit, nur selten besucht mich ein Sterblicher, denn nicht jedem gefällt diese Abgeschiedenheit von der Welt, ob ich sie gleich nicht fliehe, die Menschen und ihre edlen Freuden. Um so wonnevoller ist mir dieser heutige Tag, da sogar Fürsten, edle großmütige Fürsten! meine Moosshütte mit ihrer Gegenwart beehren. Habet Dank, Durchlauchtigste! für diesen gnädigen Besuch. Für unschuldige Diebe und sanftes Saitenspiel habe ich auch noch jetzt Gefühl. Freund Amor besucht mich manchmal und verkürzt mir meine einsamen Tage, auch heut hat er mir zugesprochen, erlaubt gnädige Fürsten!, daß dieser Freudenbringer auch in Eure Gesellschaft sich mischen möge, erlaubt, daß die Saiten und Flöten, die sonst zu meinem Vergnügen nur tönen, heut laut die Freude verkünden dürfen, die wir Landbewohner darüber empfinden, daß Ihr Durchlauchtigste! unsere Flur mit Eurer Gegenwart beehret.

Kurz darauf ertönte eine im Busch verborgene Musik, und es wurde folgendes nach der Melodie: God save de King oder deutsch: Heil unserm guten Herrn, gesungen:

Stimmt Jubellieder an,  
Es sänge, wer da kann,  
Heut frohen Muths,  
Denn diesem kleinen Hain,  
Wir wollen uns freun,  
Geschlecht viel Guts.  
Der Fürsten edle Schaar,  
Viel Gnade, ja, fürwahr,  
Beglückt den Ort,  
Oh, töne Flötenfang  
Den kleinen Hain entlang,  
Heil diesem Ort.  
Dank, große Fürsten! Dank!,  
Wir sehern mit Gesang  
Und Jubelschall  
Des schönen Tages Zeit,  
Und rufen hocheufreit:  
Es leben all! — —

Die 2te Hälfte jedes Verses wurde wiederholt.

Darauf wurde die Gesellschaft zwischen Wiesen über eine Brücke dem dunklen Haine näher geführt, von ferne fielen mehrere Schüsse, und man merkte, daß man einer Jagd näher kam. Beim Eintritt in den dunklen Busch trat der älteste Sohn des H. Majors, Friedrich, als Jäger gekleidet, vor, und hielt folgende kleine Rede, und zwar machte er es am besten.

Einsam weil ich oft auf Fluren  
Und durcirre Feld und Wald,  
Suchte forschend auf die Spuren,  
Wilder Tiere jung und alt,  
Achte nicht der Sonnen Hitze,  
Nicht des Winters harten Frost,  
Denn das ist's wodurch ich nütze,  
Und verschaffe meine Kost.  
Was mir oft in trüben Tagen  
Neuen Muth und Kraft verlieh,  
Soll ich's frey und offen sagen?  
War das selbst der Fürsten Müh  
Arbeit und Beschwerd nicht scheuen  
Ob der edlen Weidmannskunst!  
In dem offenen Feld sich freuen,  
Und uns schenken ihre Günst,  
Dies erfuhr ich heut aufs neue  
Hier in diesem dunkeln Hain.  
Fürsten, glaubt, daß ich mich freue,  
Weidmann heute noch zu sein.  
Ehrenvoll ist dieses Leben,  
Fürsten teilen unsre Müh,  
Und drum opfern wir und geben  
Unsre Kräfte gern für sie.  
Lange leben sollen Fürsten,  
Die so gut und gnädig sind,  
Die uns laben, wenn wir dürsten,  
Und uns nähren Weib und Kind.

Nach Beendigung dieses durchstrichen wir den Busch, kamen zu dem neu angelegten Röhrgarten des H. Majors, besahen die hübsche Gegend und kehrten zu Fuß wieder in das Badehaus zurück, von wo aus wir wieder in unseren Wagens in die Stadt fuhren, eben wollte die Sonne untergehen. Wir fuhren denselben Weg wieder zurück, passierten dieselbe Ehrenpforte, die wir herausgekommen waren, ließen diejenige, durch welche wir angekommen, rechts und kehrten durch eine Ste, die vorhin von uns gar nicht berührt worden, in das Innere der Stadt auf den Markt oder Ring in des Herrn Majors Quartier. Hier wurde der Ball eröffnet, welcher bis um 4 Uhr den andern Morgen dauerte und wo alle recht vergnügt waren.“

\*

Hätte es sich der Major von Wiersbikky träumen lassen, daß er nach einem halben Jahre sein Söhnchen Reinhold, den Amor aus der Eremitenklaue, auf der Anhöhe bei Charlottental begraben und auf seinen Grabstein die Worte schreiben werde: „Ein Engel auf Erden“?

# Der tapfere Kassian.

Aus den Theatererinnerungen eines Schlesiens in Sibirien.

Von Prof. Dr. P e s c h e l.

Wie ungeheuer das Theater auf den neuen Menschen wirkt, wie eine ganze neue Welt plötzlich vor seinen staunenden Augen emporsichelt, die ihm Wirklichkeit wird, haben wir in unserem Kriegsgefangenen-theater erlebt. Unter den Zuschauern saßen Leute aus den entlegensten Alpentälern, aus der ungarischen Puszta, der norddeutschen Heide, die alle ohne großes Theater aufgewachsen waren.

Am seltsamsten gebärdeten sich die Türken. Die hatten zwar in ihrer Heimat als Anhänger der jungtürkischen Bewegung längst mit den strengen Befehlen des Propheten gebrochen und waren bestrebt, die mittel-europäische Kultur anzunehmen, doch ein Theater in unserem Sinne kannten sie nicht, da es ja nach den Vorschriften des Korans den Frauen unmöglich war, die Bühne zu betreten. Und ohne Frauenrolle kein großes Theater. Nur kleine französische Schauspielertruppen gastierten mit varieteehaften Darbietungen in den größeren Städten. Erst die neue Generation, die in den großen Städten des Westens studiert hatte, brachte die Kenntnis des Theaters mit. Der großen Menge war es eine neue Welt. Die Türken waren unsere dankbarsten Besucher.

Als unser Maler in der „Schönen Galathée“ die Akropolis als Hintergrund gemalt hatte, Athen und das blaue Meer, an den Ufern Zypern und Dleandergebüsch, da kamen die, welche an der kleinasiatischen Küste zu Hause waren, mit leuchtenden Augen, uns zu danken: Sie hatten die Heimat gesehen. Nur mit Mühe hielt ich sie zurück, als sie auch bei Tage die schönen Bilder zu sehen begehrten. Ich wollte ihnen die Illusion nicht rauben, die ihnen zum wirklichen Erleben geworden war.

Da war ein älterer, höherer Offizier, der wegen seiner hünenhaften Gestalt, seinen verwiterten, grausamen Zügen der Janitscharenhauptmann hieß. Lang fiel ihm der schwarze Schnurrbart über die Mundwinkel herab, seine lebhaften dunklen Augen rollten immer unruhig und drohend. Seine Landsleute fürchteten ihn. Zwölf Jahre stand er ununterbrochen im Felde, in Armenien und Arabien, um Aufstände niederzuwerfen, in Tripolis gegen Italien und im Kaukasus gegen Rußland. Als wir Schillers „Räuber“ aufführten, sah ich seine Augen freundlich leuchten, wenn Karl Moor oben loslegte, und sein Urteil war: Sehr schön, und sehr lustig! Umso erstaunter war ich, als ihm in „Kabale

und Liebe“ die Tränen in den wilden Bart rollten, da Ferdinand seiner unglücklichen Luise die Limonade reichte. Sehr schön, aber sehr traurig! Sein unzertrennlicher Begleiter war sein Diener, der ihn, ein wahrer Riese, noch um Haupteslänge überragte, Achmed, Lastträger aus der Stadt am goldenen Horn, in seiner freien Zeit Ringkämpfer in den Kaffeehäusern im Hafen. Mit seiner Hilfe übte der Hauptmann ein strenges Regiment über seine Staatsangehörigen aus. Der verwegenste unter den Kurden, die gern mit einander rauften, der gewandteste Armenier war ein Kind in den Händen dieses Riesens.

Wir hatten den „Tapferen Kassian“ von Schnitzler gespielt. Grimmig polternd hatte der stattliche Kassian oben auf den Brettern agiert, hatte um die zarte Schöne gewürfelt, gewonnen und den glückverlassenen schwächlichen Studenten mühelos im Zweikampfe niedergestochen. Der Sterbende verlangt noch einmal nach der geliebten Flöte, um sie an die Lippen zu führen, die Kraft versagt: „Es ist ein schlechter Spaß, und eigentlich — bin ich nicht aufgelegt, Flöte zu spielen.“ Er stirbt, Vorhang. Die Zuschauer sind ergriffen, die Vorstellung ist zu Ende. Die Schauspieler schminken ab und kleiden sich in der Garderobe um. Der Bühnenausgang ist, damit man Heizmaterial erspare, abgesperrt und von außen mit Schnee zugeschaufelt, so daß die hinter der Bühne Beschäftigten das Gebäude nur durch den Haupteingang verlassen müssen. Rasch hat sich die Menge hinausgedrängt, und ich mache die Runde durch das leere Haus, bevor die Lampen gelöscht werden. Da sitzt ganz allein im Schatten einer Säule eine riesige Gestalt in sich versunken und gedankenvoll. Es ist der Diener des Hassan Effendi. Ich kannte ihn gut, da ich als Lehrer der deutschen Sprache bei den Türken tätig war und häufig ihre überaus verschwenderische Gastfreundschaft genoss. „Achmed“, sagte ich sanft zu ihm. Ich wußte, er war sonst ein Lamm von einem Menschen, der niemand ungerechterweise etwas zuleide tun konnte. Nur im Scherz und auf Befehl seines Herrn zeigte er manchmal seine fürchterliche Kraft. So schlug er einmal späteshalber, und um die Gäste zu unterhalten, beim Teeservieren mit der tuchumwickelten Hand einen fingerstarken Nagel durch die Tischplatte. „Achmed“, sage ich, „was tust du noch da?“ — „Ich warte auf den tapferen Kassian“, sagt er sanft und schwermütig, „ich werde mit ihm kämpfen!“ Ich ahne ein un-

bestimmtes Unheil und forsche ängstlich nach dem Wie und Warum. „Es ist nicht gut“, antwortet er schlicht und einfach, daß ein großer, starker Mann mit einem kleinen schwachen Mann kämpft, ein großer, starker Mann soll mit einem großen, starken Manne kämpfen. Also werde ich mit dem tapferen Kassian kämpfen, weil er den kleinen Studenten gemordet hat.“ Ich lobe heuchlerisch seinen Vorsatz und eile in die Garderobe. Dort steht breit und behäbig unser Heldenvater, der den Kassian gemimt hat, und nimmt freundlich lächelnd und stolz die Glückwünsche für sein glänzendes Sptel entgegen. „Du, Kassian“, schreit ich, „mach' dich schleunigst aus dem Staube, draußen sitzt Kassians Diener Achmed und wartet auf dich, er will mit dir kämpfen.“ „Wie, was, Unsinn.“ Rasch erzähle ich ihm alles.

Er schleicht schnell noch einmal auf die Bühne hinauf und späht durch das Loch im Vorhang. Da wird er blaß. Groß und breit sitzt Achmed, die riesigen Fäuste über die Sitzlehne gelegt, ein Bild ruhiger Entschlossenheit. „Um Gottes willen, was soll ich

tun, bring' ihn fort, ich bitte dich, schaff' ihn hinaus“, stöhnt der tapfere Kassian, „der Mensch ist imstande und bringt mich um.“ „Ich will's versuchen“, meine ich und gehe hinaus zu ihm: „Achmed“, sage ich, „es tut mir unendlich leid, Kassian ist schon fort, ich bitte dich tausendmal um Entschuldigung, aber vielleicht ein andermal, so bei Gelegenheit ein andermal!“ Ich klopfe ihm beruhigend auf die Schulter. „Gute Nacht, Achmed, gute Nacht!“ Da seufzt er traurig und geht bekümmert heim. Ich hatte übrigens keine Unwahrheit gesagt, denn Kassian war mit unverständlicher Gewandtheit trotz seiner stattlichen Fülle zu dem kleinen Garderobefenster hinausgeschlüpft und hatte sich im Schutze der Dunkelheit kläglich nach Hause gerettet.

Am nächsten Tage mußte das schöne Stück „Der tapfere Kassian“ vom Spielplan abgesetzt werden, weil der „Hauptdarsteller plötzlich erkrankt war.“

Und das mußte wahr sein, weil er sich tatsächlich wochenlang in der Öffentlichkeit nicht blicken ließ.

## Der Rupprecht und der Nikolaus.

Oberschlesische Humoreske von W. von Marienburg.

Der junge Steuerbeamte Hans Kontny in Kohlheim hielt nichts von dem „heimlichen St. Nikolaus“. Seine junge Frau Ursel, mit der er seit einem halben Jahre in glücklichster Ehe lebte, hielt es dagegen für sehr poetisch, wie es bei ihren Eltern gewesen, daß die Kinder am Vorabend des St. Nikolaustages Teller ins Doppelfenster — sie wohnten parterre — hinstellten, die sich dann in aller Frühe mit Äpfeln, Nüssen und kleinen Geschenken gefüllt vorfanden. Das aber behagte Herrn Hans garnicht.

„Ach was, so ein Nikolaus muß selber kommen, Leben in der Bude machen, Strafe und Belohnung selber austheilen!“

„Ja, Hänsel, das ist auch ganz schön“, sagte Frau Ursel, eine sanfte Blondine, die ihrem lebhaft veranlagten Männchen, bis jetzt wenigstens, immer nachgab.

„Und siehst du, welcher Nikolaus könnte das Wunder vollbringen, alles, was meiner süßen Ursel geschenkt werden muß, auf einem Teller zu plazieren? Das braucht schon mehr Platz.“

Da fiel ihm Ursel um den Hals.

„Ach, mein gutes Hänschen, da geh ich dir natürlich erst recht nach. Und weißt du, ich kann dir auch erzählen, einmal ist die Ge-

sichte mit dem Doppelfenster auch sehr mißlungen.“

„Wieso denn, mein Engelschen?“

„Ach, wir fanden einmal am Nikolausmorgen im Doppelfenster weder Teller noch Geschenke, und als wir fünf kleine Mädels schon um sechs Uhr früh darüber ein mächtiges Geheul anfangen, machten die Eltern sehr verdachte und böse Gesichter. Sie sagten dann zwar, St. Nikolaus habe nichts gegeben, weil wir in dem Jahre unartig waren, aber es kam bald heraus, daß die Jungen vom Kohlenhändler Benzek in der Nacht das Fenster aufgemacht und die Teller mit samt Äpfeln und Geschenken gemaußt hatten.“

Hänsel lachte.

„Da siehst du, es ist schon schöner, der Nikolaus, oder noch besser der Rupprecht, bringt alles selber.“

„Wie du denkst, Schazi. Aber Irma wünscht sich so einen sanften heiligen Bischof Nikolaus mit Stab und frommen Gebeten.“

Irma war die sechzehnjährige Schwester Ursels, die wegen der Diensthilfenot und zur eigenen Ausbildung im Hauswesen von Beuthen hergekommen war. Sie verweilte bereits einige Wochen bei den jungen Eheleuten, und trotzdem sie alles gut versah, fand

sie doch noch Zeit, Tanzstunde und Klavierunterricht zu besuchen.

„Ach, die Frma, die wird auch schon mit dem Rupprecht zufrieden sein. Der wird sie aber erst verdreschen müssen, denn ich glaube, die pouffiert schon ein bißchen.“

Ursel präsenzierte in grazioser Weise den Abendtee.

„Tanzstundenliebe“, sagte sie. „Hat nichts auf sich.“

„Na, na“, scherzte Hans, „wir haben uns doch auch in der Tanzstunde kennengelernt.“

„Ach, die Frma wird von dem langen schwarzlockigen Oberprimaner Ladislaus Nowakowski verehrt, und da ist nichts zu fürchten. Der Jüngling überlegt dabei noch, ob er Kaplan oder Fliegeroffizier werden soll.“ Die jungen Leute lachten lustig.

„Das ist ja ein furchtbares Dilemma“, scherzte Hans, „aber die Frma wird ihm schon die rechte Lebensbahn weisen.“

„Ja, weist du, sie bildet sich den heiligen Bischof Nikolaus sehr stark ein. Ich habe schon den Verdacht, daß der lange Nowakowski der selbige Nickel sein soll.“

Hans erhob sich und küßte sein Frauchen.

„Das rede ihr nur aus, Engel. Es kommt, sage ich dir, ein so patentier Rupprecht, daß ihr alle eure Freude haben werdet, auch die Frma. Ich habe einen in Petto und gehe ihn jetzt bestellen, ehe sie aus der Stunde kommt.“

„Du, aber die Frma hat ihr eigenes, eigensinniges Köpfschen.“ — — —

Der Rupprecht, den Hans Kontny für den Nikolaustag bestellte, war wirklich „patent“.

Es war der berühmteste Eckensteher, der Tomek Boenisch. Trotz seines deutschen Namens sprach er, einer polonisierten Familie entstammend, das Deutsch nur mangelhaft. Im Schnapstrinken leistete er Unglaubliches. Dabei war er ein pißfiger Kerl, der stets zu lustigen Streichen aufgelegt war und der Polizei viel zu schaffen machte.

Wenn Straßenlaternen verbogen, Fensterscheiben ausgeschlagen waren, das machte alles Tomek Boenisch. Und mancher, der gern einen solchen Streich vollführt sah, aber es selbst nicht wagte, fand für geringe alkoholische Belohnung in Tomek einen geschickten Vollzieher seiner Wünsche.

Den also engagierte Hans Kontny für den Nikolaustag. Er traf ihn, wie immer um diese Abendstunde, an der Ecke beim Destillateur Bujakowski, seinem gewöhnlichen Standort. Er instruierte ihn gut und versprach ihm eine abgetragene Winterjoppe, ein gutes Abendbrot sowie eine Flasche Ingwer, wenn er die Sache gut machte.

„Wird sich schon wärden schön, Panie Obbersekretär, und feines Frollein Frma werd befor.umen zwei bloß ganz leise Schlag

mit Rute, wägn Puffieren, und dann neue Pelzboa. Tomek macht sich alles!“

St. Nikolaus ließ am 6. Dezember bei mildestem Wetter Schnee wie Wolle herabstufen, sodasß sich alles freute, am meisten die Eckensteher, die jetzt Schneeschipparbeit bekamen, und die Schuljungen, die in der Dämmerung umherliefen und mit Nikolaus- und Teufelsmasken die kleinen Mädchen erschreckten.

Bei Kontnys war es wunderschön im jungen, blühenden Eheheim. Der grüne Kamin strahlte mollige Wärme aus. Leegeschirr war in dem lauschigen Frauenkabinett, in einer Ecke gedeckt, die mit gepolstertem Ecksosa und einem neuen Klubbessel zu inuiger Familiengemeinschaft einlud. Mar-meladendose und Butterschnitten fehlten nicht. Eine Flasche „Kognak mit drei Stern-nen“ stand auf dem Gesims, auf dem Büfett glänzte eine mächtige lange Schüssel mit Wurst und Schinkenausschnitt.

Das Klavier war aufgeklappt und die Stücke „Morgen kommt der Weihnachts-mann“ und „Stille Nacht“ standen aufgeschla-gen auf dem Pult.

Aber in der ganzen Kontny'schen Woh-nung war's noch ganz still. Ursel ordnete den Geschenktisch; Frma war noch vom Ein-kaufen nicht zurück, Hans noch im Amte.

„Ach Gott“, fuhr die junge Frau plötzlich zusammen, „wie konnte ich so vergeßlich sein! Hans hat sich doch paarmal ein Benzinsfeuer-zug gewünscht, um die teuren Streichhölzer zu sparen. Um sechs kommt er aus dem Amte. Ich muß es noch auf dem Ringe kaufen.“

Da klingelte es stark vom Flur, wie die Glocke einer Straßenbahn.

„Ach, sollte das der Nickel sein?“

Die junge Frau öffnete, nachdem sie sich Hut und Mantel angetan.

Da stand ein dicker Knecht Rupprecht vor ihr, ganz wie er im Bilderbuch gemalt ist.

Seine unverhältnismäßig große Glocke wurde jetzt erst stumm, wie auch die johlende Kinderschar, die ihm gefolgt war.

„Ach, der Herr Rupprecht“, stotterte die erschreckte Ursel.

Der aber gröhlte deklamierend los:

„Bin ich Knächt Rupprecht von alle genannt,  
Komm ich her aus das himmlische Land,  
Chapp ich sehr Gutts, chapp ich sehr Befen,  
Wenn sich ein Pteron is nich artig gewesen.“

„Ach, bitte, Herr Rupprecht, kommen Sie doch herein.“

Fast gewaltsam zog Ursel den vierschrüt-tigen Mann herein, um dem Gejohle der Kinderschar im Flur ein Ende zu machen.

„Mein Mann ist nicht zu Hause, der hat Sie wohl bestellt?“

„Zawoll, chibische junge Frau, Herr Obersekretär Kontny!“

„Gut, gut, dann kann ich Ihnen ja vertrauen. Ich muß noch fünf Minuten etwas einkaufen gehen. Mein Mann und meine Schwester kommen auch gleich. Dann können Sie ihre Sache anfangen.“

Rupprecht schüttelte den Schnee ab und setzte seinen ziemlich dick gefüllten Sack im Entree nieder.

Er sah im Licht der elektrischen Flurlampe ganz reizend aus, dieser Rupprecht. Ursel erkannte den pelzbefestigten Pyjama ihres Mannes, auch saubere Stiefel trug er und einen wunderbaren schneeweißen Bart unter der Pelzmütze, die Ursel gleichfalls als Hansens Eigentum erkannte. Leuchtend glänzte Rupprechts rote Nase.

Ursel fand sehr Gefallen an ihm.

„Ach bitte, Herr Rupprecht, kommen Sie nur auf die fünf Minuten in den Salon. Genieren Sie sich nicht. Ich bin gleich wieder da.“

Als nun Rupprecht in dem warmen Gemache allein war, genierte er sich wirklich nicht. Er holte sich von dem Büfett die Riesenschüssel mit dem Wurstaufschnitt, langte vom Sims den „französischen“ Kognak herunter und ließ sich in den ledernen Klubfessel fallen.

„Pierona, feine Leute, die Kontny's, haben mir fein zurecht gemacht.“

Rupprecht nahm erst die Maske mit dem Bart ab, da sie am Essen hinderte. Dann langte er nach der Brotschüssel, wo delikate Wurstbrotstücken, mit echter Butter geschnitten, seiner Würdigung harrten. Die Kognakflasche war schnell entkorkt und ein volles Teeglas mit der goldenen Flüssigkeit gefüllt, aber auch gleich geleert.

„Maach! — — Chast sich Sekretär gutten Amtbrot versprochen, abber so fein, chabb' ich mir nich gedach.“

Tomek stopfte den kostbaren Aufschnitt mit seinen breiten Händen in den weit aufgetanen Mund, immer eine Brotschneide, und eine Handvoll Schlack- und Preßwurst danach.

„Ach, moj Boze\*), hat sich armes Eckensteher niemals gichabt so gutt.“

Und wieder goß er ein Teeglas Kognak herunter und stopfte eine Ladung Wurst in den breiten Mund.

Endlich hielt er ein und streichelte sich den Bauch.

„Hat Mamulka Mutter meine immer gesagt, wenn sich was bekommt, soll man nich alles aufessen. Aber vom Trinken hat sie nich gesagt.“

Dementsprechend ließ Tomek drei Scheiben Wurst auf der Schüssel liegen, goß aber

das dritte Teeglas aus der Flasche voll. Nachdem er einen Schluck genommen, begann er zu philosophieren:

„Zu was liegen in das Korb so vill kleine silberne Büffel, wenn bloß dreie sind zu Umbrot? Kleines Büffel is nich Sünde.“

Und schon langte er nach dem Büffelkorbe und ließ drei Büffel in der Seitentasche des Pyjama verschwinden.

„Aber Tomek, is gemein, is Sünde, wird sich Gott und heiliger Nikolaus strafen vielleicht.“ So begann er wieder zu philosophieren.

Und wie er sein schweres Haupt in die Hände stützte, um zu überlegen, ob er nicht doch die gestohlenen Büffelchen zurücklegen sollte, schwebte wirklich der heilige Nikolaus auf weißen Schuhen unhörbar in das Zimmer herein.

Der Trinker starrte entsetzt auf die ätherische Gestalt des heiligen Bischofs.

„Swienty Mikolaj — zmiluj sie nad nami!“ („Heiliger Nikolaus, erbarme Dich!“) Er bekreuzte sich.

Aber St. Nikolaus, eine hohe, schlankte Gestalt, durch die Bischofsmütze ins Ueberirdische verlängert, fand auch keine Worte.

Endlich sagte er schüchtern:

„Entschuldigen Sie — ist niemand hier? Sind Sie vielleicht bestellt?“

Der schüchterne Ton der Frage, die merklich zitternde, jugendlich dünne Stimme des Fragens gab dem Knecht Rupprecht seine ganze Haltung zurück.

Er erhob sich halb und sagte frech:

„Zawoll bin ich bistellt. Bistellt von Herrn Obersekretär selber. Aber pieronna, wie kommen Sie chirr rein? Is doch niemand nich in die Wohnung.“

St. Nikolaus verneigte sich schüchtern.

„Ach, entschuldigen Sie, ich bin von Fräulein Irma bestellt, und sie gab mir den Entreeschlüssel für den Fall —“

„Pieronna“, brüllte Rupprecht, „chirr den Fall, is gar kein Fall. Was cham Sie chirr zu falln, wenn ich bin biställt, und Sie kommen mit eine Nachschlüssel rein? Mach Sie sich raus, Sie wäfschte heilige Nickel, sons da wärr ich Inn zeign, daß jeh nich merr Nikolaus is dran, bloß Rupprecht, Nikolaus is Blech! Pieronna, Nikolaus, mach Dich raus.“

Aber nun ermannte sich auch St. Nikolaus, denn ihm wurde klar, daß er sich als künftiger Kaplan, erst gar als künftiger Fliegeroffizier, keineswegs so herauswerfen lassen durfte. Denn er war es, Radislaus Nowakowski, den Irma bestellt hatte, ohne zu wissen, daß ihm eine Konkurrenz erstehen konnte.

\*) Ach Gott.





Mariensäule auf dem Ring zu Leobsdütz.

„Hören Sie einmal“, sagte er, „reden Sie in einem anderen Tone mit mir, Sie ungebildeter Mensch.“

„Was, ich ungebildeter Mensch? Pieronna, ich werre dir zeign, werre is ungebildet. Komm mal herr.“

Da aber St. Nikolaus das doch nicht tat, krabbelte sich Rupprecht aus seinem Klubfessel empor.

„Pierronie, werre wird sich chire Gedich auffagn, was ich hab felbs gemacht, und chaun der Frollein Irma und — Pelz-Bo—a—da gäbn? Ich oder du, tummer Pieron?“

„Was, Sie wollen Fräulein Irma haun?“

„Zawoll, werre ich chaun den tummer Mäd- del, wägn Puffiern, und dirr dazu, tummer Kost!“

Nun schwoll aber unserem Oberprimaner die Bornesader, zumal er sah, daß der Knecht Rupprecht sich bedencklich wackelnd am Tisch hielt.

„Sie unverfchämter, besoffener Kerl, da haben Sie es!“

Und St. Nikolaus vergaß alle himmlische Sanftmut. Rechts und links schlug er dem wackelnden Rupprecht Ohrfeigen.

Der aber ging mit einem wilden Fluch auf ihn los.

Der altehrwürdige Nikolaus, wie der moderne Rupprecht wälzten sich bald in inniger Verschlingung auf dem Salont Teppich. Der zierliche Teetisch flog mit allen Tassen und den kümmerlichen Resten der Tome'schen Mahlzeit zu Boden. Der Kampf tobte weiter, während die Entreeklengel rasend toste. Endlich ein Aufschrei von drei Personen. Irma, Ursel und Hans traten gleichzeitig ein und sahen die Vermüstung.

Irma freischte auf.

„Ach, Gott, er ermordet den armen Ladislaus, der Rupprecht!“

Aber die Angst des hübschen goldlockigen Mädchens war unberechtigt, denn Sankt Nikolaus errang einen vollständigen Sieg über den keuchend am Boden liegenden Rupprecht, der unzählige Ohrfeigen bekam.

„Ach, pieronna — der Nikolaus hat mirr totgeschlagn, tott bin ich, tott!“

St. Nikolaus erhob sich. Allerdings war von der sanften himmlischen Schönheit des Heiligen nicht viel übrig. Sein weißes Gewand war mit dunkelroter Marmelade über und über verziert, der Bart abgerissen, die Mitra war natürlich verloren. Auch sonst sah der jugendliche Nikolaus sehr zerzaust und übel aus, bis auf sein auffallend hübsches Gesicht und die großen schwarzen Augen, die jetzt bittend auf Herrn Hans schauten.

„Verzeihung, Herr Kontny — ich sah, wie der Mann hier silberne Büffel einsteckte. Und

dann beleidigte er Fräulein Irma und ging auf mich los.“

„Aber Hans, wie konntest du nur einen Landstreicher zu St. Nikolaus bestellen? — Ach, mein schönes Geschirr.“

Und Frau Ursel warf sich aufs Sofa, krampfhaft schluchzend. Irma tat dasselbe und schluchzte noch herzbrechender in der anderen Sofa-Ecke.

Und zwischen hinein krächzte der am Boden liegende Betrunkene:

„Pierronna — tott bin ich, tott wie Maus.“

Was sollte Hans Kontny tun?

Er war fassungslos. Es war zum ersten Male in der jungen Ehe, daß seine Ursel weinte. Hans vergaß ganz, daß auch er seiner hübschen Schwägerin und dem schlagfertigen Oberprimaner den Vorwurf unberechtigter Bestellung eines Nikolaus hätte machen können.

Er vergaß alles, und setzte sich neben sein schluchzendes Frauchen, sie zu trösten und zu beruhigen.

Diesem Samariterbeispiel folgte auch unser verbogener Nikolaus, indem er sich an die Seite der schluchzenden Irma niederließ und sie ebenso tröstete.

Als Ladislaus bemerkte, wie bei Frau Kontny ein Kuß des tröstenden Hans den Tränenstrom bald verstiegen ließ, faßte er Mut und versuchte dieses Tröstungsmittel auch bei Fräulein Irma.

Es hatte durchschlagenden Erfolg. Irma stand wie mit Blut übergossen auf und rief lachend: „Ein schöner heiliger Nikolaus, der junge Mädchen küßt.“

„Ach, verzeihen Sie, Fräulein Irma, nur weil Sie so weinten.“

„Und da wollen Sie Kaplan werden?“ sagte neckend Frau Ursel, unter Tränen lachend in den Armen ihres Gatten.

„Nein, gnädige Frau, jetzt steht es in mir fest, ich werde Fliegeroffizier.“

„Gratuliere, Herr St. Nikolaus“, sagte Kontny gleichfalls lachend. „Aber jetzt müssen wir erst diesen Unglückswurm hier fliegen lassen.“

Und die beiden Herren zogen dem im Schlafe der Trunkenheit schnarchenden Eckens- steher die Pelzjacke mit den darin befindlichen Silberlöffeln aus, nahmen ihm die Pelzmütze ab und zogen ihm den versprochenen alten Rock Kontnys an.

Dann schleppten sie ihn aus dem Hause und vertrauten ihn der Obhut eines sorgsam umherwandelnden Polizisten an.

Den Sack des Rupprecht erhielt Herr Ladislaus, und nachdem er wieder aufgeputzt, absolvierte er seine Rolle als geschenkgebender Bischof mit Geschick. Frau Ursel bekam einen Sealmantel, Irma ihre Pelzboa und

Ganz ungezählte Handarbeiten nebst dem Benzinfeuerzeug, auf welches die ganze Schuld abgewälzt wurde.

Der jetzt wahrhaft seltsame Nikolaus blieb natürlich zum Tee. Er wurde später wirklich Fliegeroffizier und führte nach dem Kriege

als braver Gymnasiallehrer seine Irma heim. Zu Konrads Kindern aber kommt nie ein Rupprecht, sondern stets der heilige Bischof Nikolaus.

Aber die größten haben es schon herausbekommen, daß es der Onkel Ladislaus ist.

## Auflösungen der Rätsel.

### Rätsel.

Seite 58.

1. Stiefel, Knecht — Stiefelknecht.
2. Silz, Pilz, Milz.
3. Anfall, Unfall.
4. Hummel, Hummer.
5. Kelle, Keller.
6. Ruine, Rubin.
7. Saft, Samt.
8. Mast, Last, Gast, Bast.
9. Kanal, Kanne.
10. Ruder, Bruder.
11. Schiller, (er) Schill.
12. Vers, Buchung — Verjuchung.

### Gilbenrätsel.

Seite 68.

Die Wörter heißen:

1. Vortrag, 2. Inserat, 3. Elmsium, 4. Lorelei,
5. Selter, 6. Innenhof, 7. Baldur, 8. Tanne,
9. Warschau, 10. Emden, 11. Roland, 12. Wiesel,
13. Einsiedelei, 14. Norwich, 15. Jsaak, 16. Garnele,
17. Girgenti, Ingolstadt.

Der ganze Spruch lautet:

„Viel gibt, wer wenig gibt mit Freundlichkeit“.

### Berstedrätsel.

Seite 122.

„Durch Weisheit wird ein Haus gebaut und durch Verstand erhalten“.

(Sprüche Salomonis)

### Rätselsprung.

Seite 105.

Schlüssel:

17	42	3	32	19	44	5
2	31	18	43	4	33	20
41	16	53		51	6	45
30	1	50		54	21	34
15	40	13	52	9	46	7
26	29	10	49	12	35	22
39	14	27	24	37	8	47
28	25	38	11	48	23	36

„Also soll dein Lebensende sein:

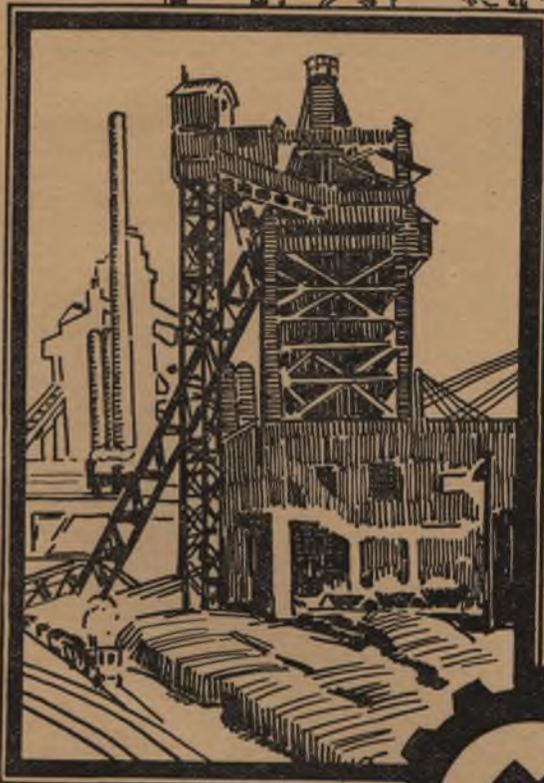
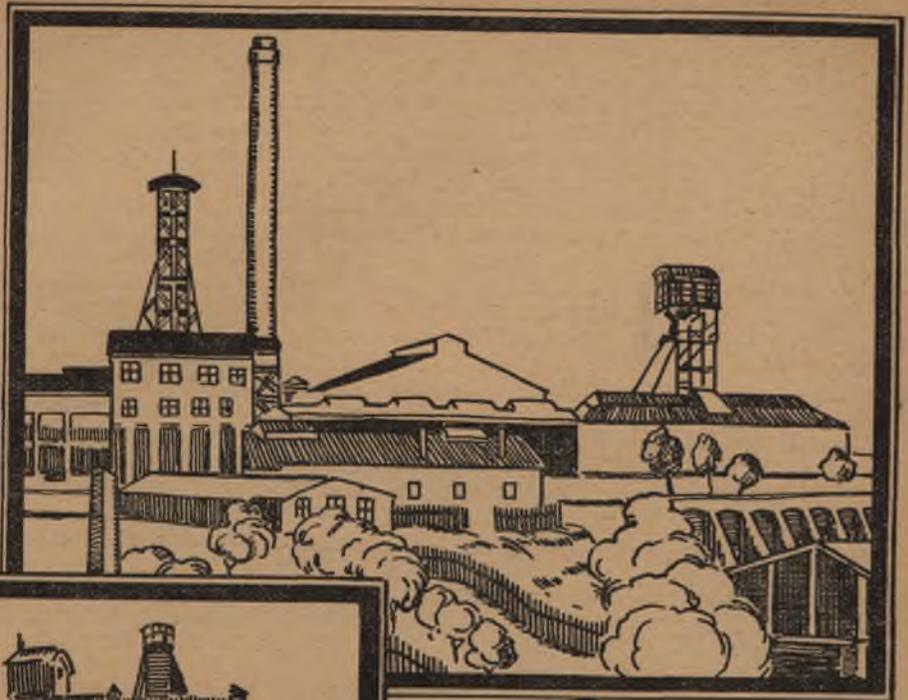
Still verklärt von letzter Sonne Schein,  
 Sanft durchglutet von des Abends Strahl,  
 Der dir löst des Tages Kampf und Qual,  
 Der verklingen läßt das Sturmgebräus  
 Und dich selig leuchtend nimmt nach Haus.

## R a u c h e n

einschränken oder abgewöhnen in 3 Tagen. Auskunft kostenlos.

Versandhaus „Westfalen“ Herne 7 (Westf.)

Schließfach 109.



BROCKEL.

*Friedenshütte*



*Antonienhütte.*

# Friedenshütte — Antonienhütte.

Der große Doppel-Industrieort Friedenshütte und Antonienhütte, der zusammen mit den Dörfern Neudorf, Bielschowitz und Eintrachthütte eine, wenn auch städtebaulich sehr zerrissene, aber doch zusammenhängende Siedlungsfläche bildet, welche die Ausdehnung einer Großstadt sicher übersteigt, kann als ein besonderes Zentrum des westlichen Industriebezirks angesehen werden. Die in diesem Siedlungsraume sämtlich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstandenen Industrie-Ortschaften und Werke tragen alle ein besonderes Gepräge. Zum Teil wurden sie auf dem Grund und Boden des Grafen Henckel von Donnermarkt auf Siemianowitz von diesem selbst angelegt, z. T. sind sie Gründungen jüdischer Kaufleute aus Beuthen und Breslau, z. B. Friedländer, Sohrauer, Manheimer, Löwi u. a. Da diesen Kaufleuten nicht immer große Mittel zur Verfügung gestanden haben, so blieben manche Gruben und Hütten in ihren ersten Anfängen stecken, und diese wurden oft bald Ruinen und schnell und flüchtig aufgebaute Arbeiterhäuser sog. Koloniehäuser. Er war nicht immer eitel Pracht, was da in kürzester Zeit entstand. Vielfach sind uns von den damaligen Anlagen, die alle in der Zeit zwischen 1802 und 1860 entstanden, nur noch die Namen übrig geblieben, so z. B. Beuthner Hütte, die am 18. Juli 1851 einem großen Orkan zum Opfer fiel, die Rosamundehütte, die ein Kaufmann Koppisch aus Breslau erbaute, und die nur aus Holz bestand, die Clarahütte, Georginengrube, Sonnenblumengrube, Faustagrube, Lythandragrube, Belowsegengrube, Eintrachtgrube, Friedrich-Wilhelmsgrube, Vorsichtsgrube, Luifengrube, Saragrube und Ottiliengrube. Alle diese 17 Industrieanlagen lagen in dem zur Stadt Beuthen gehörigen Schwarzwald, der seinen Namen von den dort wachsenden Fichten und Edelkastanien hatte. Die Industrie aber, besonders die Hütten, welche Zink produzierten räumten mit dem Baumbestande rasch auf, so daß dann nur noch Kiesern fort kamen.

Bei dem damaligen Mangel an Arbeitern mußte man sogar dazu greifen, Gefangene als Arbeiter auf Grube und Hütte anzulegen. So bestand in Antonienhütte sowohl wie in der Kolonie Schwarzwald ein Zuchthaus bzw. eine Gefangenenanstalt. Auch dieser Umstand mag gerade nicht dazu beigetragen haben, dem Leben und Treiben in unserem Gebiet ein besonderes angenehmes Aussehen zu verleihen. Es traten alle diejenigen Erscheinungen ein, die bei plötzlich sich ins Ungemessene steigenden Produktionsverhältnissen notgedrungenenermaßen eintreten müß-

ten. Die ins Uferlose steigende Nachfrage nach Kohle, Eisen, Zink, Zinkweiß, Ziegeln, Chamottesteinen, Zink- und Eisenblech wuchs den Unternehmern selbst über den Kopf. Der Arbeitermangel war z. T. so groß, daß z. B. in den unruhigen 40er Jahren manches angefangene Bauwerk wieder stillgelegt werden mußte, weil es einfach nicht möglich war, die nötigen Arbeitskräfte heranzuschaffen.

Aber man muß sich hüten, das Bild nicht zu schwarz zu malen, denn auf der andern Seite sind die kleinen Gruben- und Hüttenbesitzer entschuldigt, weil sie ja in vollständig menschenleerem Gebiete ihr Werk begannen. Auf dem großen Siedlungsraum, in dem heute das Riesenwerk der Friedenshütte steht, das schon in den 50er Jahren als das modernste von Oberschlesien galt, saßen vor 1800 kaum 100 Bauern. Lediglich die Ortschaften Bukowina und Neudorf (heute Wierak und Nowawiesitz) waren damals bewohnte Siedlungen. Ja, sogar Neudorf ist eine Anlage des Grafen Lazarus Henckel von Donnermarkt aus dem Jahre 1754. Wo also vor etwa 200 Jahren nur Wald war und einige kleine Bauernhütten standen, finden heute mehr als 100 000 Personen Arbeit und Brot. Das ist eine gewaltige Leistung, deren kulturelle Durchbringung allerdings eine längere Zeit braucht, als 200 Jahre. Denn in der ähnlich gewachsenen Großstadt-Siedlung Hindenburg war wenigstens eine Mehrzahl von uralten Dörfern vorhanden, die wenigstens eine ausgesprochen häuerliche Kultur mit kirchlicher Tradition besaßen (Zabrze, Biskupik, Sosniza, Mikultschitz).

Es kam hinzu, daß im Raume von Antonienhütte und Friedenshütte nicht einmal eine Gutsherrschaft ihren Sitz hatte, sodaß auch nicht einmal von dieser Seite her ein gewisses Verwaltungsfundament vorhanden gewesen wäre. Wenn trotzdem in diesem „Schwarzwald“ in wenigen Jahren ein sehr großes Eisenwerk entstand, so kann man nur die technische Organisationskraft der deutschen Industrie bewundern, die in kurzer Zeit so etwas schuf. Anstelle von allen Zahlen und Statistiken, unter denen sich der Laie nur eine schwache Vorstellung machen kann, sei nur eine angeführt, daß vor dem Weltkriege die Friedenshütte allein für sich eine ganze Druckerei beschäftigten mußte. So groß war dieses Eisenhüttenwerk angewachsen.

Wohl die wenigsten haben es heute noch in Erinnerung, daß die Friedenshütte selbst gemeindepolitisch als Enklave zur Stadt Neudorf gehört hat, also wieder eine verwaltungstechnische Eigenart, die anderswo kaum ihresgleichen hat. Wenn sich trotzdem ein

selbständiges Gemeindeleben entwickeln konnte, so zeugt dies von der unverwundlichen Kraft der oberschlesischen Bevölkerung, die in der Zeit, wo all diese Hütten und Gruben entstanden, noch unter der Nachwirkung des furchtbaren Hungertyphus stand, welcher Oberschlesien kurz vorher dezimiert hatte. Also nicht einmal vom arbeitenden Volke aus konnte gesundes Herzblut in die hier wachsenden Siedlungen strömen. Fast wie ein Wunder muß man es ansehen, daß hier so große Gebilde entstanden sind, die heute beinahe den Anspruch einer Großstadt-Sied-

lung für sich erheben können. Aber gerade wegen dieser nicht gerade farbenfrohen Vergangenheit liebt der oberschlesische Arbeiter das, was ihm jetzt Heimat geworden ist, um so mehr, er sucht Weggenossen in dieser seiner Liebe und ist mitteilhaftig geworden, wenn es gilt, Ueberlieferung und Vergangenheit zu pflegen. Daher regt sich allenthalben wachsendes Interesse am Volkstum und an der Heimat, letzten Endes auch in den Gebieten des Industriebezirks, die von der alles verschönenden Natur am tiefstmütterlichsten behandelt worden sind.

---

---

## Auswanderer.

Von Franz Jung.\*)

Ein silbriger Streifen von Sonne zog sich über das Land.

Die gelben Rauchschwaden deckten den Sonnenball und schnitten ihn in Fäden und Streifen. Ein Windstoß ballte die Rauchsäulen zusammen, warf sie in Wirbel zu einander, sodaß sie wie Gewitterwolken drohend über die Straße hingen, und zerriß sie dann ebenso plötzlich wieder, sodaß ein Stück kahles Blau sichtbar wurde. Denn es war Frühling.

Vor dem Bahnhof in Hindenburg hatte ein Trupp Auswanderer sich gelagert. Große Bündel mit Betten, Wäsche und Kleidern lagen überall herum. Mochte das der Beamte aufschreiben, der mit Listen und immer wieder Listen von einem zum anderen ging und schrieb und schrieb. Die Leute lagen auf den Kopfsteinen, lang hin, gleichgültig und müde. Sie lagen und schliefen und träumten und blinzelten in den Sonnenstreif. Die Weiber, die Männer und die Kinder. Einige der Frauen hatten Säuglinge an der Brust. Ueber alle spannte sich der Himmel von Hindenburg.

Sie mußten warten und warten. Ein gleicher Zug, der von Zaborze mit der Bahn hier erwartet wurde, sollte sich mit ihnen erst vereinigen, mit aufgeschrieben werden, ehe sie verladen werden konnten. Einige Neugierige standen herum, fremde Geschäftsreisende, die ab und zu mit dem Vorschlag herausrückten, ihnen etwas auf die Reise noch abzukaufen. Aber die Leute hatten keinen Pfennig. Es war unnötig, daß die Transportführer strengstens untersagt hatten, Schnaps mitzunehmen. So lagen die Leute und warteten. Eine Polizeigruppe hielt den Platz abgesperrt.

Der Zaborzer Transport lief ein. Neue Ballen von Betten und Kleidern und ein paar armseltige Geräte, darunter eine Nähmaschine, ein Fahrrad mit abgebrochenen Felgen. Wieder Weiber, Männer und Kinder. Lagen alle zusammen jetzt wieder noch ein paar Stunden.

Dann verteilten sich plötzlich eine Menge Transportbegleiter unter die Leute, schrien etwas und riefen die Namen auf, riefen und riefen. Von allen Seiten riefen sie plötzlich.

Und der Zug setzte sich in Bewegung. Ging hinein in die niedere, schmutzig-graue Bahnhofshalle, die wie ein böser Schlund war, ein Tor zur Hölle. Die Lokomotive brüllte, krächzte und schwieg fauchend mit kurzem Zischen.

Schweigend gingen die Männer, die Frauen und die Kinder, kein Schwab.

Eine ganz winzige Spanne von Bewegung, eine kaum merkliche Stockung: eine Mutter hatte ihr Brustkind, ein wenig zitternd, hochgehoben und geküßt. Und es dann bekreuzigt.

Und ein Junge, ein vielleicht gerade schulentlassenes Bürschchen, war noch einmal aus der Halle herausgestürzt und hatte angefangen, in jagender Eile auf dem Pflaster zwischen den Rachenköpfen zu kraxen. Kraxte da Erde heraus, die er in ein kleines Säckel tat, das er krampfhaft in der Faust hielt. Muttererde. Heimaterde.

---

\*) Diese kurze Probe ist einem bisher nur in russischer Sprache erschienenen Roman des oberschlesischen Schriftstellers Franz Jung entnommen.

# Habt Humor, Heimatsfreunde!

Plauderei von Victor Kaluza.

Wer sich nicht selbst zum besten haben kann, gehört bestimmt nicht zu den besten. Gut, daß das Goethe gesagt hat. So braucht die verehrte Schriftleitung nicht von mir abzurücken.

Ich frage: Ist in diesem Kalender schon mal das Wort „Pieronna“ gefallen? Nee, nicht wahr. Sehen Sie, was ein echter Oberschlesier ist, dessen Rede ist mit Pieronnas garniert wie sein Sur mit Speckgrieben, genannt Spirki.

Tausend Tanten hör ich kreischen. . .

Ja, kann man denn in diesem Lande nirgends seinem Herzen Luft machen, ohne gleich mit Knigge in Konflikt zu kommen?

Ach, selbst unsere Wirtshauswilder sind zu nüchtern. Früher, da gab es eine „enge Weste“, eine „lahme Laus“, einen „groben Gottlieb“. Heute? Da wird im Städtchen ein neues Cafehaus eröffnet. Wie nennt man es? Cafe zur Post. Wie unpoetisch! Warum nicht „Zum Briefmark“ beispielsweise? Und wie schön würde sich drin an der Wand Ringelnahens köstliches Poem vom Briefmark ausmachen. Habt Humor, Heimatsfreunde!

Nehmt euch ein Beispiel an dem Kellner, von dem bedient zu werden ich neulich das Vergnügen hatte. Mir war sehr mies zu Mute, und ich bestellte mir einen Großen und einen Wtz. Was brachte der Kellner? Den Großen und auf einem Teller einen Zettel mit dem neuesten Wtz. Ist das nicht ein sympathischer Zeitgenosse? Weniger Verständnis fand ich auf einem Bahnhof. Ich stieg aus und rief nach dem Gepäckträger. Als dieser zur Stelle war, sagte ich: Bitte, tragen Sie meine Sorgen nach Hause! Der Gepäckträger gab mir keine Antwort. O, Gepäckträger sind sehr stolze Leute. Aber das macht wohl der Umgang mit den feinen Herren. Ja, der Gepäckträger würdigte mich keiner Antwort.

Habt Humor, Heimatsfreunde!

Denn Behörden haben keinen. Wo man sogar in der Hölle von Verdun welchen hatte. Ich erinnere mich, da hatten wir ein Lausoleum, da stand über dem Eingang der schöne Vers:

Hölle, wo die Läuse braten,  
Ist der Himmel für Soldaten!

Oder in einer Kantine:

Wer Flaschen mitnimmt oder verschleppt,  
Der wird angebunden oder geköpft!

Habt Humor, Heimatsfreunde!

Und zwar praktischen. Seht, da hab' ich nach dem Muster dieser feldgrauen Beispiele paar Verschen versertigt:

Woll'n Sie brechen das Genick,  
Bitte, fahr'n Sie noch ein Stück.  
Hier zu baden wäre töricht,  
Denn ein Schupp steck im Röhricht.  
Ist Ihr Hosenboden doppelt?  
Unser Hund ist losgekoppelt.

Habt Humor, Heimatsfreunde, do pieronna!

\*

## Kabile Entfernungen.

In der Halle eines kleinen Bahnhof's.

Ich warte auf den Zug und studiere die Aushänge an den Wänden. Man findet da immer was für's Notizbuch. Zum Beispiel: „Wegen Aenderung der Entfernung nach Lubwigsglück ändern sich die Fahrpreise.“

Während ich schmunzelnd davon Kenntnis nehme, tritt ein Mann aus dem Volke an mich heran und setzt mir seinen Karton vor die Füße mit den Worten:

„Sie, Panitschn, bleiben Sie hier stehen?“

„Ja, warum denn?“ frage ich.

„No, da paasen Sie auf meinen Kartont auf, daß ihn nich wer nimmt, ich wer bloß ein Bier trinken geh'n.“

Spricht's und wendet sich dem Wartesaal zu. Der Kartont bleib stehen. Der Fahrpreis änderte sich. Also muß sich der Bahnhof gerückt haben.

## Wetterberichte.

I.

Es regnet Bindfaden.

Die Erde hat eine Gänsehaut. Die Blätter tropfen wie Kleinkindernasen.

Es riecht nach Gras und Gottes feuchtem Bodenmantel.

Die Hühner haben den Kragen hochgeschlagen und gehen aus.

Unter einer Fichte steht der Professor, der seinen Regenschirm vergessen hat. Er legt einen Bindfaden neben den anderen Bindfaden, einen Bindfaden neben den anderen Bindfaden, einen Bindfaden neben den anderen Bindfaden.

Es regnet Bindfaden.

II.

Es ist so heiß, daß die Fliegen an der Vitafasäule schwitzen. Weit und breit ist kein Mensch zu sehen. Nur ein Wochenender zieht fröhlich gen Zaborze, indem er sich mit der Grünen Post die Stirne wischt.

Es ist so heiß.

# Junge Liebe.

## Erinnerungen an Alt-Reiße.

Von Anna Bernard.

Auch Gott Amor hat sich in unserer Zeit „umgestellt“ . . . Er zupft keine Margaretenblumen mehr, wie ehedem, und Liebesgedichte zu formen, scheint er ganz verlernt zu haben. Mit einem bunten Pfefferkuchenherzen im Arm und einer Rose in der Hand sieht man ihn nicht mehr am Gartenzaun warten. Er hat im Film seine große Karriere gemacht und singt im Radio seine Arien. Wie anders war das noch vor fünfzig Jahren! . . .

Wenn man als Mädchen vierzehn Jahre alt war, hatte man ganz gewiß eine Freundin, die man über alles liebte. Dieser Freundschaftsbund wurde gewöhnlich bis „über das Grab hinaus“ geschlossen. Man liebte die gleichen Blumen und die gleichen Farben, dieselbenieder und die gleiche Wolkenbildung. Man war ein Herz und eine Seele, las heimlich den Kolportageroman mit den achtzig Fortsetzungen und weinte gemeinsam über das Schicksal der schönen Elvira. Jede freie Stunde galt der Freundin, und man wurde nicht fertig, über die wichtigsten Dinge, sowie über die Rätsel des Lebens zu plaudern. Aber man konnte auch schweigen. Träumend, die Freundin umschlingend, saß man auf einer Bank der Mühleninsel, zählte die Tulpen am buchsbaumumrandeten Beet, schaute den Schwänen zu, wie sie ihre Kreise zogen, und wie die Wasser der Reiße kosend das flache Ufer benezten. Das waren die Vorboten des beginnenden Liebesfrühlings, des holden Lebensluzes, wo sich das Herz feusch und rein erschleßt, wie eine Blume in der Morgensonne. Wo immer zwei junge Freundinnen Hand in Hand einen einsamen Wiesenweg dahinwandelten, war Amor sicher schon im Gefolge. Unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit gestand man der Freundin das große Erkennen, das sich in einem Blick, einem Gruß offenbarte und plötzlich die Welt voller Sonne erstrahlen ließ. Diese Morgenröte erster Liebe war zumeist von kurzer Dauer. Eine schüchterne Fensterpromenade, von der man durch den „Spion“ Kenntnis nahm, ein treuer Schatten auf der Straße, der bescheiden verschwand, sobald man sein Haus betreten, und das Erlebnis ging lautlos unter, wie ein fallender Stern, der nichts hinterläßt . . .

Nun hat die Fünfszehnjährige die „Bleichsucht“. Das ganze Gesichtchen ist schneeweiß, Augenlider und Lippen farblos, und sie ist schon am Morgen müde. Essentinktur und Pillen versagen, auch die „Mandelmilch“ will

nicht helfen. Doktor Goldammer verbietet das Korsett und verordnet eine Milchkur auf dem Lande. Der Onkel in Mogwitz nimmt den lieben Backfisch gern auf. Sie trinkt die Milch „kuhwarm“ im Stalle, geht auf die Wiese mit zum Heuwenden und erholt sich sichtbar. Sie wohnt im Oberstübel des Auszugshauses. Blumen duften schwer und süß in ihr offenes Fenster. Sie kann nicht schlafen, denn der Mond scheint in ihr Bett. Aus der Gartenlaube bringen merkwürdige Laute. Es lacht, es kichert, es küßt ganz leise. Wenn nicht aus der Ferne eine Harmonika herüberhallte, könnte man erkennen, ob das nicht Therese, die Kleinmagd ist, die lacht so ähnlich. Eine Nachtigall singt, es ist alles so geheimnisvoll, und das junge Stadtfräulein weint, es weiß nicht warum . . .

Der Landaufenthalt brachte ihr die rosenfarbenen Wangen und ein Erlebnis. Der große Bauernhof bekam Einquartierung, und es gab einen Einjährigen, einen roten Rosenstrauch, ein kleines „Stelldichein“ und zur Nachtzeit ein Ständchen: „Sieh' ich in finsterner Mitternacht, so einsam auf der fernern Nacht . . .“

Die Freundinnen lieben sich noch in alter Treue, aber man hat ein Tagebuch, zum Verschließen. Den Schlüssel trägt man um den Hals gebunden. Dorein schreibt man das, was man selbst der Busenfreundin nicht sagen kann. Am sechzehnten Geburtstag erhielt das Töchterlein den Stoff zu einem Tanzstundenkleid. Geht man nun zu Frau von Kornagky oder zu Exner, das ist die Frage. Im Schweize des Angesichts lernt man „Rheinländer“, „Walzer“, „Quadrillen“ und andere „Tourentänze“. Die Welt wird schöner mit jedem Tag. Tanzstundenball. Mama hat ihr „Grauseidenes“ angezogen. Die Tochter im weißen „Tüllkleid“, mit dem Vergißmichnichtkränzchen im Haar, steht entzückend aus. Der Kommiss von Römer führt sie zu Tisch. Die Ballmütter in der Runde lächeln beglückt. Die Jugend erlebt die seligsten Stunden des Lebens . . .

Der kleine zierliche Ballsäher, die Kottlonskräutchen, selbst das bunte Papier vom Knallbonbon wird liebevoll aufbewahrt. Das „Bettelarmband“, der silberne Reifen ist ganz voll von Anhängern. Keine Dese ist mehr frei. Drei silberne Zwanzigpfennigstücke sind von Onkel Theodor, der winzige Pantoffel, die Rose und das Vogelbauer von Filigran sind „Bielliebchengeschenke“, die grüne Weintraube von der Freundin, der Pfeil und

die Klinglein von den Vettern, aber das kleine Herz ist von „Fhm“ . . . Amor war immer auf dem Posten. Schon die Neujahrskarte zeigte sein Bild. Er fand sich auf der Eisbahn beim Ablegen der Schlittschuhe, schob den Stuhlschlitten und warf mit dem Schneeball. Amor promenterte offen am Reissedamm und heimlich an der „Seufzerallee“. Er flirtet von fünf bis sechs gegen Abend am Buttermarkt, ruft bei der Hauptwache sein kräftiges „Haus“ und ist um sieben Uhr im Maifegen. Im Mai hatte er Hochsatzen. Da steht er am Eingang der Klosterschule, schlägt den Takt bei der Plakmusik und neckt sich mit einem Hagestolz, der etnem Mädchen mit Goldhaaren, Blauaugen und Kirschmum ausweichen will. Da fährt ihm ein Pudel zwischen die Beine und bringt ihn zu Fall. Dieser halbgeschorene Pudel, den ein Witzbold himmelblau gefärbt hat! Der ganze Ring lacht über das erschrockene Mädchen, den fallenden Hagestolz und den flüchtenden blauen Pudel . . .

Wenn nun auch der Mat in Amors Kalender mit rot angestrichen ist, und jeder Tag einen Feiertag weist, so hat er doch noch lieber die Faschingszeit. Da steht er leitend auf der Vereinsbühne, stellt lebende Bilder, läßt Elfenreigen tanzen und macht die zarte Stiekmamsell zur „Geierwally“ und den schüchter-

nen Gerbergesellen zum „Räuber von Maria-Kulm“. Jeder möchte einmal nur etwas anderes sein, als er wirklich ist und dabei hilft Amor immer gern, da ist er in seinem Element. Heut ist er auf der Bischofsstraße im Ressourcenaal engagiert. Das Fest steigt, und Amor waltet seines Amtes . . . „Marschall-Niel“-Rosen und „Nizzaveilchen“ waren in dem Bufett, was die schöne Majorstochter am nächsten Tage von dem Leutnant erhielt, mit dem sie sich verlobte. So erzählte man in der Stadt . . .

Doch nicht immer macht Amor solche Umstände, nicht immer läßt er es sich so viel Mühe kosten! . . . Der Mond, der Freund der Liebenden, schaut in eine Dachkammer, wo ein Jüngling zu ihm aufschaut. Ein Briefbogen, mit bunten Blumen bemalt, liegt vor ihm auf dem Tisch, und er schreibt unter die Blumen nur die Worte: „Dein ist mein Herz und soll es ewig bleiben!“ . . .

Am Schönen Brunnen stehen zwei junge Menschenfinder, um einen „Zuber“ Wasser zu holen. Der junge Geselle pumpt mit sehnigen Armen. Heut will er es ihr sagen, „Kosel, damit du es weißt, ich bin dir gut!“ . . . Er sieht nicht, wie lieblich die Meißertochter errotet . . . Ein Bund für's Leben ist geschlossen. Als sie den Zuber gemeinsam heben, ist er ganz leicht . . .

---

Schon die Bibel sagt: Des Menschen Leben liegt in seinem Blut. Das Blut ist Träger und Erhalter des menschlichen Lebens. Unreines Blut ist die Ursache der meisten Krankheiten. Wer gesund bleiben, wer gesund werden, wer sich und seine Angehörigen vor Krankheit bewahren will, Sorge für Blutreinigung. Das in diesem Kalender empfohlene Alaxoblutreinigungsmittel ist seit fast dreißig Jahren im Gebrauch und wurde von Tausenden begeistert gelobt. Es verhütet Krankheiten und beseitigt Unreinigkeiten des Blutes. Das Mittel ist sehr billig und sehr gut.

---

**Neuerungen und Fortschritte in der Kräuterheilkunde.** Es ist ein höchst anerkanntes Bestreben der Firma Herbaria-Kräuterparadies, Philippsburg K. 208 31 (Baden), die von ihr hergestellten weltbekannten und heilbewährten Herbaria-Kräuterheilmittel ständig zu verbessern. So hat dieses, in der Kräuterheilmittel herstellenden Industrie führende Unternehmen jetzt eine umfassende Modernisierung des an sich schon neuzeitlichen Betriebes vorgenommen und sich dadurch in die Lage versetzt, die allgemein höchstes Vertrauen genießenden Herbaria-Spezial-Kräuter-Mischungen nicht nur als Kräuter-Tee, sondern auch als Kräuterpulver, Kräutertabletten, Kräuterpulverkapseln und als Kräutersäfte herstellen zu können. Wir empfehlen deshalb unsern verehrl. Lesern die ausführliche Broschüre „Die Heilskraft der Kräuter“ kostenlos anzufordern.

---

„Sie werden kaum glauben, wenn ich schreibe, daß ich vor 33 Jahren ein Rasiermesser bestellt habe, das heute noch denselben Dienst tut wie damals“, so schreibt Herr Karrer aus Winterbach am 24. Februar 1930 an die alte Firma Emil Jansen in Solingen-Wald Nr. 384. Man mag hieraus lernen, daß man sich direkt an diese Fabrik wenden muß, wenn man auch so gute Ware haben will, und zahlt man dafür kaum soviel wie man anderweitig für minderwertigere Ware ausgeben müßte. Es liegt daher im Interesse eines jeden Lesers, sofort den großen Hauptkatalog über tausende Artikel aller Art kostenlos zu verlangen, den diese Firma vollständig kostenlos an jedermann versendet.

---

50 000 Mk. Jahresverdienst erzielt der Italiener Signor Cyprani, ein früherer Maurer in Amerika mit seiner chromatischen Ziehharmonika. Wer es ihm nachmachen und ein derartiges Instrument kaufen will, der beachte die Anzeige der Firma **Herfeld & Comp., Neuenrade i. Westf.**, im Anzeigenteil unseres Kalenders. Bei dieser Firma erhält man klangschöne, herrliche Harmonikas, Bandonikas, Zithern, Violinen, Mandolinen, Radiogeräte etc., kurz alle Musikinstrumente, die man sich wünscht, zu staunend billigen Preisen. Als besondere Spezialität werden die neuen **Elektrosprechapparate** fabriziert und direkt an die Privatkundschaft geliefert.

# Zum Gesundbrunnen/

oder

Wie erhalte ich mich/und mein Heim/gesund?

Und erziele ich bis 40per Cent Kohlenersparnis/

Sowie beigegeben/ein Anhang/

Für Abwehr von Insekten und Ungeziefer/

nebst einigen Hinweisen/

Und vieles andere mehr/aus dem Leben

Gegriffen/und fasilich für jedermann

Dargestellt/

Von Josef Chmelius /früher in Saurahütte/

★ Ratibor/1931 ★

## Kohlenersparnis durch Verbrennung der Kohlengase.

Die Großindustrie sammelt und fängt die der Kohle innewohnenden Gase in eigens dafür gebauten Defen (Generatoren), reinigt sie in Kammern, wo sie, durch Kanäle in Defen geleitet, in Verbindung mit atmosphärischer Luft zum Schmelzen von Erzen und Metallen ausgenützt werden. Der Heimindustrie, dem Handwerk, dem Haushalt war die Verwendung der Kohlengase bisher nicht möglich.

Gewiß kommt uns auch der Wunsch, könnten wir doch, wie die Großindustrie, all diese Gase am Herd zur Verbrennung bringen, bevor sie heraustreten, ausnützen und so Ruß und Schmutz vermeiden.

Gipfeln die hier gesammelten Ergebnisse in einer Ersparnis bis zu 40 Prozent Heizmaterial an jedwedem Ofen, so sei von vornherein betont, daß es gleich ist, ob wir einem runden oder eckigen Kofst am Ziegelbrenn-, Back-, Kachel- oder Küchenofen oder dem Kofst eines Kessels, in welchem Wasser in Dampf verwandelt wird, gegenüberstehen. Der Er-

folg liegt in der Beschädigung der Kofstfläche, der sich nebenher noch durch Zeitgewinn beim Brennen, Backen und Kochen auswirkt.

Bei der bisher beliebten Heizart legen wir auf das bereits durchgebrannte Feuer einige Schaufeln frischer Kohle darauf und wissen nur, daß, wenn diese Kohlen verbrannt, wir den Zweck der Heizung zwar erreicht, nicht aber verhindert haben, daß der größte und der beste Teil der Kohlegase unverbrannt ohne Nutzen für uns als Rauch und Ruß in den Schornstein und hinauswandert.

Um die neue Heizart mit Erfolg durchzuführen, müssen wir erforschen (an jedem Ofen für sich), in welcher Richtung die vom Herd abgehenden Gase ihren Weg nehmen, um in den Schornstein zu gelangen. Können wir dies nicht von vornherein, so nehmen wir zu diesem Zweck ein Stück Zeitungspapier, knüllen es zusammen, zünden dieses im Ofen an, und wir werden sehen, ob der Abzug der Gase nach rechts oder links oder geradeaus, der Ofentür gegenüber, erfolgt. Ist das letztere der Fall, so legen wir das zum Anbrennen nötige Kleinholz auf das hintere Ende des Rostes, das hier dem Abzugsloch am nächsten liegt.

a) Nachdem wir das Holz zum Brennen gebracht haben, legen wir über das brennende Holz die Kohle darüber und davor, auch wenn kein Holz auf der Kofstfläche liegt, bis an die Ofentür heran und schließen diese.

b) Ist das auf den Rost gelegte Heizmaterial (Steinkohle, Briketts, Holz usw.) bis an die Tür durchgebrannt, so schieben wir das durchgebrannte Feuer mit der Schaufel auf das Rostende, das dem Abzugsloch am nächsten liegt, bilden von dem durchgebrannten Feuer ein Häufchen, so breit als die Kofstfläche ist, und legen das frische Heizmaterial dicht vor das Häufchen durchgebrannten Feuers, wieder bis an die Tür heranreichend.

Der Brennprozeß ist nun folgender: Die der durchgebrannten Kohle am nächsten liegende frische Kohle wird erwärmt, fängt an zu gasen und zu rauchen. Dieser Rauch (Gase) geht in der Richtung des Abzugsloches in Verbindung mit der Luft, die unter der Kofstfläche eindringt, über die Glut des durchgebrannten Feuers, zündet zu heller Flamme und heizt Wände und Platten des Ofens. Die so vorgelegte Kohle verbrennt bis an die Ofentür auch vollständig aus.

Wir haben deshalb nach Bedarf und nicht verspätet die bei b) begonnene Übung zu wiederholen und können sehen, daß, wenn alle dem Schornstein angeschlossenen Defen sich dieser neuen Heizart bedienen, wenig oder gar kein Rauch dem Schornstein entsteigt. Er ist ver-

brannt durch die besondere Beschädigung der Kofstfläche.

Ganz so verfahren wir, wenn der Abzug der Gase links oder rechts zu den Kofststäben quer liegt. Wir häufen das durchgebrannte Feuer längs der Kofstfläche auf die Seite, auf welcher das Abzugsloch für Gase in den Schornstein führt, legen die frische Kohle auf den leer gemachten Kofsteil dicht neben das durchgebrannte Feuer, so hoch es uns dünkt, wie bei b).

Auch hier ist der Brennprozeß wie bei b), die sich bildenden Gase gehen in Verbindung mit der Luft, die unter der Kofstfläche eindringt, dem Abzugsloch zu, über die Glut des durchgebrannten Feuers, zünden, heizen und gehen nicht unverbraucht zum Schornstein hinaus.

Je mehr Stockwerke das Haus hat, desto reißender ist der Luftzug, der unter den Kofsten eindringt. Wir können das zu schnelle Abströmen der Wärme aus unseren Defen wenigstens dadurch vermindern, indem wir während des Heizens das obere Türchen garnicht, das Türchen vom Aschenraum nur soweit öffnen, als die zur Verbrennung des eingesetzten Heizmaterials durchgehende Luft nötig ist. So lange wir das Rauschen des Luftstromes um den Ofen herum hören, ist das untere Türchen nicht zu viel geschlossen, und es besteht keine Gefahr, daß etwaige Gase oder Rauch in das Zimmer zurückschlagen könnten. Nach beendigter Heizung schließen wir das obere wie untere Türchen fest.

Obchon bei der Beschädigung der Kofstfläche sich jedesmal eine Reinigung der Rofte vollzieht, empfiehlt es sich, bei längerer Heizdauer die Schaufel zwischen Rost und das durchgebrannte Feuer bis an das Ende der Kofststäbe hindurchzuführen. Das auf der Schaufel nun liegende Feuer wird durch Wenden der Schaufel von oben nach unten gefehrt, auf die Kofstfläche gelegt, und der Rost ist gereinigt, nachdem einige etwa vorkommende Schlackenstücke entfernt sind. Das Reinigen der Rofte ist die Hauptbedingung guten Heizens. Es folgt darauf wieder die Zuführung frischer Kohle in der gleichen Weise wie vorher.

Die Anwendung dieser Heizart hat auch den Vorteil, daß durch die sich schnell und mächtig entwickelnde Glut nur wenig Rückstände nach Schluß der Heizung zurückbleiben. Sie verbrennen durch die Höhe der Glut. Je sorgfältiger (das will heißen ohne Verspätung) wir die Beschädigung der Kofstfläche vollziehen, desto größer der Erfolg.

Die dann noch verbleibenden unscheinbaren Reste an Staub und Gries lassen sich angefeuchtet gleichfalls verbrennen. Aber wohlgemerkt, nur angefeuchtet, nicht vor

Nässe tropfend, ballen sich diese Reste zu Brocken zusammen. So auf die Rostfläche gebracht, gehen auch hier die sich bildenden Gase mit der Luft, die durch die kleinen Zwischenräume der angefeuchteten Kohle hindurchdringt, über die Glut, zünden und verbrennen. Die Rauchverbrennung wird auch hier erreicht, ist aber erfolgreicher, wenn kleinere Kohlenforten angefeuchtet, zwischendurch zur Verfeuerung kommen.

Um am nächsten Morgen glühende Briquets im Ofen anzutreffen, wickeln wir solche einzeln des Abends je nach Größe der Rostflächen 2 bis 4 Stück in Zeitungspapier und legen sie nebeneinander oder auch aufeinander. Sie bleiben glühend bis zum Morgen, wo wir dann das Feuer nur anzuschüren brauchen. Vor dem Einlegen der mit Papier umwickelten Briquets darf nur noch eine mäßige Glut auf der Rostfläche liegen und des Nachts muß das obere wie untere Türchen dicht geschlossen sein.

Sollen in unserer Wohnung Wände, Decken, Gardinen, Mobilar ihr schönes Aussehen

recht lange behalten, so müssen wir unseren Umgang mit dem Ofen darauf einstellen:

1. Wir wirbeln keinen Staub auf, wenn wir die auf den Rosten liegende Asche vor dem Herausnehmen mit Wasser begießen.
2. Das Herausnehmen der Asche aus dem Ascheloch erfolgt, nachdem wir diese ebenfalls naß gemacht haben. Es geschieht dies, indem wir das Wasser durch den leeren Rost auf die Asche gießen.
3. Das Aufwischen von Fußböden, nicht poliertem Küchenmobilar wird mit nassem, feuchten Tüchern durchgeführt.
4. Poliertes Mobilar wird nur mit trockenen Tüchern (Leinenen) gewischt. Bei sorglicher Beachtung dieser Maßregel wirbelt kein Staub im Zimmer herum. Er kann sich demgemäß auch nicht in der Wohnung verfliegen und die Erneuerung durch den Maler verschiebt sich auf Jahre.

## Die Abwehr von Insekten, Ungeziefer aller Art und Unfällen von Mensch, Haus und Hof.

Wenn es der

### Floh

ist, der zu den winzigsten Tieren des uns belästigenden Ungeziefers zählt, so vermag er doch den stärksten Mann aus dem Bett zu heben, wenn er anfängt, ihm das Blut auszusaugen. Der ihm angedichtete Ruf prophetischer Gabe: „ein Floh auf der Hand, ein Brief vom Land“ löst in uns kein Freundschaftsgefühl für ihn aus, und wir verfolgen ihn, bis wir ihn fangen.

Es gehört ein gut Stück Geschicklichkeit und zwei feuchte Fingerspitzen dazu, um ihn zu erwischen. Um Flöhe aus dem Bett zu vertreiben, genügen einige Halme Farnkraut, um das Fußende im Bett gelegt, dessen Geruch die Flöhe meiden. Dasselbe erzielen wir mit Insektenpulvern. Es muß frisch, vor dem Gebrauch in dichten Behältern vor Verflüchtigen geschützt, aufbewahrt sein. Nur dann ist es, im Bett oder Kleid angewandt, auch wirksam.

Der Floh liebt den Aufenthaltswechsel, besonders bei frischer Kleidung. Weht er heut in den Kleidern eines Vornehmen spazieren, so ist er morgen oder bald darauf eines gerin-

geren Mannes Gast, und begeben wir uns dorthin, wo viele Menschen versammelt sind, bringen wir sehr leicht einen oder mehrere Flöhe in unseren Kleidern nach Hause.

### Die Laus

dagegen ist ein zähes Insekt, das dort, wo es sich am menschlichen Körper oder im Kleid ansässig macht, auch bald nistet und Eier legt. Für die Zähigkeit der Laus spricht die vom Kriege und schon vorher bekannte Lehre: nur durch Brennen können wir Läuse töten, verlieren, nicht durch alleiniges Ausstoßen der Wäschestücke. Deshalb müssen Hemdchen und Kleidchen kleiner Kinder auf dieses Ungeziefer abgesehen werden. Hausfrau und erwachsene Töchter kinderreicher Familien müssen daher, um den kleinen Geschwistern in der Reinhaltung des Kopshaares von diesem Ungeziefer behilflich zu sein, stets nach dem Rechten sehen. Beste Hilfe ist neben den zu Gebote stehenden Salben der Stahl- oder Eisenbeinkamm. Es ist („je kleiner, je feiner“) ein unübertreffliches Instrument, das Kopshaar von diesem Ungeziefer rein zu halten. Noch ehe häusliche oder geschäftliche Verrichtungen

beginnen, muß der Kopf für Schule, Haus und Straße rein sein.

## Den Fliegen

begegnen wir mit den verschiedensten Mitteln, als da sind: Fliegenpapier trocken mit Zucker bestreut, Fliegenleim, =Ruten, =Düten, Glasglocken mit Wasserbehältern, in dem die Fliegen ertrinken.

Wollen wir aber das Eindringen der Fliegen durch das geöffnete Fenster, z. B. auf dem Lande in der Nähe vom Stalle liegend, wie auch sonst verhindern, so empfiehlt sich das sogenannte Fliegenfenster. Es ist dieses ein Holzrahmen in der Größe eines Fensterflügels, mit Gase ausgeschlagen, der in die geöffnete Fensterhälfte eingesetzt wird. Dieses Fliegenfenster ist eine Wohltat für die Wohnung, weil, unbekümmert um die Fliegen, die Zimmer gelüftet werden können. Dessnen wir z. B. eine Tür des Zimmers, in dem das Fliegenfenster eingesetzt ist, so entsteht ein Luftzug, vor dem die Fliegen fliehen, weil sie keinen Luftzug vertragen.

## Helmchen

am Herd sind für uns Menschen meist unsichtbare Grillen, deren Gezirpe (je nachdem wir aufgelegt sind) wir als angenehme oder lästige Musik uns anhören müssen. Die von den Grillen ausgeübte Musik bringen diese dadurch hervor, daß sie einen ihrer Flügel abwechselnd, einmal den rechten oder den linken, auseinanderspreizen und unterhalb der Flügelfläche die Hinterbeinchen daran reiben. Dadurch wird auch der zirpende Ton hervorgebracht. Der Grillen äußeres Aussehen ist grau, und deshalb sind sie, an Gemäuerecken sitzend, schwer zu sehen. Ihren Aufenthalt schlagen sie gern in Zwischenräumen an warmen Defen auf.

Haben wir, dem Laute folgend, ihren Sitz entdeckt, so können wir sie mit einigen Flügelleimruten fangen, die wir in der Nähe auslegen. Die

## Spinne

zählen wir zu den nützlichen Insekten, wir töten sie deshalb nicht. Wir fegen die von ihr gesponnenen Nester fort. Unbekümmert um die Zerstörung der alten Gewebe bauen sie wieder neue an, bis in den späten Herbst hinein, um ihre Nahrung (Fliegen) darin zu fangen.

## Mücken

sind im Schwarm nicht gefährlich. Wenn wir aber an warmen Sommertagen in unseren

Gärten weilen, sind wir den Mückenstichen ausgesetzt, die je nach dem Giftgehalt des Stachels auch giftige Nacherscheinungen mit sich bringen. Um Mückenstichen erfolgreich zu begegnen, empfiehlt sich das Tragen eigens dafür mit Salmiakgeist getränkten Taschentuches, wie auch einige Tropfen davon in kleinen Fläschchen zu den Taschentütsen gehören sollten. Der Mann schützt sich dadurch, daß er seinem Tabak recht große Rauchwolken entlockt. Heutzutage rauchen zwar die Frauen auch, aber was ein rechter Mann ist, der läßt sich lieber von Kopf bis Fuß von den Mücken zerstechen, als daß er sich eine Frau nimmt, die da raucht.

Um unsere Tuch-, Woll- und Pelzkleider vor

## Motten

zu schützen, ist nichts so wirksam, als im Zeitraum von 6 bis 8 Wochen regelmäßig zu lüften, klopfen und bürsten. Wir tun dieses im Sommer mit unseren Winterkleidern, im Winter mit unseren Sommerkleidern, indem wir sie aus dem Aufbewahrungsort hervorholen. Besondere Sorgfalt legen wir dabei auf die Nächte, in welche die Motten ihre Eier legen.

Hätten wir es in der Vorkriegszeit leichter, uns vor dem Ungeziefer einer Wohnung zu flüchten, indem wir auszogen und die weitere Sorge und das Reinhalten der Wohnung unserem Nachfolger überließen, so hat uns die Wohnungsnot mehr und mehr gelehrt, die Wohnung vor Ungeziefer selbst rein zu halten, wenn sich dessen Vermehrung nicht bis zur Unerträglichkeit steigern soll. Bezieht sich das von unseren Vätern übernommene Sprichwort: Reinlichkeit ist die halbe Mahrung, nicht nur auf unseren Körper, auch unser Heim soll rein sein, um zur Gefundung des Körpers beizutragen.

Wenn es aber anders ist und wir nicht ein- noch auswissen, was dann begutnen und wo zuerst Hand anlegen? Ist es die

## Wanze

die uns die Nacht mit Schrecken und Angst herannahen läßt? Die Niststätten für Wanzen sind: Alte Nagellöcher, in denen früher Nägel für Bilder usw. saßen, oder auf sonst eine andere Weise entstandene Löcher, Risse und Spalten im Bettgestell, in Matratzenrahmen (letztere bekommen Spalten, wenn sie von nicht trockenem Holze gearbeitet sind), die Rückseite der Bilder, wenn deren hintere Papierdecke zerrissen oder durchlöchert ist, der Bord an der oberen Tapete, wie auch diese selbst, wenn sie nicht an der Wand festklebt.

Alle diese Löcher und Ritze, sie mögen noch so winzig erscheinen, müssen erst sauber leergekrast, dann sauber verklebt sein, um den Wanzen das Eindringen und Nisten unmöglich zu machen. Zum Verkleben dieser Stellen dient ein selbstbereiteter Kitt von Schlemmkreide, Ocker für die Mauer oder Kalk, Zement, Mörtel mit Leimwasser eingerührt.

Haben durch Unachtsamkeit in unseren Bettstellen Wanzen sich eingestiftet, so sind Matratzen, Keilkissen, Strohsäcke aus den Bettstellen herauszuheben und sorgfältig abzusuchen. Im Bettgestell, ob Eisen oder Holz, lassen wir die Stacheln einer kleinen Öllampe in die Brutstellen einwirken. Es geht dabei das Bettgestell nicht gleich in Flammen auf. Bei Anwendung von Insektenspulver am Abend muß gegen Morgen das etwa in Betäubung liegende Ungeziefer zusammengekehrt und verbrannt werden. Es wird sonst, liegenbleibend, aus der Ohnmacht wieder erwachen, sich verkriechen und der Zweck der Ausrottung nicht erreicht werden. Trotzdem erheischt es die Wachsamkeit der Hausfrau, daß sie Falten und Ecken der Keilkissen öfter auf etwaige Zuwanderung von auswärts nachsieht. Ebenso wird es keine Hausfrau und Mutter genieren, wenn sie die Betten und Kissen ihrer bereits schlafenden Kinder auf Ungeziefer ablichten und absuchen kann, weil sie als letzte zu Bett geht. Dieses Ungeziefer fällt meist 1—2 Stunden, nachdem wir im besten Schlaf sind, über die Schlafenden her.

Ziehen wir in eine neu renovierte Wohnung, oder wird die von uns bewohnte auf unsere Kosten renoviert, so achten wir darauf, daß alle alten Nagellöcher leergekrast und mit vorgenanntem Kitt sauber verputzt werden.

## Bilder annageln.

Jetzt sind wir vorsichtig beim Einschlagen neuer Nägel für Spiegel, Uhr und Bilder, indem wir die Läuferfuge suchen, ehe wir einen festen Nagel in die Wand treiben. Das ist die Stelle zwischen zwei Ziegelsteinen. In letztere lassen sich keine Nägel einschlagen, sie machen nur unnütze Löcher. Zum Suchen dieser Läuferfuge bedienen wir uns eines dünnen, 3—4 Zentimeter langen Nagels, mit dem wir keine großen Löcher schlagen können. Treffen wir bei dem Eintreiben des dünnen Nagels nicht in die Läuferfuge, was aus dem harten Schlag und dem Widerstand hervorgeht, so ziehen wir den dünnen Nagel mit Leichtigkeit heraus und treiben diesen in Abständen von 2 Zentimetern in lotrechter Richtung niedriger oder höher. Dort wo der Na-

gel mit Leichtigkeit bis beinahe an den Kopf getrieben werden kann, ist die Läuferfuge und dorthin kommt der feste Nagel für Spiegel, Uhr oder Bild.

Steht nach unserem Dafürhalten der Nagel nicht fest genug, so treiben wir in dieses Loch zu größerer Sicherheit kleine Holzsplinte (Keile), dann den festen Nagel hinterher, der nunmehr feststehen wird.

Bei den

## Schwaben

muß sich unsere Aufmerksamkeit darauf erstrecken, ob zwischen Verschalung am Türfutter und der Wand ein Zwischenraum verblieben ist, ebenso beim Zwischenraum von Scheuerleiste und Wand; sie müssen mit Mörtel sauber verstrichen sein. Der Scheuerleiste untere Fläche muß mit der Dielung ein dichtes Ganzes darstellen, und wo sich die einzelnen Dielungsbretter gebogen oder verzogen haben, müssen die Fugen, wie auch solche, die der Dielung entlang gehen, mit durch Wasser verdünntem Leim mittels einem Spachtel ausgefüllt werden.

Ein gutes Mittel ist neben Borax mit Zucker (gestoßen), trocken gestreut, folgendes: Man nehme des Abends eine Waschkübel, diese muß sauber gewaschen, innen wie poliert sein. In diese gieße man 1—1½ Liter Jungbier und lege um die Kübel 5—6 Holzstäbe, wie wir solche zum Feuermachen verwenden, als Laufftege an. Die Schwaben gehen gern hinauf, um zu dem Jungbier zu gelangen, und können nicht wieder heraus, weil die Kübel innen zu glatt und steil ist. Es fangen auf diese Art sich viele Schwaben, sie werden ertränkt oder verbrannt. Die

## Russen

die kleiner und hell bis dunkelbraun in der Farbe sind, haben ihre Niststätte um den warmen Ofen herum wie aber auch in der ganzen Küche. Wenn sie sich erst vermehrt haben, leben sie in Gesellschaft der Schwaben. Für die Russen sind es meist die Ofenbeschläge, Metall- und Winkelleisen am Küchenofen, die nie so dicht an den Steinen und Kacheln anliegen, die dem Ungeziefer einen willkommenen Unterschlupf gewähren. Um diesem Ungeziefer, das sich stark vermehrt, seinen Versteckort zu nehmen, müssen all diese Fugen, wie auch die Spalte, die sich bei unserem Küchenmobiliar durch Trocknung eintinden, auch wenn diese uns als winzig vorkommen, wie schon vorerwähnt, mit dem genannten Kitt von Leim, Schlemmkreide mit Leimwasser eingerührt, sauber verstrichen sein.

Wir stellen uns dabei, wie beim Verkitten einer Fensterscheibe, und haben es nicht schwer, wenn wirklich Ratten aus der Nachbarschaft zuwandern, sie zu töten, weil es bei uns kein Entrinnen, keinen Versteckort für sie gibt. Hierbei ist das Aufräumen der Tisch-Speisereste als Semmel-, Brot-, Zuckerbrocken, wie auch Küchen- und Gemüseabfällen ernstlich geboten. Haben wir nicht Gelegenheit, diese an unser Kleinvieh zu verfüttern, so ist deren Verbrennung der kürzeste Weg, dem Ungeziefer die Nahrung zu nehmen.

Es bleibt uns nun die dauernde Aufgabe, dafür zu sorgen, daß die von uns mit vieler Mühe gefäuherte Wohnung auch recht lange erhalten bleibt. Schmettern wir nicht herum mit den Türen, daß alle Wände erzittern, auch wenn sie unser Eigentum sind. Es fällt sonst der eingefügte Putz und Kitt heraus, das etwa eingeschlossene Ungeziefer kommt wieder zum Vorschein und hat freies Feld, sich auszubreiten.

## Kellerasseln und Schnecken

sind häßliche Gäste, die unsere Kartoffeln und Krautköpfe hohlfressen. Wohin sich Schnecken bewegen, hinterlassen sie eine weißalänzende gelatineähnliche Spur. Wir vertreiben sie dadurch, daß wir am Eingang zum Keller oder dem Zugang zu den Kartoffelgruben einen kleinen Streifen ungelöschten Kalkstaubes schütten. Der Wall kann die Höhe von 3 bis 4 Zentimeter und eine Breite von 8 bis 10 Zentimeter messen. Die Schnecken gehen auf ihrer Wanderung über den Wall ungelöschten Kalkstaubes und werden, weil ihr Körper naß ist, tödlich verwundet. Wir finden sie tot neben dem Wall liegen. Den Kalkstaub erzielen wir von gebranntem Kalk, den wir sehr wenig mit Wasser betropfen, er zersällt darauf in Staub.

## Um Mäuse

zu vertreiben, ist neben den vielen gewöhnlichen und automatischen Mäusefallen die Rahe ein altbewährter Mäusefänger. Soll diese jedoch dem Haushalt als Mäusefänger erhalten bleiben, so muß die Hausfrau, oder wer auch sonst dem Hause vorsteht, um die Rahe besonders bemüht sein und diese bewachen. Die Rahe bekommt meistens ihren Platz auf dem Kamin oder unter demselben angewiesen. Verläßt die Rahe am Tage die Wohnung, so darf dieses nur so lange sein, als es der Hausfrau genügend erscheint. Sie muß auf den Ruf folgen und an die Wohnung gewöhnt werden. Des Nachts wie am Tage hat sie in Kammer, Boden, Keller Mäuse zu fangen oder auf ihrem Platz zu schlafen. Nicht darf sie am

Tage in den Gärten spazieren gehen, um den Vögeln nachzustellen. Eine Rahe, die den Vögeln nachstellt, fängt keine Mäuse mehr und wird, von Vogel Freunden im Garten angetroffen, ohne Rücksicht, wenn sie auch gehören möge, erschossen. Greift sie dieses Geschick je nach Umständen nicht, ist sie, „wenn sie die Freiheit der Vogeljagd genießt“, kein Mäusefänger mehr und lauert nur auf den Augenblick, hinaus in den Garten zu können.

Sehen wir die Rahe des Abends in den Boden, Speicher, Stall oder Scheune aus, um dort Mäuse zu fangen, so ist sie, am Morgen mit Milch bewirtet, des Tages über die von der Hausfrau bewachte Schutzbefohlene. Auch den Mäusen ist der Versteckort, der sich im schadhafsten Gemäuer, nicht dicht schließenden Verschlügen einstellt, zu nehmen. Kellersenster, deren Gitter und Drahtgeslechte müssen dicht anliegen; zwischen Mauer und Türsutter der Haustür dürfen keine Hohlräume entstehen. Wenn Maurer und Zimmermann ihr Bestes tun, können Mäuse nicht so leicht eindringen, sich auch nicht vermehren.

## Um gegen Ratten

anzukämpfen, die in uns den größten Ekel erregen, gehört, weil diese eine unbegrenzte List besitzen, auch unsererseits Eifer und Ueberlegenheit, um deren Ausrottung mit Erfolg aufzunehmen. Die verschiedenen Gifte, die zur Auslegung geboten werden, gemischt mit Lockmitteln, erfordern eine besondere Umsicht, damit unter unseren Haustieren durch Verschleppung vergifteter Brocken kein Schaden entsteht.

Bedienen wir uns der automatischen Fangfalle mit dem Wassergefäß und Turm, aus welchem die Ratte herunterfällt und ertrinkt, oder des Fangeisens für Raubzeug, wie solche in den Fasanerien und Parkanlagen zur Anwendung kommen, so ist es bei Ratten von Vorteil, diese Fallen unauffällig mit Gegenständen zu umstellen oder zu umhängen. Ferner die Lockmittel derart zu wechseln, so z. B. in Häusern, in denen Bäckerei- oder Konditoreibetriebe bestehen, Wurst- und Fleischwaren, hingegen in Fleischereien duftende Backwaren in die Lockkästchen zu legen. Der Erfolg liegt im Wechseln der Lockmittel.

Stecken wir in die Falle auch größere Brocken als Lockmittel, so empfiehlt es sich, im Umkreise der Falle einige winzige Brocken zu verstreuen. Auch hier findet die Ratte diese winzigen Brocken, wird nicht satt davon, sucht nach mehr und findet große Brocken, wo sie sich fängt. Unerläßlich ist nach einigem Fang das Ausbrühen der Falle mit kochendem Wasser, um dieser Falle den Geruch nach einer in Gefangenschaft gewesenen Ratte zu

nehmen. Mit ebenso gutem Erfolge gehen wir den Ratten zu Leibe, indem wir ihnen an einer Stelle auf dem Hofe Fütterung halten. Das Futter wird, in mäßiger Menge gereicht (wenn schon das Hühnervolk im Stall sitzt), auf dem Hof an solcher Stelle gegeben, wo wir die Ratten vom Fenster oder einer Tür aus sehen können. Die Ratten kommen nach zweibis dreimaliger Fütterung wie auf den Glockenruf zur bestimmten Zeit zum Fressen und werden mit der Schrotbüchse geschossen.

Das Fangeisen, mit einem duftenden Brocken versehen, unter einem Korb oder Kasten, mit dem Boden nach oben gefehrt, sodas die Ratte hinein kann, sichert einen steten Fang, ohne unsere Haustiere zu gefährden. Unter Verschluss in Stall, Keller, Boden, Schuppen aufgestellt, kommen auch Kinder nicht in Gefahr. Sie sind darüber zu belehren.

Von viel größerem Wert für die Ausrottung von Ratten ist in der Stadt wie auf dem Lande die Verwendung von großen Katzen (Angora), sowie Anschaffung von Hunden (Foxterrier). Letztere haben einen ausgezechneten Spürsinn und gehen gegen Ratten, wie man sagt, durchs Feuer. Es gibt auch langhaarige kleine Hundearten, die zur Verfolgung von Ratten dienen. Die Hunde wie auch die Katzen spüren die Ratten überall unter den Balken, Brettern, Belegen von Wasser- und Jaucheabflüssen auf. Deshalb ist es von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit, das derartige Holzbestände durch querliegende Balken so hoch lagern, das ein Foxterrier oder Angorakatze unter den Holzstapeln die Verfolgung aufnehmen kann. Für diesen Hohlraum genügt die halbe Höhe des Hundes. Nur müssen, wenn es Stapel alter Bretter und Balken sind, diese frei von Nägeln sein, damit sich der Rattenfänger nicht den Rücken aufschlägt. Geben wir z. B., um dem Hunde zu Hilfe zu kommen, der eine Ratte unter dem Bohlengelage eines Wasser- oder Jaucheabflusses spürt, den Bohlenbelag hoch, die Ratte entgeht dem Hunde nicht. Es wird nicht zu viel behauptet, das, wenn die kleinere Hälfte der Hundezahl, die heut dem Sport dient, durch die Rasse der Rattler ersetzt würde, bald alle Rattenplage verschwinden müßte. Natürlich wäre es unsinnig, Rattler zu besteuern.

## Die Ueberproduktion, der Grund aller Unfälle.

Im alltäglichen Geschäftsverkehr wird das Angebot durch die Nachfrage reguliert, und wenn wir die Produktion unserer Wirtschaftsartikel unbekümmert um die Nachfrage in die Höhe treiben, so überfüllen sich die Läger. Das hierfür angebrachte Kapital

liegt zinslos da, es bringt den erhofften Zins nicht.

Die vorwärtsstrebende Technik mit den verfeinerten Arbeitsmethoden einschließlic der sie begleitenden Konkurrenz und nicht zuletzt die größere Lebensdauer der Produkte konnten dazu führen, das wir in eine Zeit der Ueberproduktion auf allen Gebieten angelangt sind. Leicht könnten wir dazu neigen, diese Ueberproduktion dem verlorenen Kriege zuzuschreiben, doch ist dies eine Täuschung. Denn:

Wohl hatten Technik und Wissenschaft alle Hände voll zu tun, das beste von Kriegsmaterial, Schießzeug pp. an die Front zu schaffen, und hätten sich erstere ohne Krieg dem Wohle des Vaterlandes widmen können, so hätte das Heer der Erwerbslosen und deren Nachwuchs bis heute (ohne Krieg) vielleicht sich verdoppelt, mit dem Unterschiede, das wir nicht arm, sondern reich geblieben wären. Und auch dieser Reichtum hätte die Ueberproduktion noch mehr vergrößert. So zeigt uns die Ueberproduktion den Weg, den wir gehen sollten, um unter Anwendung der eigenen Vernunft nur soviel Not in die Welt zu setzen, als wir ohne Schwierigkeit wieder ausgleichen können.

Baut der Gatte in seiner Liebe zur Not eine Stufe neben die andere in den Himmel, und wenn ein jäher Tod ihn von der Erde fortführt, sitzt die Gattin bei lebendigem Leibe desto tiefer in der Hölle, je mehr Stufen sie gebaut haben. Auch wenn einiger Reichtum zu der Gattin Gefolgschaft zählt, er wird zerkleinert.

Aber all die anderen, denen dieser Reichtum entgeht (hier tritt eine Folge des Krieges in die Erscheinung, die wir in dem Ausmaße vor dem Kriege nicht kannten), sie lösen einen Notschrei an die Gemeinden aus, denen sie zugehören. Hier haben es letztere in unfreiwilliger Erbpacht übernommen, durch Wohlfahrts- und Fürsorgestellen die notwendigen Mittel aufzubringen, um all die Erwerbslosen und deren Nachwuchs vor dem allergrößten Elend zu schützen. So sitzen wir um den grünen Tisch herum und beraten, ob vielleicht hier oder anderswo die Lösung der sozialen Frage liegt.

Sehen wir uns mit offenen Augen in das Gesicht und versperren uns den Weg nicht für Wahrheit und Recht, wenn ob der Täuschung sich in uns die eigene Erkenntnis durchringt.

Nicht sollten wir daher gleich Ungeheuern uns aufzuführen und durch allerlei Parteihader uns beschiden. Tun dieses doch selbst die Wilden Afrikas nicht, wenn ihnen im umgekehrten Fall europäische Kultur kund wird. Noch treten wir uns vor Gedränge nicht auf den Füßen herum, aber das wir zu viele sind,

können wir aus den Zahlen der Abgebauten und Erwerbslosen lesen. Wir müssen aus der Ueberproduktion so herauswachsen, wie wir hineingewachsen sind. Einen kürzeren Weg gibt es nicht, um die arbeitende Hand und den überlegenden Verstand und die Vernunft wieder begehrt zu machen. Wir veranstalten wohl Unfällewochen, aber wir werden am meisten Unfälle beseitigen, wenn wir weniger sein werden, die umfallen können.

Daher sei allen anderen Unfallverhütungsvorschriften dieser eine wichtige Mahnruf vorangestellt: Wo viele beisammenstehen, da halte dich und die deinen abseits. Wo viel Blut fließt, da sorge dafür, daß das deine nicht mitfließt.

Droht dir Gefahr, von einem **R a d l e r** angerannt zu werden, und du kannst nicht ausweichen, so tue keinen Schritt weiter, sondern stehe auf der Stelle still. Der Radler wird sofort wissen, wie er auszuweichen hat.

Führt dein Weg dich und dein Gespann über einen **E i s e n b a h n k r e p e r**, und die Schranke steht offen zur Uebersahrt, schaue, trotz alledem, nach rechts und links, ob nicht Gefahr droht.

Eine **F e u e r s b r u n s t**, durch Kinder hervorgebracht, können wir verhüten, wenn wir vor ihnen Feuerzeug und Streichhölzer verschließen. Feuerzeug ist doch kein Spielzeug.

Es wird wohl niemand einfallen, **S p i r i t u s** in den brennenden Kocher nachzugießen, und doch lesen wir so oft in den Zeitungen, wie Menschen dabei zu Tode kommen. Lassen wir es uns zur Lehre dienen, nie **S p i r i t u s**, **B e n z i n**, **B e n z o l** nachzugießen, wenn noch der kleinste Funken einer erlöschenden Flamme zu sehen ist. Auch dann nicht, wenn der Behälter für Brennstoff vom eigentlichen Kochherd abseits angebracht ist.

Hast du **K o c h -** und **L e u c h t g a s** in deiner Wohnung, so sorge dafür, daß Schlüssel und Hähne für Kinder nicht zu erreichen sind, oder doch so schwer zu drehen gehen, daß kleine Kinder den Hahn nicht öffnen können. Schließe den Haupthahn allabendlich vor Zubettgehen und öffne ihn erst des Morgens wieder. Betrittst du deine Wohnung und nimmst in derselben einen **G a s g e r u c h** wahr, so bleibe mit offenem Licht fern, öffne weit Türen und Fenster, schließe den Haupthahn, und wenn genügend gelüftet ist, dann kannst du, wenn es nachts ist, ohne Furcht ein offenes Licht brennen.

Ertönt in einem, von vielen Menschen angefüllten Raume, Saal, Kirche oder dergl. der verhängnisvolle Ruf: „**F e u e r**“ und du

hilst selbst unter ihnen, dann bewahre deine Ruhe, halte Umschau und prüfe, ob wirklich Gefahr droht, urteile selbst und bringe ohne Not durch überstürztes Gedränge deine Mitmenschen nicht in Gefahr. Schon bei vielen solchen Bränden kamen die Opfer, die dort fielen, nicht durch Feuer um, sondern durch überstürztes Gedränge.

## Spielen

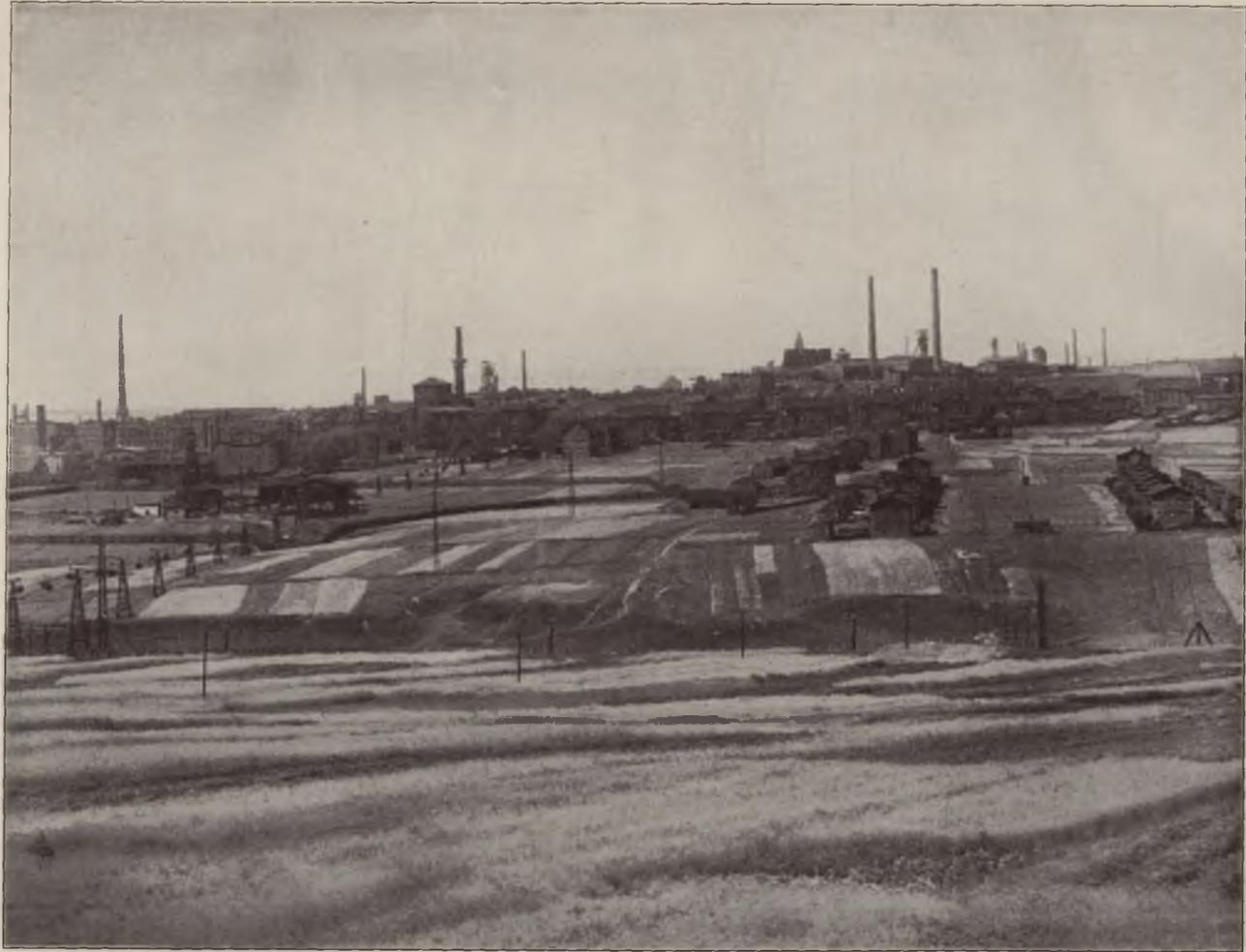
da auf dem Hofe zwei nicht schulpflichtige Kinder. Wegen einer Unart, wie sie sich unter solchen Kindern täglich abspielt, stößt plötzlich eines von ihnen einen Schrei aus. Schon ist die Mutter des nicht weinenden Kindes zur Stelle, und was gibt es? Schläge: Es wird, ob recht oder unrecht, wenn bekleidet, das Rückchen gehoben und mit der schweren Hand das Popochen bearbeitet wie ein Schmorbraten, der in die Pfanne gelegt wird. Kommt zu der schweren Hand die Erregung eines jähzornigen Menschen, ob Vater, Mutter oder eines der älteren Geschwister, der die Züchtigung durchführt, so fehlt allen die richtige Vorstellung, welcher gesundheitliche Schaden dem Kinde zugefügt wird. Der Schmerz der erlittenen Mißhandlung wird bald vergessen, aber die Folgen der sinnlosen Behandlung kommen. Das Kind, dessen Unterleib ein so zartes Organ ist, ist kaputtgeschlagen und erkrankt an

## Bettnässen.

Diese sind vom Kinde nicht verschuldet, und es kann am allerwenigsten in der Nacht das Wasser erhalten. So gebärt jede wiederholte Unart im Bett eine erneute Mißhandlung, und kein Wunder dann, wenn selbst ärztliche Hilfe versagt und keine Heilung bringt. Bei Müttern steckten doch früher hinter dem Spiegel einige Bündel gebundene Birkenruten, sie genügten zur Züchtigung für begangene Unarten. Mit diesen konnte man keinen Unterleib krank schlagen, und der Erfolg der Erziehung wurde auch erzielt. Konnten die Erkrankung an Bettnässen auch andere Vorgänge verursachen, dem an Bettnässen Erkrankten bringt man durch Züchtigung nur Verschlimmerung seines Leidens, aber nicht Genesung.\*)

\*) So wollen wir für diesmal den Weg zum Gesundbrunnen beenden. Nicht alle wollen ihn gehen. Den Willigen aber einen Wegweiser zu geben, war mir eine Freude.





Panorama von Antonienhütte.

# Marktkalender für Schlesien 1931.

## Zeichenerklärung:

**F** = Ferkelmarkt  
**K** = Krammarkt  
**Kfb** = Käfermarkt  
**Kleinv** = Kleinviehmarkt  
**Kraut** = Krautmarkt  
**L** = Leinwandmarkt

**Nugv** = Nugviehmarkt  
**Pf** = Pferdmarkt  
**Prod** = Produktenmarkt  
**Rdv** = Rindviehmarkt  
**Saat** = Saatgutmarkt  
**Schf** = Schafmarkt

**Schlv** = Schlachtviehmarkt  
**Schw** = Schweinemarkt  
**Topf** = Topfmarkt  
**V** = Viehmarkt  
**Woll** = Wollmarkt  
**Z** = Ziegenmarkt

## Regierungsbezirk Oppeln.

**Alt-Budkowitz:** K 18. 3., 1. 10., 16. 12. **Alt-Poppelau:** RdvP Schw 2. 6., 13. 10. **Anna-berg (Kr. Gr. Strehlig):** KRdvP 26. 5., 16. 9. **Bauerwitz:** KRdvP Schw 5. 5., 9. 12. **Ben-then OS.:** KRdvP Schw 4. 2., 15. 4., 7. 10., 16. 12. RdvP Schw 8. 7. **Bladen:** K 24. 3., 23. 6., 15. 9., 24. 11. **Borislawitz:** KRdvP 18. 3., 20. 5., 9. 9., 11. 11. **Carlsruhe OS.:** RdvP Schw 10. 3., 8. 11. KRdvP Schw 5. 5., 25. 8. **Cosel:** RdvP 24. 2., 2. 6., 4. 8. KRdvP 28. 4., 6. 10. **Deutsch-Neutrich:** K 17. 3., 27. 10., 16. 12. **Falkenberg OS.:** KRdvP Schw 5. 3., 9. 7., 8. 10., 26. 11. RdvP Schw 30. 4., 17. 9. **Friedland OS.:** KRdvP Schw 12. 3., 2. 7., 27. 8., 15. 10. RdvP Schw 7. 5., 19. 11. **Fried-richtsgrätz:** KRdvP 5. 2., 13. 6., 6. 8., 5. 11. **Gleiwitz:** RdvP 28. 1., 25. 2., 18. 3., 29. 4., 27. 5., 24. 6., 29. 7., 26. 8., 23. 9., 23. 10., 25. 11. K 17. 3., 18. 8., 17. 11. Prod jeden Dienstag. **Groß-Neutrich:** KRdvP Schw 11. 3., 4. 11. **Groß-Strehlig:** KRdvP 15. 1., 11. 6., 17. 9., RdvP 5. 3., 7. 5., 6. 8., 22. 10., 10. 12. **Grotz-kan:** Schw 13. 1., 3. 3., 14. 4., 7. 7., 1. 9., 3. 12. RdvP Schw 3. 2., 2. 6., 11. 8., 3. 11. KRdvP Schw 5. 5., 13. 10., **Guttentag:** K 20. 1., 2. 6., 1. 9. RdvP 10. 3., 21. 4., 19. 5., 7. 7., 13. 19. 10. 11. **Katjcher:** K 31. 3., 20. 10., 15. 12. **Kieser-städtel:** RdvP 25. 3., 11. 11. KRdvP 2. 6., 2. 9., 23. 12. **Klein-Strehlig:** KRdvP 26. 3., 17. 9., 22. 10. RdvP 11. 6. **Konstadt:** Ff 5. 1. RdvP Schw 4. 2., 6. 5., 5. 8., 11. 11. KRdvP Schw 14. 4., 30. 6., 6. 10. **Kostenthal:** Kraut 11. 10., 18. 10., 25. 10., 1. 11. **Kranowitz:** KRdvP 14. 4., 7. 7., 8. 9., 10. 11. **Krapptz:** KRdvP Schw 18. 2., 26. 8. RdvP Schw 26. 5., 24. 11. **Krenzburg OS.:** KRdvP Schw 10. 2., 27. 10., 24. 11. RdvP Schw 7. 4., 12. 5., 2. 6., 14. 7., 11. 8., 29. 9. **Kupp:** RdvP Schw 6. 5., 28. 10. **Landtsberg OS.:** KRdvP Schw 22. 1., 26. 3., 2. 7., 27. 8., 22. 10., 3. 12. **Langen-berx (Kr. Gleiwitz):** KRdvP 4. 3., 9. 9., 11. 11. RdvP 10. 6. **Leobischitz:** RdvP 3. 3., 16. 6. KRdvP 21. 4., 22. 9., 10. 11. **Lechnitz:** KRdvP 6. 5., 5. 8., 7. 10. RdvP 4. 11. **Reiffe:** RdvP Schw 17. 1., 25. 4., 18. 7., 21. 10., 24. 10. RdvP Schw 28. 3. K 22. 4. **Renstadt OS.:** K 24. 3., 8. 9., 10. 11. **Oberglogau:** RdvP 3. 2., 28. 7. KRdvP 14. 4., 1. 9., 3. 11. **Oppeln:** RdvP Schw 17. 2., 21. 4., 19. 5., 21. 7., 18. 8., 15. 9., 17. 11. KRdvP Schw 17. 3., 16. 6.,

20. 10. **Ottmachau:** K 28. 4., 1. 9., 1. 12. **Patsch-kan:** RdvP Schw 4. 3., 11. 11. K 13. 4., 24. 8., 16. 11. **Peiskretscham:** KRdvP 3. 3., 11. 8., 13. 10. RdvP 5. 5., 15. 12. **Pilchowitz:** RdvP 5. 2. KRdvP 21. 5., 20. 8., 5. 11. **Pittchen:** KRdvP Schw 17. 2., 5. 5., 18. 8., 10. 11. RdvP Schw 25. 6. **Proskau:** K 16. 4., 9. 7., 3. 9., 29. 10. **Ratibor:** RdvP Schw Schwf 10. 2., 12. 5., 18. 8., 15. 9., 24. 11. Saat 19. 2., 10. 9. **Woll** 12. 6. **Rosenberg OS.:** RdvP Schw 7. 1., 18. 2., 4. 3., 10. 6., 5. 8., 9. 9., 7. 10. K 17. 6., 12. 8., 11. 11. **Schierofan:** KRdvP Schw Schwf 25. 3., 14. 10. **Schurgast:** K Schw 26. 3., 11. 6., 1. 10., 3. 12. **Steinau OS.:** RdvP Schw 15. 1., 19. 3., 21. 5., 16. 7. KRdvP Schw 5. 2., 10. 9., 12. 11. **Topf:** RdvP 12. 3., 19. 11. KRdvP 7. 5., 9. 7., 8. 10. **Troplowitz (Kr. Leobischitz):** F 7. 4., 30. 6., 6. 10. **Tworog:** KRdvP 5. 3., 12. 11. K Schw 18. 6., 6. 8. **Ujeft:** RdvP 14. 1., 11. 3., 1. 7. KRdvP 20. 5., 2. 9., 2. 12. **Zawadzki:** K 4. 2., 5. 5., 22. 7., 20. 10. **Ziegenhals:** K Schw 25. 3., 9. 9., 11. 11. **Zülz:** RdvP Schw 26. 2., 24. 9. KRdvP Schw 28. 5., 22. 10., 3. 12.

## Regierungsbezirk Breslau.

**Auras a. D.:** K 23. 2., 11. 5., 24. 8., 16. 11. **Bernstadt i. Schl.:** RdvP Schw Ff 3. 3., 23. 6., 4. 8., Wochen jed. Samstag. KRdvP Schw Ff 5. 5., 15. 9., 10. 11. **Markt Bohrau:** K 13. 4., 5. 10. **Breslau:** K 2. 5., 10. 10. **Topf** 9. 3., 14. 9. **Hauptshlv jed. Mittwoch, Klv jed. Montag, Nugv jed. 1. Freitag.** **Brieg:** V 10. 2., 10. 3., 14. 4., 9. 6., 7. 7., 8. 9., 6. 10., 10. 11. K 10. 6., 9. 9., 11. 11. **Canth:** K 8. 9. **Hab Charlottenbrunn:** K 16. 3., 27. 4., 19. 10., 30. 11. **Dyhernfurth:** K 13. 4., 4. 8., 13. 10. **Feltenberg:** RdvP Schw 15. 1., 12. 2., 23. 4., 21. 5., 9. 7., 13. 8., 15. 10., 10. 12. KRdvP Schw 12. 3., 18. 6., 10. 9., 12. 11. **Frankenstein i. Schl.:** RdvKleinvP Topf 25. 3., 14. 10. **Fren-han Stadt:** KV 10. 2., 21. 4., 18. 8., 24. 11. **Friedland:** K Topf 11. 3., 6. 5., 5. 8., 7. 10. **Fürstena (Kr. Neumarkt):** K 27. 9. **Glag** RdvP Schw 17. 3., 5. 5., 14. 7., 15. 9., 17. 11. **Groß-Wartenberg:** V 20. 1., 14. 4., 16. 6., 23. 7. KV 17. 3., 19. 5., 1. 9., 17. 11. **Habel- Schwerdt:** K 13. 4., 5. 10., V 16. 5. **Herrnstadt:** Ff 6. 1., 20. 1., 3. 2., 17. 2., 3. 3., 17. 3., 21. 4., 5. 5., 19. 5., 2. 6., 16. 6., 21. 7., 4. 8., 18. 8., 1. 9., 15. 9., 20. 10., 3. 11., 17. 11., 15. 12. KRdvP Schw Ff 31. 3., 7. 7., 6. 10., 1. 12. **Klein-**

Tauben: jed. Samstag vom 1. 2. bis zum ersten Sonntag nach Pfingsten. **Juliusburg:** RbdvZ 24. 2., 4. 8., 24. 11. RbdvZf 5. 5., 6. 10. **Karlsmarkt:** RW 6. 5., 2. 9. **Röben a. Ober:** RW 7. 1., 8. 4., 1. 7., 7. 10., 9. 12. **Kostenblut.** RTopf 24. 3., 22. 9. **Randed i. Schlef.:** R 4. 5., 19. 10. **Gewin:** R 7. 4., 13. 7., 12. 10. **Obwen:** RW 24. 3., 2. 6., 6. 10., 10. 12. **W 28. 4., 11. 8.** **Mittsch:** WP 8. 1., 5. 3., 7. 5., 11. 6., 2. 7., 6. 8., 3. 9., 5. 11., 3. 12. **RWP 5. 2., 16. 4., 8. 10.** **Mittelwalde:** R 4. 5., 12. 10. **Münsterberg i. Schl.:** RbdvSchwarzv 14. 3., 9. 5., 8. 8., 7. 11. **RTopf 11. 5., 9. 11.** **Ramslau:** RbdvSchw 19. 3., 30. 4., 18. 6., 13. 8., 12. 9., R 30. 4., 13. 8., 12. 11. **Neumarkt i. Schlef.:** WP 4. 3., 3. 6., 2. 9., 4. 11. **P 7. 1., 4. 2., 1. 4., 29. 4., 1. 7., 5. 8., 30. 9., 2. 12.** **R 15. 4., 7. 10.** **Neumittelwalde:** RW 10. 2., 27. 10. **Neurode:** R 13. 4., 5. 10. **WP 14. 4., 7. 7., 6. 10.** **U jed. Donnerstag.** **Nimptsch:** Saat 7. 2., 5. 9. **R 30. 3., 12. 10.** **Ober-Frauenwaldau:** RbdvZ 28. 3., 15. 8. **Delz:** W 3. 2., 28. 4., 7. 7., 13. 10. **RW 2. 6., 25. 8., 1. 12.** **Ohlau:** W 11. 2., 15. 4., 17. 6., 29. 9., 21. 10., 24. 11. **R.:** 28. 9., 23. 11. **Schw am 1. Mittwoch der übrigen Monate.** **Fransnitz:** RbdvSchw 19. 2., 20. 5., 20. 8., 29. 10.

**RbdvSchw 26. 3., 8. 7., 24. 9., 9. 12.** **Randten:** W. 3. 1., RW 19. 3., 11. 6., 13. 8., 5. 11. **Reichenbach (Eulengeb.):** W 14. 1., 22. 4., 15. 7., 14. 10. **R 13. 4., 6. 7.** **Reichenstein i. Schl.:** R 11. 5., 5. 10. **Bad Reinerz:** R 4. 7., 7. 9. **Schweidnitz:** RbdvSchwarzv 4. 3., 20. 5., 21. 10. **Steinau a. D.:** WP 19. 2., 30. 4., 18. 6., 20. 8., 22. 10. **RWP 24. 3., 22. 9., 24. 11.** **Strehlen i. Schl.:** RbdvSchwarzv 14. 4., 20. 5., 22. 7., 7. 10. **R 19. 5., 6. 10.** **Woll 20. 6., 25. 9.** **Striegau:** W. 3. 3., 4. 8. **RWP 5. 5., 3. 11.** **Stroppen (R. Trebnitz):** RW 22. 1., 23. 4., 20. 8., 22. 10. **W 16. 7.** **Sulau:** RW 10. 3., 14. 4., 2. 6., 25. 8., 3. 9., 1. 12. **Trachenberg i. Schl.:** R 4. 2., 6. 5., 7. 10. **W 4. 2., 15. 4., 6. 5., 7. 10., 4. 11.** **WP 5. 8.** **Trebnitz i. Schl.:** W. 13. 1., 10. 2., 24. 3., 21. 4., 19. 5., 14. 7., 8. 9., 24. 11., 15. 12. **RW 9. 6., 11. 8., 20. 10.** **Tschirnan:** RW 5. 5., 4. 8., 6. 10. **Wansen:** W 4. 3., 14. 10. **RW 8. 4., 27. 5., 26. 8., 16. 12.** **Wingiz:** W 3. 2., 14. 4., 4. 8., 20. 10. **RW 10. 3., 9. 6., 8. 9., 8. 12.** **Wohlau:** RbdvSchw 13. 1., 3. 3., 21. 4., 23. 6., 15. 9. **RbdvSchw 12. 5., 8. 11.** **RbdvSchw Kleinv 18. 8.** **Wünschelburg:** R 11. 5., 21. 9., 7. 12. **Zobten a. Berge:** R 11.5., 31. 8., 26. 10.



**Edelklang-Sprechapparat,**  
32x32x25 cm, Eiche  
5-Min.-Wert, wundervoll  
Klang. . . . . RM. 13.—  
mit Haube,  
38x38x31 cm „ 21.—  
Kofferapp., 31x25x15 cm „ 30.—  
Schrankapparat, 1 m hoch „ 60.—  
Bandonita, 10 Tasten „ 10.—  
Bandonita\* m. 21 Tasten,  
4 Röhren, Stahlstimmen „ 16.—  
Wien. Harmonika, 10 Tast. „ 5.50  
Wiener 2 reibig, 4 Röhre „ 12.50  
dieselbe m. Stahlstimme „ 16.—  
Gitarregitar, 5 Saiten „ 8.75  
Streichgitar, 32 Saiten „ 15.—  
Schülerotolin „ 5.—  
Mandolin, gut im Ton „ 7.20  
Gitarren, schön gebaut „ 9.—  
Trommeln mit Radsfell „ 6.—  
Militärflöten, Ebenholz „ 3.50  
Trompete, 3 Ventile . . . 28.75

Katalog kostenfrei  
**H. SUHR**  
Musikinstrumenten-Fabrik  
Gegründet 1889  
Neuenrade Nr. 628 W.  
Elektro-Sprechapparate mit  
Saxophonführung,  
42x42x31 cm, Doppelfeder-  
schneckenw., Schlangentonarm,  
Elektro-Schalldose,  
3 Jahre Garantie, mit 5 Elektro-  
Schallplatten 25 cm und  
1000 Nadeln, RM. 44.50  
Schallplattenvergr. gratis

# Willkommen

in jeder Bauernfamilie ist das weltbekannte giftfreie Hausdokterbuch von einem alten Priester Kneipp-Schüler, bestellt:

## „Weg zum Glück der Gesundheit“

mit Tausenden altererabten Volksheil- und Hausmitteln. — 55 Seiten. 31. Auflage, franko 4 M. Bestell-Adresse:

**Joh. Maier's Verlag, München**  
Waltberstr. 22

**Stauend billig**  
sind unsere Qualitäts-Musikinstrumente  
**Konzert-Sprechmasch.** mit Haube  
wie Abbild. Eiche turniert, 42x42x31 cm  
gr. mit stark Federw., Geschwindigkeit  
regul., mit aufklapp. vernickelt Tonarm.  
Elektro-Schalldose mit 20 Musikstücken  
und 200 Nadeln . . . . . Preis Mk 38.—,  
mit Doppelschneckenfederwerk 42.—

**Elektro-Apparate**  
**Harmonikas:** Wiener, Italiener a. Bozener chrom  
a diston. bis 240 Bässe 12

erst-  
klass. Ausf.  
liefert  
als  
Spezialität

**Severing & Cie., Neuenrade I. W. Nr. 13**  
Musikinstrumente Katalog gratis

**30 Tage zur Probe! Mit 5 Jahre Garantie!**

**Haar- und Bart-schneidemaschine**  
die Haare 1/2, 3 und 5 mm schneidend nur Mk. 3.45. Vers. p Nachn. Porto extra. Nichtgefall. Betrag zurück.

**versende Rasiermesser**  
Komplette  
Nr. 42 fein hohl . p. St. M. 1,65 in fein poliertem  
„ 29 sehr hohl. „ „ 2,25 Holzkasten u. Spiegel  
„ 33 extra hohl ft. „ „ 2,60 u. sämil. Rasieruten-  
„ 67 beste Qual. „ „ 3,95 silien nur Mk. 5.25.

**Umsonst** und portofrei versende an jedermann  
meinen großen Hauptkatalog über  
tausend Artikel aller Art.

**Emil Jansen, Solingen-Wald Nr. 384**  
Stahlwarenfabrik und Versandhaus.



# L. Kytzia, G. m. b. H.

EISENGROSSHANDLUNG

Fernsprecher 2636  
(Sammelnummer)

**GLEIWITZ**

Telegramm-Adresse  
Eisenkytzia

Geschäftsräume: Bahnhofstr. 36 / Eisenlager: Tarnowitzer Landstr. 9-15

liefert:

Sämtl. Werkzeuge und Maschinen  
für jedes Handwerk

Hufeisen, Hufnägel, Stollen, Eggenzinken,  
Achsen, Buchsen, Schare

Schrauben, Nägel, Nieten, Drähte

Dachpappen, Teer, Zinkbleche,  
verzinktes Eisenblech, Dachfenster

*Vertretung und Fabriklager für den Industriebezirk von teerfreier*

**Dauer - Dachpappe „Wernerit“**

Messing, Kupfer, Blei

Sanitäre Anlagen  
Gasrohre, Guß- und Tonrohre  
Armaturen, Fittings

Bau- und Möbelbeschläge, Sperrholz

Haus- und Küchengeräte

Sämtliche Baumaterialien  
I-Träger und Moniereisen

Wir gestatten uns, unsere verehrte Kundschaft darauf aufmerksam zu machen, daß wir nunmehr unsere weltbekannten, bewährten Philippsburger

# Herbaria - Kräuterheilmittel

nicht nur als Philippsburger Herbaria-Kräuter-Tees, sondern auch in allen anderen guten neuzeitlichen Verbrauchsformen herstellen. Wir geben damit auch jenen Personen die Möglichkeit Kräuterturen durchzuführen, die bisher davon Abstand nahmen, weil sie keinen Kräutertee trinken mochten, die etwas umständliche Zubereitung scheuten, oder durch die berufliche Tätigkeit an der regelmäßigen Durchführung gehindert waren. Wir bemerken ausdrücklich, daß unsere heilbewährten Kräutermischungen in ihrer Wirkung durch die Neugestaltung der Verbrauchsform vollkommen unbeeinträchtigt geblieben sind. Wir stellen her:

**Herbaria-Kräuter-Tee.** In der altbewährten Güte hergestellte, sehr wirksame Spezial-Kräuter-Mischungen. Tausende von Dankschreiben bezeugen uns die Wirksamkeit dieser Tees. Es gibt gegen jedes Leiden eine besondere Spezial-Zusammenstellung. Die Zusammenlegung erfolgt auf Grund von jahrhundertalten, überlieferten Erfahrungen und den neuesten Ergebnissen der Forschung auf dem Gebiet der Heilpflanzenkunde. Große, festgefüllte Pakete. Patent Am. 3.— (Von Nr. 2 u. 23 Patent nur Am. 2.10) Spezialbroschüre kostenlos.

**Herbaria-Kräuter-Pulver.** Aus Herbaria-Kräuter-Mischungen hergestellte, außerordentlich wirksame Kräuterpulver. Können in Wasser oder Milch verrührt leicht genommen werden. Weil sie gemischt sind, sind sie viel besser und wirksamer als die einfachen ungemischten Kräuterpulver, die anderwärts angeboten und von denen oft ca. 60 gr für Am. 3.— verkauft werden! Packung mit 100 gr Am. 3.—

**Herbaria-Kräuter-Tabletten.** Aus Herbaria-Kräuter-Pulver hergestellte Tabletten. Ohne Zugesätze, welche die Wirkung beeinträchtigen, deshalb sehr empfehlenswert, besonders für berufstätige Personen, welche mit diesen Tabletten die Kräutertur auch in der Fabrik, im Büro, auf der Reise usw. durchführen wollen. Ueberall einfach und unauffällig einzunehmen! Packung mit 150 Tabletten Am. 3.—

**Herbaria-Kräuter-Kapseln.** Das Non plus ultra der Kräuterkapseln, gefüllt mit Herbaria-Kräuter-Mischung. Sehr wirksam! Viele Anerkennungen! Unauffällig und leicht einzunehmen! Ohne unangenehmen Beigeschmack! Ermöglicht Durchführung der Kräutertur ohne jede Berufsstörung! Bequeme und hygienisch einwandfreie Verpackung. Packung mit 60 solcher Kapseln Am. 5.—

**Herbaria-Kräuter-Säfte.** Von frischen Kräutern abgepresste vitaminreiche und nährstoffhaltige Kräuter-Säfte in wirksamer Zusammenstellung! Durch das Spezial-Herstellungsvorgehen bleiben die wertvollen Vitamine erhalten, deshalb sind herbaria-Kräutersäfte viel wirksamer und heilkräftiger als abgedochte und mit Alkohol extrahierte Säfte und Essenzen. Originalsaftige Am. 3.—

Nr.	Anzuzenden bei:
2	Stuhverstopfung
4	Arterienverfaltung
6	Asthma und Atemnot
11	Bettlägen, Blasenwäche
12	Blasen- und Nierenleiden
14	Bleischucht und Blutarmer
19	Unreines Blut, Gesicht- u. Hautauschlag, Geschwüre
23	Brust- und Lungenkatarrhe
29	Diabetes (Zuckerkrankheit)
31	Fettucht, Korpulenz
34	Epilepsie und Krampfanfälle
40	Gallen-Steine und -Gries
43	Gicht, Rheuma u. Harnsäureleiden
44	Hämorrhoidalleiden
52	Herzschwäche, Herzleiden
64	Kropf- und Drüsenleiden
65	Leber- und Gallenleiden
66	Lungen-Tuberkulose
70	Magen säure, Magenleiden
78	Magengeschwüre
80	Nervenschwäche, Nervenleiden
82	Sexual-Nerven-Schwäche
94	Wassersucht, wasserige Anschwellung
98	Bands-, Spul- u. Maden-Würmern

## Einige der Tausende von Anerkennungen und Dankschreiben!

Bin im 70. Lebensjahr und benutze Ihren Arteriosclerose-Tee und die Arteriosclerose-Tabletten seit einigen Wochen, der Erfolg ist überraschend gut, die Durchblutung des Körpers ist bedeutend besser geworden, die Schwindelanfälle sind fortgeblieben. Der mich behandelnde Arzt empfiehlt mir die Kur noch möglichst lange fortzusetzen. gez. E. Bartels, Berlin-Weihensee.

Nach dem Gebrauch von 7 Paketen Ihres Herbaria-Blutentgiftungs-Tees Nr. 19 kann ich folgendes berichten: 1. Der Stuhlgang wurde gelinder. 2. Das Beissen und Zucken am Körper hörte auf. 3. Mein Unter- und Oberarm zeigten sich früher hier und da ein billiger Ausschlag der bis jetzt nicht wiedergekommen ist. gez. Chr. Fremmel, Oberlehrer a. D., Königheim.

Bin so froh, von Ihnen den Herbaria-Einstellungs-Tee bekommen zu haben. Habe um 30 Pfund abgenommen und kann den Tee allen empfehlen, die recht stark sind. gez. Frau Hl., Feldkirchen.

Ihr Gicht-Tee hat wundervoll gewirkt. Kann bald ohne Stoch gehen. Herzlichen Dank. gez. Wilhelm Hilgenfeld, Bertau (Altmark). — Habe schon zweimal von Ihrem Gicht- und Rheuma-Tee bezogen, welcher mir volle Heilung brachte. gez. Paul Dschewski, Rhein i. Ostpr.

Habe mir im Feld ein Lungenleiden zugezogen, welches in Tuberkulose ausartete. Nahm in 3 Monaten 45 Pfund ab. Nach 14 tägigem Gebrauch Ihres Herbaria-Lungennährsafttees kam das Fieber zum Stillstand und eine Gewichtszunahme von 3½ Pfund war zu verzeichnen. Nach 4 monatlichem Gebrauch der Tees habe ich bereits wieder 26 Pfund zugenommen und bin in der Lage wieder Spaziergänge zu unternehmen. gez. E. F. . . . ., Saisel b. Hamburg.

Ihr Herbaria-Magenbitter-Tee hat mich von meinem 32-jährigen Magenleiden befreit. gez. G. Z., Carlsbad in Hannover. — Seit seit 30 Jahren an Magenbeschwerden, die sich von Jahr zu Jahr steigerten. Nach einer Kur von 6 Wochen mit Herbaria-Magenbitter-Tee bin ich meine Schmerzen los. Kann wieder jede Nacht schlafen und auch alles essen, was vorher nicht der Fall war. gez. Emil L., Reichsbahn-Amtmann, Berlin.

Seitdem ich Herbaria-Nerven-Tee trinke, bin ich ein ganz anderer Mensch geworden und fühle mich wie neugeboren. gez. Ludwig Borsch, Rittsch-Schacht. — Meine Nervenschmerzen sind nach Gebrauch eines Pakets Herbaria-Nerventee vollständig verschwunden. gez. N. Reinehr, Trier, Engellstr. 60.

Viele weitere Dankschreiben sind in unserer Hauptbroschüre „Die Heilkraft der Kräuter“ zum Abdruck gebracht, die mir jedermann auf Wunsch kostenlos zufenden!

Philippsburger Herbaria-Kräuterheilmittel sind in jeder der genannten Verbrauchsformen gegen die obenstehend genannten Krankheitsgebiete unter den angegebenen Nummern erhältlich. Ausführliche Broschüren über diese Herbaria-Spezial-Kräuterheilmittel senden wir auf Wunsch kostenlos zu.

Aus Mischungen bestehende Heilmittel dürfen lt. Gesetz nur durch Apotheken verkauft werden. Unsere Herbaria-Kräuterheilmittel sind deshalb niemals im Hausverkauf, sondern nur durch Apotheken oder Vertreter erhältlich! Bestellungen richten man stets direkt an die Herstellerfirma. Zufendung erfolgt unter Nachnahme durch unsere Versand-Apothek. (Bei mehr als Am. 5.— Rechnungswert portofrei.)

## Herbaria-Kräuterparadies, Philippsburg R 208/31 (Baden)

# Kranke

**und solche, die es nicht werden wollen!**

Die Ursache fast aller Krankheiten liegt im Blut. Unreines Blut! Unreines Blut entsteht fast immer durch schlechte Tätigkeit der Leber, der Galle und des Darmes. Prof. Meschnikoff sagt, daß 90 Prozent aller Menschen durch Darmstörungen zugrunde gehen. Verhüten Sie schwere Krankheiten! Werden Sie stärker, arbeitsfreudiger, gesunder! Schützen Sie Ihre Gesundheit, sie ist das köstlichste Gut des Menschen. Unreines Blut ist oft auch die Ursache von schlechter Laune, Arbeitsunlust, Reizbarkeit, Verstimmung. Deshalb:

## **Nehmen Sie Alaxo-Blutreinigungsmittel**

Seit 27 Jahren im Gebrauch. In großer Praxis erprobt. Bis und über hundert Kranke täglich. Begeisterte Danksagungen liegen vor. Fordern Sie Drucksachen umsonst. 1 Dose Alaxo nur 1.50 RM. Gegen Einsendung von 1.75 RM. durch Zahlkarte oder in Marken empfangen Sie sofort eine Dose Alaxo. Das Mittel ist vom Patentamt gesetzlich geschützt. Schaffen Sie sich gesunde, frische, reine, schöne Haut und Haare durch Alaxo. Verjüngung durch Alaxo!

**Klein-Kublitz, Anstalt für Gesundheitspflege, Barmen-U. Bezirk 169**

# Mohren - Apotheke

Inhaber:

**Arthur Dluhosch  
Gleiwitz OS.**

Ring 20

Fernsprecher 2545

Antertigung sämtlicher  
**Kranken-Kassen-Rezepte**

Laboratorium  
für Harnanalysen

**Mohrolax**

das

**Abführ-  
mittel**

**Mohromint**

und

**Mohrofekt**

bei

**Heiserkeit  
Husten**

und

**Katarrh**



Bei

# Asthma

## Katarrhen der Atmungsorgane, Verschleimung, veraltetem Husten u. Heiserkeit

erhalten Leidende von uns zur Aufklärung umsonst und portofrei eine mit Abbildungen versehene **Broschüre** über diese Krankheiten und deren gesundheitsfördernde, direkte, örtliche, d. h. innere Bekämpfung und Desinfektion mittels des Puhlmann-Inhalators. Schreiben Sie eine Postkarte mit genauer Adresse und Sie erhalten dieses Buch kostenlos.

**Puhlmann & Co., Berlin O. 684, Müggelstr. 25-25a**

# Rheuma

**Ischias, Gicht, Hexenschuß**  
Nerven- u. Muskelschmerzen aller Art. Alle diese

## Schmerzen

beseitigt

unvergleichlich schnell mein gittreies, absolut unschädliches, ärztlich geprüftes und glänzend begutachtetes Spezialpräparat.

### Wollen Sie gesund werden?

Dann machen Sie sofort einen Versuch mit meinem in tausend Fällen erprobten Spezialmittel. Keine Tee- und Einreibekur. Leicht und bequem, in Kapseln einzunehmen.

### Unbeschreibliche Freude

leuchtet aus den vielen Dankschreiben derjenigen hervor, die durch mein Präparat von schrecklichen Qualen befreit wurden.

### Wir können nichts verschenken

denn es ist beste Qualitätsware . . . aber wir zahlen jedem den vollen Betrag zurück, der bei richtiger Anwendung keinen Erfolg erzielt. Schreiben Sie noch heute, damit wir es Ihnen morgen schon senden und Sie übermorgen bereits den Segen des unvergleichlich wirkenden Präparates erleben. Scheuen Sie nicht die geringe Ausgabe, wenn Sie sich damit das höchste Gut der Menschheit, die Freude am Leben so schnell wieder erwerben können. Auch wenn Sie

### jahrelang an's Bett gefesselt

sind, Ihr Leiden noch so alt und hartnäckig ist, ich betreibe Sie von den Foltern Ihrer Krankheit. Menschen zwischen 60-80 Jahren haben die Freude am Leben zurückgewonnen und schreiben begeistert von dem Wunder der Heilung und der prompten Beseitigung der Schmerzen.

### Ärztliche Literatur gratis.

Versand des Präparates (Preis RM. 6.-) gegen Nachnahme oder Voreinsendung durch die Versand-Apotheke.

**Max Zeidler, Wandsbek (K 40)**  
**Löwenstrasse 24**



## Wellen - Ondulierkamm

D. R. G. M. ges. gesch.  
welled u. onduliert jedes Haar ohne jedweden Behelf prachtv. Unschädli. u. unentbehrlich für jedermann. Per Stck. „nur RM. 1.90“ gegen Nachnahme oder Vorauskassa durch Alleinerzeugung f. alle Staaten:

**Kamm - Industrie - Humann**  
Wien 11727, Aloisgasse 3/K 31  
Tausende Dankschreiben.

## Die Elektrizität als Naturheilkraft.

### Der Hochfrequenzapparat Helios als Universal-Apotheke



in der Familie gegen Arterienverkalkung, Asthma, Blasenleiden, Fettleibigkeit, Gelenkschmerzen, Grippe, Halsleiden, Hämmorrhoiden, Herzleiden, Hexenschuß, Kopfschmerzen, Krämpfe,

Lähmungen, Magenleiden, Nervenleiden, Rheumatismus, Schlaflosigkeit, Wundbehandlung etc. Absolut ungefährlich und angenehm. Von Aerzten und Krankenkassen im Gebrauch.

Auf Wunsch erleichterte Zahlungsbedingungen. — Fordern Sie Preise.

**Dipl.-Ing. Sturmfels, Elberfeld-Vohwinkel**

Bismarckstraße 96.

Vertreter gesucht.

# Umtausch oder Geld zurück

wenn unsere Instrumente nicht ganz vorzüglich sind.  daher kein Risiko!   
Wir versenden gegen Nachnahme:



**Wiener Harmonikas**  
dauerhafte Ausführung mit  
Stimmen in Messing Stahl  
10 Tast., 2 Bässe 8,50 10 -  
21 . 4 . 14.- 16.-  
21 . 8 . 16.- 18.-  
21 . 12 . 18.- 20.-  
33 . 12 . 38.- 43.-



**Bozener Harmonikas** mit feinst  
Stahlstim. u. Helikonbässen  
21 Tast., 8 Bässe Mk. 58.-  
31 . 12 . 66.-  
34 . 12 . 80.-  
34 . 16 . 90.-  
44 . 16 . 110.-



**Chromatische Harmonikas**  
mit Aluminium-  
platten, allerbesten  
Stahlstimmen  
und Baßkuppelung  
**Künstler-  
Instrumente:**  
Tasten Bässe Mk.  
56 60 120.-  
70 80 130.-  
70 120 160.-  
100 120 190.-  
100 200 250.-



**Bandonikas** mit  
Stahlstimmen so leicht zu  
spielen wie Ziehharmonikas,  
aber mit Ton ähnlich wie  
bei einem Bandoneon, mit  
echtem Bandoneon-  
hebel an der Luftklappe,  
mit abgeschragt. Lyr-  
Ecken u. Pressspanbalg  
10 Tasten, 4 Bässe Mk. 23.-  
21 . 8 . 36.-  
21 . 12 . 40.-  
34 . 12 . 50.-  
34 . 16 . 54.-  
Billigere u. деш. minderwertige  
Bandonikas liefern wir nicht.



**Piano-Künstler-  
Harmonikas**  
in schwarzer u. weißer  
Luxusausführung mit  
1a Stahlstimmen auf  
Aluminiumplatten  
und allerbesten  
Mechaniken  
von Mk. 80.- an.

**10 Jahre Garantie** für die Haltbarkeit  
der Stahlstimmen!



**Gitarre-Zithern.** 5 Akkorde, 41 Saiten. Mk. 9.-  
6 . 49 11.-  
Mit **doppelten Melodiesaiten**  
u. daher herrlichem Mandolinenton:  
5 Akkorde, 62 Saiten. Mk. 11.-  
6 . 74 13.-  
Mit **verstärkt. Akk.**, à 7 Saiten:  
5 Akkorde, 56 Saiten, Mk. 12.-  
6 . 67 14.-  
Mit **verstärkten Akkorden**, à  
7 Sait. u. mit **doppelt. Melodie-  
saiten**, daher ganz herrlicher Ton:  
5 Akkorde, 77 Saiten Mk. 14.-  
6 . 92 16.-



**Gitarre-Harfenzithern**, mit Säule u. Harfen-  
kopf, kosten p. St. Mk. 4.- mehr.

**RADIO** Netzanschluß-  
Empfänger m. Lautsprecher  
wird wie eine Tischlampe an die Licht-  
leitung angeschlossen, arbeitet ohne  
Akkumulator u. Anodenhalterie. Klarer  
Lautsprecherempfang.  
Kompl. Station Preis nur Mk. **85**

**Unsere Sprechapparate finden kolossalen Anklang:**



**Nur noch 36 Mk.**  
Nr. 107, Elchengeh. 42x42x31  
cm, genau wie Abbild., runde  
Vollklang-Tonführung, 25 cm  
Samt-Plattenteller, Elektro-Bü-  
geltonarm, la. Einfeder-schne-  
ckenwerk mit 5 Min. Lautzeit,  
Tabulator u. nd Selbstabsteller.  
Nr. 108, derselbe Apparat wie  
Nr. 107 aber mit Doppelfeder-  
schneckenwerk von 12 1/2 Min. Lautzeit  
12 1/2 Min. Lautzeit **Mk. 42**

**Nur noch 52 Mk.**  
Nr. 1008, Elchengeh. 43x43x  
32 cm, genau wie Abbild., ab-  
gerund. Haube, m. 30 cm Plat-  
tenteller m. Samtüberzug und  
Selbstabst., la. Doppelfeder-  
schneckenwerk von 12 1/2 Min. Lautzeit  
Nr. 1008 S, wie Nr. 1008 je-  
doch als **Elektro-Apparat** mit  
Saxofontonführung **Mk. 57**

**Nur noch 57 Mk.**  
No. 1108, Elchengeh. 44x44x  
33 cm, mit geschwung. Haube,  
sonst Zubehör wie 1008 runde  
Vollklang-Tonführung, 30 cm  
Luxusplattenteller, la. Doppel-  
federschneckenw. m. 12 1/2 Min.  
Lautzeit, Selbstabsteller.  
Nr. 1108 S, wie Nr. 1108 je-  
doch als **Elektro-Apparat** mit  
Saxofontonführung **Mk. 62**

Außerdem legen wir jedem Apparat 8 Stück 25 cm große Elektro-Schalplattene (16 Musikstücke) und 1000 Nadeln im Verkaufswerte von zusammen Mk. 25.30 gratis bei.

**Kaufen Sie niemals ein Instrument anderweitig**

• ohne sich vorher gratis und franko unseren neuen **Haupt-Katalog** zu bestellen, wir bieten Ihnen **große Vorteile**.

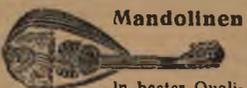
**Herfeld & Comp. in Neuenrade Nr. 328 Westf.**  
Tatsächlich größte und leistungsfähigste Musikinstrumentenfabrik in Neuenrade



**Violen**  
Schülervioline, gute Arbeit,  
goldbraun lackiert, Mk. 5.50  
Komplette Violen mit Form-  
etui, Bogen, Kolophon und  
Stimmleife von Mk. 11.50 an



**Trompete**  
in C mit  
B oder  
B mit A, 3-Zylinder-Ventile  
feinste Arbeit Mk. 42.- und  
sämtl. Messing-Blasinstrumente



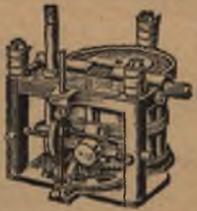
**Mandolinen**  
In bester Quali-  
tät, m. Schmetterling-Spiel-  
platte in Perlmutter, wie Ab-  
bildung nur Mk. 11.50  
Billigere u. noch bessere, auch  
echt Italienische, nach Katalog



**Gitarren**  
Ahorn, braun  
lackiert, garant. reine Bünde,  
gute Messing-Mechanik 11.50  
Laufen von Mk. 16. an



**Christ-  
baum-  
untersätze** mit Musik,  
selbst-  
drehend und  
selbstspie-  
lend, kosten  
in bester  
Qualität,  
2 Stücke  
spielend, 32.- Mk.  
4 Stücke  
spielend,  
38.- Mk.



**Koffer-  
Apparate**



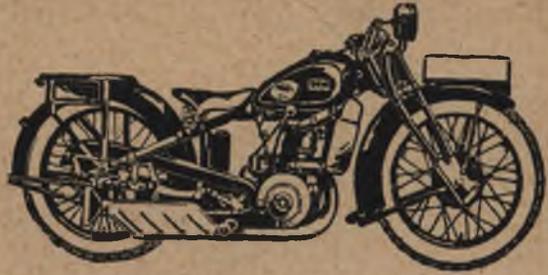
**Salon-  
Stand-  
Sprech-  
apparate** in feinsten  
Ausführung  
liefern wir v.  
60 Mk. an

von 31x25x14 cm Größe  
in feinsten Ausführung  
von **38 Mk.** an.

**3 Jahre Garantie**  
für die Werke in allen Apparaten!

Wir bauen in unsere Apparate nur die  
feuersten Markenlaufwerke ein! Alle  
Apparate mit la. Elektro-Schalldose!

# DKW

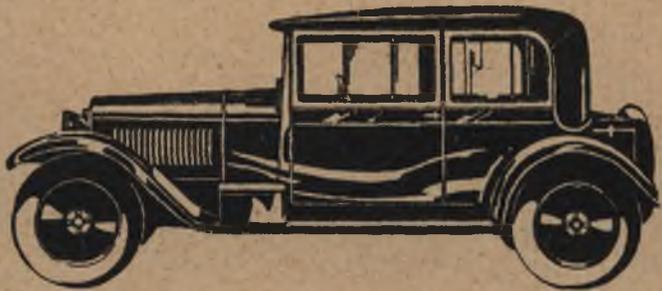


Den Kauf eines **DKW**-Motorrades werden Sie nie zu bereuen haben. Es ist und bleibt das zuverlässigste Motorrad der Welt!

200 ccm      300 ccm      500 ccm

Steuer- und fährerscheinfrei von Rm. **420.—** an.  
Prospekte gratis.

# DKW



4 Zylinder-Zweitakt ein  
**Meisterwerk**

Dieser **DKW**-Wagen ist heute unumstritten der **leistungs-**  
**fähigste, schönste** und **grösste** aller **Kleinwagen**.  
Höchstgeschwindigkeit 80 – 90/Std. Jahressteuer nur Rm. 110,40

**Berlin—Paris in 18 Stunden**  mit diesem serienmäßigen  
4 Zylinder-Cabriolet

Verlangen Sie noch heute Prospekte.  
Vorführung unverbindlich.

Fünffach bereift, elektr. Scheibenwischer und Winker, elektr. Zigarren-Anzünder und Benzinuhr, kurz mit allem erdenklichen Zubehör ausgerüstet.

Vertreter:

**Beuthen**  
Ernst Paluschinski  
Gymnasialstraße 15  
Telefon 3951

**Hindenburg**  
Walter Klementz  
Dorotheenstraße 62  
Telefon 4134

**Ratibor**  
Arthur Schlicht  
Langestraße 53  
Telefon 2971

**Cosel-Klodnitz**  
Josef Leppich  
Telefon 201

Weiterer Vertreternachweis durch

## Karl Wodetzki

Generalvertretung u. Fabriklager für Oberschlesien  
Oppeln, Krakauerstraße 2, Tel. 3226

Prospekte  
kostenlos

Prospekte  
kostenlos

Musikhaus

# Alfons Langer

Größtes Spezialhaus am Platze

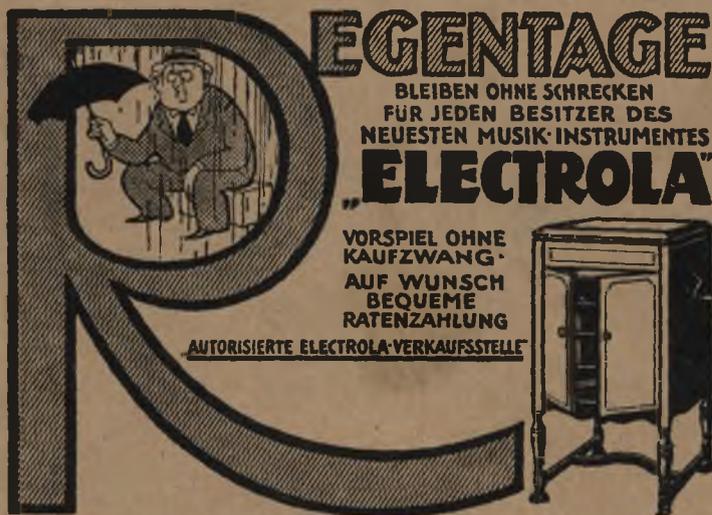
Ratibor / Ring Ecke Domstraße

Telefon 2935

**REGENTAGE**  
 BLEIBEN OHNE SCHRECKEN  
 FÜR JEDEN BESITZER DES  
 NEUESTEN MUSIK-INSTRUMENTES  
**„ELECTROLA“**

VORSPIEL OHNE  
 KAUFZWANG ·  
 AUF WUNSCH  
 BEQUEME  
 RATENZAHLUNG

AUTORISIERTE ELECTROLA-VERKAUFSSTELLE



**Sprechapparate** in allen Größen und Preislagen

**ca. 5000 Schallplatten**

Electrola, Odeon, Grammophon, Beka, Derby

Am Lager:

Violinen  
 Mandolinen  
 Gitarren  
 Lauten

Cellos  
 Zithern  
 Harmonikas  
 Mandolas

Mandriolas  
 Bandoneons  
 usw. usw.

## Abteilung für Büro und Schule







Biblioteka Śląska w Katowicach

Id: 0030000936001



II 137910/0/1931

SL